de haes

kontaminiert

Kriminalroman

de haes

kontaminiert

Kriminalroman

Bereits veröffentlicht

blüten
rache
kontaminiert

Impressum

Copyright © 2021 by Heinz Schwedes
Umschlag © 2021 by Heinz Schwedes

hws-ffm@gmx.de

Widmung

Meinen Urenkeln
und
allen nachfolgenden Generationen
gewidmet

1 Der Hase im Römertopf

Es war an einem Frühlingstag, der das endgültige Ende des Winters verkünden wollte. Die Sonne strahlte von einem blauen Himmel. Etwas diesig zwar, und es war in ungeschützten Lagen noch ein wenig kühl. Aber dennoch

gab es ein zuversichtliches Zeichen des Erwachens der Natur. Vorwitzige kleine Blumen und wenige Knospen der Bäume blühten bereits, sehr zur Freude von Bienen und Hummeln. Falter und Schmetterlinge tankten begierig das Sonnenlicht auf, dennoch schon bedacht, einen geeigneten Partner für den nahenden Sommer ausfindig zu machen. Auch die einheimischen Singvögel waren emsig mit Partnersuche und mancher von ihnen sogar schon mit Nestbau ausgelastet. Daher hatten es die ein wenig unterkühlten Insekten noch nicht so schwer, das Ende des Tages zu erleben.

Für Heinrich Mühl jedoch schien bereits der Sommer angebrochen zu sein. Er fuhr seinen neuen Mercedes oben offen – schließlich sollte man ja sehen, welch teures Stück Auto er sich da geleistet hatte. Da war nichts auf ‚Pump' – seine Firma, die Mühlen-Werke, waren jetzt seit Jahren stark im Plus und expandierten weiter und weiter. Der pharmazeutischen Industrie ging es blendend, sie profitierte wie keine andere Branche vom ‚Wirtschaftswunder'. Pillen brauchte das Land halt auch, nicht nur Autos, Waschmaschinen und Fernseher. Und die Mühlenwerke, die in einem der gefragtesten Segmente der Arzneimittelbranche erfolgreich waren, konnten dank wohldurchdachter Forschung und der Entwicklung von Schmerzmitteln einer rosigen Zukunft entgegensehen. Die Anleger hatten keine andere Wahl, die Mühlenwerke waren die Option für die Zukunft.

Und so sah auch Heinrich Mühl einer rosigen Zukunft entgegen. Er nahm das alles wahr, was da um ihn herum geschah. Seiner Firma, die er nach dem Krieg aus den Trümmern heraus wiederaufgebaut hatte, ging es gut. Nein, es ging ihr sehr gut! Er hatte eine fürsorgliche Ehefrau Gertraud, die den zweiten Platz in seinem aktuellen Leben einnahm und sich damit auch begnügte. Und die sich gar liebevoll um das Wohl seines Kindes kümmerte – das den Platz drei in seiner internen Rangliste seines Lebens einnahm. Gesund war Heinrich Mühl obendrein auch noch – was wollte er also noch mehr?

Nun, wenn man ihn danach gefragt hätte, würde Heinrich Mühl spontan sagen, dass er zufrieden ist. Wunschlos glücklich sozusagen. Aber, nach einem Augenblick der Besinnung, hätte er sicher geäußert, dass er sich wünschte, sein Sohn Bernd würde entschieden in seine Fußstapfen treten, damit er später ein würdiger und fähiger Erbe der Mühlenwerke werden konnte. Was er allerdings dabei übersah, war die Tatsache, dass sein Sohn erst vier Jahre alt war. Dem Jungen war mehr nach Spielen zu Mute als nach den ‚Firmenberichten', die er stets während des Essens der Familie über sich ergehen lassen musste.

Aber heute, zumindest hatte Heinrich Mühl das so geplant, sollten Familie und Frühling auf der Agenda stehen. Ganz vorn. Und so hatte er einen Ausflug in den Taunus geplant. Jenes Mittelgebirge Deutschlands, das einst das höchste Gebirge unserer Erde gewesen sein soll. In der Tat, der Feldberg

war einst mit über 10.000 Metern wohl höher als der Mount Everest dies mit seinen popligen 8.848 Metern heute war. War – wohlgemerkt! Diese Überlegungen werden jedoch bei Heinrich Mühl keine Rolle gespielt haben. Zahlen dieser Art konnte er keine Bedeutung beimessen. Nur bei Gewinn und Verlust – bei seiner Firma – spielten Zahlen bei ihm eine Rolle.

Heinrich Mühl parkte seinen Mercedes so, dass ihm nach Möglichkeit kein Vogel den Lack seines Cabriolets verunzieren konnte. Er hatte für sich das Gefühl, dass sein neues Schmuckstück perfekt zu ihm, zur Jahreszeit, zur Umgebung und auch zu seiner Familie passte. Und in dieser Reihenfolge erlebte er auch den Moment, ohne sich selbst dieser Reihenfolge bewusst zu sein. Für ihn war der Augenblick entscheidend. Und natürlich der Erfolg.

So in etwa wie für einen Fotografen. Wenn dieser seine Szene und sein Objektiv ausgewählt hatte, lag der Bildausschnitt meist schon fest. Besondere Stimmungen konnten durch Einsatz von Filtern erzeugt oder auch verstärkt werden. Aber auch das geschah bereits vor dem ‚Klick' der Aufnahme. Also, Filter aufschrauben, durch den Sucher blicken, kontrollieren dass die Belichtungswerte stimmten, den Auslöser drücken – fertig! Das Foto konnte dann von seiner Frau in eines von vielen Fotoalben geklebt werden.

Das Gasthaus, auf dessen Parkplatz Heinrich Mühl eben geparkt hatte, war ihm von einem Mitarbeiter empfohlen worden. Empfohlen war vielleicht zu viel gesagt. Dr. Franz Leifer, der Leiter der Entwicklungslabore der Mühlen-Werke war, kam mehrmals im Jahr mit seiner Familie hierher. Seine Töchter konnten hier reiten, seine Jungen Fußball spielen oder sich mit dem Bauern von nebenan und dessen Sohn auf dem Traktor amüsieren. Während Dr. Leifer nach dem Essen mit seiner Frau einen erholsamen Spaziergang in der näheren Umgebung machte. Manchmal blieb die Familie Leifer bis nach dem Kaffee in dieser Idylle. Hin und wieder blieben die Leifers sogar noch zum Abendbrot im Gasthaus, und manchmal übernachteten sie dann auch hier.

Zu den Leifers waren die Mühls geradezu ein Kontrastprogramm. Die Leifers, eine weltoffene harmonische Familie auf der einen, die Mühls mit einem die Familie beherrschenden Egoisten auf der anderen Seite. Während Dr. Leifer die natürliche Umgebung des Taunus für sich und seine Familie zur Regeneration nutze, machte Heinrich Mühl in dieser Umgebung alles das, was er sonst mit sich und seiner Familie auch tat: er beherrschte sie und machte ihnen Stress. Ah, Stress – mit Aufregung ist es wohl ganz gut übersetzt.

Nach dem reichhaltigen Mittagessen einschließlich eines Nachtisches für die Familie, gönnte sich Heinrich Mühl noch einen Absacker. Einen vorzüglichen, selbstgebrannten Pflaumenschnaps, von dem später noch hin und wieder einer nachgereicht werden würde. Dann ging es in den Stall, wo Bernd gegen seinen Willen auf ein Zugpferd gesetzt wurde. Irgendwie war

dem Kleinen unheimlich auf dem riesigen Pferd. Und als dieses versuchte, mit seinem Maul nach seinen kleinen Beinchen zu schnappen, war es aus mit dem Abenteuer Pferd: Bernd begann zu heulen, und wollte nur noch runter von diesem Ungetüm. Der Wirt – er war in seinem zweiten Erwerbsleben auch Bauer – versuchte zu retten was zu retten war, nahm Bernd an der Hand und führte ihn zu seinen Hasenställen.

Bernd hatte sich noch nicht ganz beruhigt. Für ihn war es so gewesen, dass das Pferd nach seinem kleinen Beinchen geschnappt hatte. Und da hatte er Angst bekommen. Dass dies auch eine Art Zuneigung des Pferdes sein konnte, würde er erst später in seinem Leben lernen. Später würde er dann auch sagen, dass er durch den Geruch der Hasen, die da neugierig an ihre Käfigtüren gekommen waren, von seinen Gedanken abgelenkt worden ist. Der Bauer redete auf Bernd und die Hasen ein und hielt einen Eimer mit allerlei Grünzeug in der Hand. Er fütterte die Hasen mit Salatblättern und Möhren aus dem Eimer und reichte schließlich Bernd eine Möhre, damit dieser auch die Hasen füttern konnte. Nach anfänglichen Schwierigkeiten – Bernd ließ die Möhre immer dann schon los, wenn der Hase gerade beginnen wollte, sie zu verspeisen, so dass die Möhre auf dem Boden landete – gelang dies auch leidlich gut. Bernd bemerkte, dass die Hasen sehr friedfertig waren und er sie sogar durch den Maschendraht mit einem Finger streicheln konnte.

Der Bauer nahm dies mit einem Lächeln zur Kenntnis. Ihm gefiel der kleine Junge, schließlich hatte er nur zwei Töchter, schon jenseits der Pubertät, zum Glück. Die interessierten sich für alles, aber nicht für das Gasthaus, und schon gar nicht für den Bauernhof. Schließlich nahm er einen jungen Hasen aus seinem Stall und gab ihn an Bernd weiter. Bernd konnte es gar nicht fassen, dass er den kleinen jungen Hasen in seinen kleinen Armen halten und ihn sogar streicheln durfte.

Aber es kam ja noch besser. Nur, das bekam Bernd so schnell nicht mit. Aber der Bauer gab dessen Vater schon zu verstehen, dass der Junge den Hasen behalten durfte. Als Bernd das richtig begriffen hatte, war sein Glück für diesen Tag vollkommen. Da vergaß er sogar, dass das Pferd nach seinem Beinchen geschnappt hatte. Denn er war nun vollkommen glücklich. Einen Hasen, so kuschelig, so friedfertig – das war das Allerliebste bis dahin, was er je bekommen hatte!

Ein kleine Apfelkiste, als Reisebehälter für den jungen Hasen, und Bernds Glück für den Tag war perfekt. Es ging für ihn nur noch um den Hasen. Was er frisst und wann er schläft – wollte er wissen. Und wann er frühstückt. Und darf er in mein Zimmer? Und überhaupt, was macht er denn, wenn ich im Kindergarten bin? Die kleine Kinderseele war nur noch mit ihrem neuen Freund – das war er doch, oder? – beschäftigt.

Der Nachhauseweg war anfangs noch eine andauernde Fragestunde des jungen Bernd an seine Eltern. Aber zum Glück, der Weg war ja ein wenig

weit. Immerhin, vom Taunus nach Frankfurt. Da ist schon so manches Kind im Auto eingeschlafen. Und den kleinen Bernd hat es dann auch – wie sagt man so schön – regelrecht um geleiert. Und den kleinen Hasen gleich mit.

Den Eltern ist es sogar gelungen, den Kleinen ins Bett zu bringen, ohne dass er noch einmal wach geworden ist. Ob er von seinem Hasen – sagen wir doch erst noch Häschen, der war ja schon noch ein bisschen klein – geträumt hat? Da müssen wir ihn noch einmal befragen. Aber, bestimmt – würde ich sagen. Das tun Kinder schon.

Und dass sie am anderen Tag früher aufwachen und sofort bei ihrem neuen Schatz nach dem Rechten sehen, das ist auch durchaus normal. Das er ausreichend Wasser hatte. Und überhaupt das Essen – beim Kind essen Tiere zunächst. Bis sie die Rede des Erwachsenen und damit das ‚Fressen' für ihren Liebling übernehmen. Auch dass so ein Schatz die nächsten Tage und Wochen im Mittelpunkt des Lebens eines Kindes steht, da gibt es doch keinen Zweifel. Da wird Löwenzahn von der Wiese des Kindergartens mitgebracht. Beim Gemüseladen wird eine Möhre geschnorrt. Die Salatreste gehen nicht mehr in den Müll, sondern selbstverständlich an den kleinen Mitbewohner, den neuen Freund. Kurz um, der junge Hase wurde gehäppelt und gepäppelt. Dem hat es an in dieser Zeit an nichts gemangelt. Und so sah er dann auch aus, nach ein paar Monaten. Dick und rund, gar nicht mehr klein und niedlich. Der Hase wurde halt schnell erwachsen.

Bernd hat das nichts ausgemacht. Bei ihm wurde ja auch immer gesagt: ‚Oh, wie bist du gewachsen!' Oder: ‚Junge, wie groß bist du geworden!' Deshalb war es für ihn die natürlichste Sache der Welt, dass der Hase auch dank seiner Pflege, seines Kümmerns, gewachsen war, oder zugenommen hatte. Wie immer ein kleines Kind so etwas wahrnimmt. Für ihn war der Hase sein ein und alles. Oder, wenn man so will, seine erste Liebe. Eine reine Liebe: natürlich, echt, ohne Vorbehalt. So wie Liebe sein sollte. Und umgedreht war das genauso. Der Hase, Mucki, der liebte den kleinen Bernd wohl ebenfalls. Er wusste genau, wann der Kindergarten zu Ende war. Wann es die besonderen Leckereien gab, die sein Menschenfreund immer für ihn mitbrachte. Er zeigte sich auch auf seine Art dankbar dafür. Kam an, und ließ sich herzen, streicheln, und vor allem: natürlich füttern. Ganz besonders gern von Bernd. Andere Menschen, die wurden beschnuppert. Nun, akzeptiert vielleicht. Oder geduldet? Wer weiß das schon? Aber wenn Bernd da war, oder etwas mitbrachte, das war schon ein wenig anders. Da war Aufmerksamkeit da. Bernd, der wurde sofort registriert. Und das war es, was der junge Mensch wahrgenommen hat: er wurde von dem anderen Lebewesen schon auch so etwas wie geliebt. Auf jeden Fall waren die Beiden sehr vertraut miteinander. Vertrauen war da, und das muss schon ein wenig tiefer gewesen sein. Gebissen oder so, das wurde Bernd nie. Das vielleicht so mal nebenbei.

Nur Bernds Vater, den hat das alles nicht gekümmert. Der Junge hatte halt

einen Hasen wie andere Kinder ein Fahrrad haben. Oder einen Fußball. Und ob der Hase gewachsen war, das interessierte ihn nur am Rande. Aber schon, ja. Die Quartalszahlen seines Betriebes waren zwar wichtiger. Dass der Hase irgendwann auch eine gewisse Reife zeigte, das hat er schon registriert.

Nun kommt es so, wie solche Geschichten sich, na ja, wie soll man eigentlich sagen – entwickeln? Drehen? Wenden? Also, zunächst Mal, der Reihe nach: Bernd kam wie jeden Tag, die letzten Wochentage, nach Hause. Hatte Löwenzahn dabei und flitzte sofort zu seinem Hasen. So! An den Käfig ran, wie immer. Keine Reaktion. Starre! Enttäuschung! Rufen! Immer noch keine Reaktion! Auf jeden Fall auf Seiten des Hasen. Denn der kam Bernd nicht wie sonst sofort entgegen. Der hatte doch immer gehört, dass die Tür gegangen und Bernd nach Hause gekommen war und war doch schon draußen und wartete. Was war da los? Mutter, was ist hier los? Die Mutter wich aus. Die Putzfrau, oder was die sonst noch war, auch. Keiner sagte etwas. Alle drucksten nur rum! Mist! Was war mit Mucki? Irgendeiner musste doch etwas wissen! Ha – Vater war da! Was, der hatte heute Geburtstag? Egal, der musste es doch wissen! Also, Vater, wo war Mucki? Das war jetzt vordringlich wichtig!

Der Vater kam gerade aus der Küche und hatte eine Platte in den Händen, auf der solch ein komisches Wesen lag. Und in der Küche, nah am Herd stand so ein dampfendes braunes Etwas. Was sie immer Römertopf nannten. Das hatte Bernd schon hin und wieder erlebt. Zu Feiertagen. Da gab es mal Gans. Oder ein Hühnchen. Einen Braten halt. Den die Erwachsen so gerne verspeisten. Bernd hatte davon auch stets etwas mitgegessen. Was heißt hier mitgegessen? Man hat ihm aufgetan! Und nichts weiter. Bernd hat sich – in seinem kindlichen Alter – nichts dabei gedacht.

Aber hier, nun in diesem Augenblick, da geschah das Unfassbare für ihn. Als er seinen Vater zum soundsovielten Mal fragte, wo denn sein Hase sei und der Vater nur auf die Platte deutete, die er da gerade in seinen Händen hielte. Da brach Bernds Welt zusammen. Das konnte er nicht begreifen! Das war für die kleine Seele nicht zu verstehen. Wie konnte der Vater nur so strahlen? Wie konnte der sich so freuen? Wie konnte der Kerl nur so an seinem Freund Mucki herumschneiden? Wenn das überhaupt Mucki war. Wie konnte der Vater auf die Idee kommen, den Mucki in diesen Topf zu tun und diesen dann in die Bratröhre schieben? Wie konnte der seinen Freund verspeisen wollen? Wie konnte ihm – und seiner Mutter, und den Gästen – wie konnte denen das schmecken?

Bernd – hat von diesem Tag an nie wieder Fleisch gegessen. Und das Vertrauen zu seinem Vater war an diesem Tag auch für immer zerbrochen.

*

2 Erst das Wasser …

Nun gingen Jahre ins Land. Das Drama mit Mucki, dem geliebten Hasen – es war zwar vorbei, aber für Bernd in seinem Innersten bestimmt nicht. Er hatte all die Jahre seinen Kampf mit seinem Vater. Ob man das von Seiten Bernds überhaupt Kampf nennen kann? Wo der Vater doch wie ein Spieß beim Kommiss immer alles nur befohlen hat. Lautstark, wenn es drauf ankam. Da durfte kein Widerwort kommen. Sonst gab es auch mal was kräftig hinter die Ohren. ‚Hat noch nie jemandem geschadet. Mir auch nicht, mir hat es mein Vater auch so beigebracht!' War Heinrich Mühls Kommentar, wenn er danach wieder zur Tagesordnung überging.

Das ging so hin, die ganze Schulzeit. So ein richtiger Kerl, mit Mumm und Tatendrang, das war er nicht. Der Bernd. Das würde er auch nicht werden. Er war der Gegenentwurf zu seinem Vater, ein wenig weich veranlagt. Tierlieb vor allem. Er zeigte schon immer wieder Neigungen, in Richtung Natur, und Naturschutz. Und besonders angetan war er von solchen Organisationen wie Greenpeace und WWF. Den Bemühungen weltweit, Tieren ihren Lebensraum zu erhalten war auch sein Ding. Und an allem, was sich darum rankte, hatte er Interesse. Und an der Erde als solche. Gewissermaßen ein globaler Ansatz.

Der Vater war in dieser Hinsicht, nicht der direkte Gegenpol. Nein, das nicht. Aber die Firma. Die hatte schon zu Großvaters Zeiten Pflanzenschutzmittel produziert. Und Rattengift. Da war man halt nicht so zimperlich. Ungeziefer musste ausgerottet werden. Da war die Ernte in Gefahr. Und durch diese Position, die den Bauern alle chemischen Mittel zur Verfügung stellt, damit sie auf ihren Feldern den Ernteertrag sicherstellen konnten, entstand eine gewisse Gegensätzlichkeit zwischen Vater und Sohn. Permanent, immer und immer wieder. Bernd versuchte sich in dieser Hinsicht zu profilieren, schon um seinem Vater damit zu widersprechen. Aber er kämpfte einen hilflosen Kampf, so etwa wie Don Quichotte mit den Flügeln der Windmühle. Vater Heinrich in seiner dominanten Art machte jedes noch so stichhaltige Argument zunichte und drängte seinen Sohn Bernd in eine Ecke, aus der er nur noch innerlich die Uneinsichtigkeit seines Vaters verfluchen konnte. Er wusste, dass er diesem rechthaberischen Alleswisser nie Paroli würde bieten können. Und der Vater hatte seinen Spaß daran, ihn immer wieder in eine Ecke zu treiben, aus der er mit seinen grünen Parolen nicht herauskam. Weil er – der Vater, es nicht einsah und gar nicht daran dachte, seinen Sohn aus seiner grünen Ecke herauszulassen.

Es war wie mit gewissen Parteien in der Politik. Da wurde auch damit argumentiert, dass ein Bauer, sagen wir, Weizen anbauen wollte. Und, wenn dieser dann reif ist, eben diesen Weizen auch verkaufen will. Und die Menschen machten Brot daraus, ein Grundnahrungsmittel. Da die Natur aber

Dinge bereithielt, die diesem menschlichen Bedürfnis entgegenstanden – also jede Menge Schädlinge, die diesem Weizen schaden wollten, erlaubt man dem Bauern seinen Weizen so zu schützen, dass er reifen konnte und nach der Ernte zu gutem Geld zu verkaufen war. Diese Schutzmittel waren aber für die Natur äußerst gefährlich, schützten den Weizen aber recht gut. Die Politiker, eine besondere Kaste in unserer menschlichen Gesellschaft, hatten – sagen wir es mal vorsichtig – auch einen Kontakt zu den Herstellern dieser Schutzmittel. Und die flüsterten den Politikern, dass sie ganz prima Mittelchen für die Bauern hätten. Von etwaigen Nachteilen für die Natur und den Menschen wurde nur am Rande gesprochen. Etwaige Nachteile für die Natur? Na ja, schon. Erklärten sie. Wegen der aggressiven Natur haben wir ja diese Mittelchen entwickelt. Den Bauern erzählten sie den gleichen Schmus und briesen ihre Mittelchen über den berühmten grünen Klee, so dass die Bauern letztlich forderten, dass sie endlich diese Schutzmittel einsetzen dürfen.

Das Ganze kam dann so, dass alle Bedenken in unserem Bundestag und danach auch im Bundesrat über Bord geworfen wurden. Und somit durften diese Schutzmittelchen eingesetzt werden. Denken wir dabei nur mal am Rande an die ganze Armada von Pestiziden, mit denen man der allmächtigen Schädlingsplage entgegentrat. Die negativen Folgen spüren wir nun heutzutage ganz extrem. Da die chemische Industrie an breiter Front ihre Mittelchen entwickelt hat, und die Bauern, wie auch die Politiker, das Ganze sanktioniert und angewendet haben, steht die Natur nun als der Verlierer da. Ganz massiv sogar. Es gibt sehr viel weniger Schmetterlinge, auch manch Käfer ist selten geworden. Oder gilt gar schon als ausgestorben. Bienen sind sehr gefährdet. Und im gleichen Maße gehen auch die Vögel zurück. Sie haben Futtermangel wegen der geringen Anzahl von Insekten. Oder sie kommen als Greifvögel auf andere Art durch die Pestizide zu Schaden. Schließlich fressen sie die Beutetiere, die mit derartigen Mitteln so in Kontakt gekommen sind, dass es zu Auswirkungen auf ihre Nachkommenschaft kommt. Zu negativen Auswirkungen.

Was hat das Ganze mit Bernd und seinem Vater zu tun? Nun, der junge Idealist Bernd, der sich für die Natur stark machen wollte, der wurde von seinem Vater mit jedem einzelnen Argument einfach fachlich platt gemacht. So wie die Lobbyisten es bei den Politikern getan haben: einfach alles im Detail zerpflücken. Alles kleinreden. Der Vater hängte irgendwo in einer Insektizidkette noch ein Molekül an, und schon war für ihn der Käse gegessen. Heißt: bei ihm war das Problem weg. Bloß, ob damit das Problem der Natur mit der aggressiven Chemie auch gelöst wäre, hätten erst noch langfristige Studien ergeben müssen. Und die musste der Vater ja nicht machen. Und Bernd hatte das Nachsehen. Sein Vater hatte wieder einmal gewonnen.

So ungefähr lief das ab, bei den Mühls. Der arme Bernd war wie ein – sagen wir durchschnittlicher Schachspieler, der gegen einen absoluten Crack am

Schwarzen Brett antritt: der bekam keinen Stich gegen seinen Vater. Er ging immer als Verlierer vom Platz – und musste den König opfern. Bei denen zuhause verlor auch immer die Natur.

Innerlich wurmte ihn das sehr. Aber er sah ein, dass er gegen diesen Giganten keine Chance hatte. In allen Fragen, die im Alltag anstanden, hatte Vater die Oberhand. Er bemerkte nicht, dass er sich mit seiner Argumentation immer deshalb durchsetzt, weil er die Probleme, die sein Sohn angehen wollte, auf ein einfaches chemisches Problem reduzierte. Ja, schon, da hatte er einen eindeutigen Vorteil – und er siegte. Sein Sohn wiederum, konnte es einfach nicht sein lassen. Die Argumente, die er sich zu eigen machte, es waren die Probleme der jungen Weltverbesserer. Die sind schon gut, die sollen hier auch nicht in Frage gestellt werden. Die sind essentiell, da muss unsere Gesellschaft aufstehen und sie lösen. Wir alle, gemeinsam – müssen wir den Weg aus diesem Labyrinth suchen und finden. Nur, wir müssen dabei auch verstehen, dass wir mit solch engstirnigen Fachidioten wie Bernds Vater nicht diskutieren dürfen. Der wird immer Recht behalten. Aus seiner rein fachlich ausgerichteten Sicht ist das auch ein bisschen ok. Oder? Ich mag im Detail recht haben, aber im Ganzen? Könnte es sein, dass mir mit meiner Sicht auf das ganz Spezielle, der Blick für das Globale abhandenkommt? Das mir gerade im Kleinen etwas vom Ganzen verloren geht, weil ich im Kleinen gewonnen habe? Ein Pyrrhussieg, der mich letztendlich zum Verlierer macht? Müsste sich der Vater nicht diese Fragen stellen?

Aber, wie auch immer – dem jungen Bernd bringt das alles nichts. Er denkt und handelt nicht so, sondern lässt sich immer wieder auf diesen Nahkampf ein, der im chemischen Schwitzkasten des Vaters endet – und zieht den Kürzeren. Der Vater ist natürlich auch irgendwie – na ja, schon bescheuert. Er bemerkt nicht, dass er mit seiner permanenten Besserwisserei alle Flügel seines Sohnes beschneidet. Er verbessert seine Kenntnisse in Chemie schon, aber er bringt ihn rein menschlich nicht weiter, wenn er ihn immer verlieren lässt.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass Bernd innerlich schon vor dem Abitur beschlossen hat, auf keinen Fall ein Studium zu beginnen, was in Richtung spätere Berufslaufbahn in den Mühlen-Werken zielen würde. Aber was das nun sein könnte, irgendwas wie Umweltschutz oder Naturschutz, das wusste er auch noch nicht. Als sich die Zeit ergab, wo er und seine Klassenkameraden ein Praktikum in einem Industriebetrieb oder einer öffentlichen Verwaltung machen durften, will es der Teufel, ist er doch in den Mühlen-Werken gelandet.

Anfangs ging es auch ganz gut. Er lernte ein wenig einen Industriebetrieb kennen und fand die Organisation ganz allgemein und die Aufgaben eines Labors im Besonderen sehr interessant. Aber als es dann in einem weiteren Teil seiner Arbeit dort um etwas ging, wo man die Ausbildung und die Erfahrung eines ausgebildeten Laboranten gebraucht hätte, war er schlicht überfordert. Vater Heinrich hatte den Filius einen Laborversuch machen

lassen, bei dem ein Laborant mit Erfahrung gefordert war. Hätte er sich das klar gemacht, der Vater, dann wäre der Familie Mühl viel Leid erspart worden.

Bernd laborierte in einem Nebengebäude, in dem auch andere wichtige Labore untergebracht waren. Alles ein wenig kritisch, was die Sicherheit der Versuche anbelangte. Wenn man über die speziellen Kenntnisse und die notwendige Berufserfahrung verfügte, dann geht das noch. Aber, das ist schon klar, die hatte der Bernd nicht. Fragt sich, hat der Vater das in diesem Umfang nicht gesehen. Oder einfach nur übersehen? Hat er das nicht bedacht? Wollte er, wie beim Schachspiel, nur seinen Sohn wieder den Kürzeren ziehen lassen? Mh? Ob er wenigstens hinterher Skrupel hatte? Aber sehen wir erst einmal, was geschieht, bevor wir diese Frage vielleicht erneut stellen.

Was war passiert? Nun, Bernd macht schon recht gewissenhaft seinen Versuchsaufbau. Da gibt es kein Vertun, das hatte er in der Schule so gelernt. Und das haben ihm die Laboranten der Mühlen-Werke auch genauso vermittelt. Aber was ihm gefehlt hat, war die notwendige Konzentration. Und das überzeugte Wollen. Und die routinierte Erfahrung, die notwendig war, um einen schon etwas anspruchsvolleren Laborversuch durchzuführen, den ihm sein Vater vorgegeben hat. Vielleicht hat der Vater auch jene Lust verspürt, diesen Versuch eines Mitarbeiters, der die Firma auf einem speziellen Fachgebiet endlich ein Stück vorangebracht hatte, selbst durchzuführen. Wer weiß das schon?

Also, um es etwas abzukürzen, Bernd hatte schon einen gewissen Teil der Versuchskette bewältigt, als er an eine Schlüsselstelle angelangt ist. Und dann hat er einen ganz entscheidenden Fehler gemacht. Es ging darum, nun eine gewisse Menge verdünnter Säure in eine Versuchsanordnung einzubringen, wobei die Art der zum Einsatz kommenden Stoffe in ihrer Zusammensetzung schon ein wenig gefährlich war. Wenn man Säure verdünnen will, so muss zuerst immer das Wasser in den Versuchskolben oder das Reagenzröhrchen gegeben werden! Und nicht umgekehrt! Umgekehrt – neigen derartige Stoffe zur ungeheuren Reaktion – sie können explodieren!

Hätte Bernd bloß mal auf seinen Chemielehrer gehört. Der hatte immer den Spruch drauf: ‚Erst das Wasser, dann die Säure! Sonst geschieht das Ungeheure!‘ Wäre einfach zu merken gewesen. Aber, Bernd hat es halt nicht draufgehabt – und wumms! Ist sein kleines Labor in die Luft geflogen. Im Nachbarlabor war dabei auch einiges kaputt gegangen. Und daher flog dieses Labor dann gleich mit in die Luft. Etwas verzögert. Nun ja, das kleine separate Laborgebäude, in dem sich Bernds Labor vor seinem Versuch befunden hatte, es war hinterher ein Totalschaden.

Alles materielle kann ersetzt werden. Das sind in einem solchen Fall immer die ersten Kommentare. Immer! Damit wollen wir uns Mut zusprechen. Aber, wenn Menschen zu Schaden gekommen sind, ernster verletzt obendrein, dann wird es meist bitter. Dann gibt es keine Sprüche mehr, die aufmuntern

können. Man kann aus keinem scherzhaft gemeinten und so lapidar dahin gesagten Satz etwas aufnehmen, was dem Menschen, der einen Unfall geradeso überlebt hat, einen Trost macht. Nicht für das Leid das er gerade durchlebt. Nicht für die Schmerzen. Nicht für die Angst vor dem, was das Leben ihm nun bringen mag, wenn er mit einem Handicap, einer Behinderung, wie auch immer geartet, ab sofort leben muss. Gewissermaßen ohne Vorwarnung.

Bei Bernd war es so: er hatte Riesenglück gehabt. Er hatte keine Verätzungen, keine Verbrennungen, was eigentlich bei einem derartigen Unfall das normale Resultat gewesen wäre. Da war er verschont geblieben. Dennoch waren die Folgen des Unfalls für ihn schlimm gewesen. Ihn hatte die Wucht einer zweiten oder dritten Explosion derartig gegen einen Heizkörper geschleudert, dass er eine Wirbelsäulenfraktur erlitt. Sein Rückenmark war allerdings nicht durchtrennt, und die Ärzte hielten es anfänglich für durchaus möglich, dass er sich eines Tages wieder normal und ohne Rollstuhl auf den Beinen halten und auch wieder gehen könnte.

Aber so richtig einschätzen können unsere Mediziner so etwas nicht. Beim Einen geht das ganz gut, der Erholungsprozess. Ein anderer macht treu und brav seine Reha – und es funktioniert trotzdem nicht. Er kommt einfach nicht wieder auf die Beine.

Es gingen Wochen und Monate ins Land. Bernd ging es zwar besser. Körperlich. Aber er saß noch immer im Rollstuhl. Er konnte zwar für kurze Zeit auf seinen beiden Beinen stehen. Aber laufen im althergebrachten Sinn, das konnte er nicht. Pflegebedürftig, nein – das war er nun auch wieder nicht. Seine Seele hätte schon der Pflege bedurft, aber sein Körper, der war ok. Er hatte Abitur gemacht und studierte später Umweltwissenschaften. Dass er dies konnte, war nur dem Umstand geschuldet, dass ihn sein Vater nach diesem fatalen Crash einfach nicht mehr auf seinem Zettel hatte. Ein Sohn, der einen Labortrakt in Schutt und Asche gelegt hat, kann unmöglich eines Tages die Firma leiten! Da musste ausgewechselt werden, wenn man am Ball bleiben wollte. Bloß wen?

Zum Glück hatte Heinrich Mühl eine Schwester Paula, genau gesagt mit Nachnamen Wieczorek-Mühl. Die war verheiratet und hatte einen Sohn Peter. Einen Mann, Herbert Wieczorek hatte sie auch noch, natürlich. Aber den lassen wir mal beiseite – der war Banker, und hatte hier nichts vorgefunden, was er hätte finanziell regeln können. Peter, der schon eher. Der hatte fast nur Einsen auf dem Zeugnis, und war in Chemie in seinem Jahrgang sogar Bundessieger bei ‚Jugend forscht' geworden. Also, wenn das kein Kandidat für den Chefsessel ist, dann weiß man auch nicht mehr. Jetzt, da der Filius endgültig als Kandidat für die Nachfolge von Heinrich Mühl ausgefallen war.

Heinrich Mühl hatte es schon gewusst – dass er seinen Sohn aus der Firma raushalten würde. Und dass er stattdessen seinen Neffen Peter zum Chef machen könnte. Nur wie? Ja, wie konnte er seinem Sohn beibringen, dass er

nur ein Aktienpaket als Abfindung der Mühlen-Werke erhalten sollte. Und dass sein Vetter, nach Beendigung seines Chemie-Studiums, die Leitung der Mühlen-Werke übernehmen würde. Für seinen Sohn Bernd, hatte er Mitleid, in gewissem Sinn schon – aber Verantwortung übernehmen in seinem kleinen Betrieb? Das traute er ihm einfach nicht zu. Seltsam nur, dass er seiner Frau Gertraud nichts davon erzählte. Für ihn aber war das so gut wie beschlossene Sache.

‚Ich habe den Betrieb in einer wirtschaftlich schlechten Zeit über Wasser gehalten. Ich habe dafür doch nicht all die Jahre gerackert, dass mein feiner Herr Sohn das hier mal übernimmt! Überhaupt, es ist doch schließlich ein Familienbetrieb. Mein Großvater hat ihn gegründet. Ihn nach dem Ersten Weltkrieg durch die Inflationszeit gebracht. Mein Vater hat die Nazis überstanden und die schwere Nachkriegszeit. Die Mühlen-Werke müssen erhalten bleiben! Der Peter ist der Richtige dafür! Der soll den Betrieb einmal übernehmen.‘ war seine Meinung zu diesem Thema.

Aber noch war die Zeit dafür noch nicht gekommen. Beide, der Sohn wie auch der Neffe, hatten in ihrem Studium noch nicht die Hälfte der Regelstudienzeit absolviert. Heinrich Mühl war gerade mal fünfundfünfzig Jahre alt und fühlte sich leistungsfähig wie mit vierzig. Also, da kommt ein solcher Gedanke mal kurzfristig in den Kopf – wenn also der Unfall und die Folgen so einigermaßen überstanden sind. Und dann wird wieder nach vorne geschaut. Und weitergeackert. Hilft doch nichts!

Als Bernd wieder aus der Reha nach Hause kommen sollte, überlegte der Vater doch tatsächlich, das Haus im Erdgeschoß zu vergrößern und außerdem einen Aufzug im Haus einbauen zu lassen. Bernd sollte dann im Obergeschoß wohnen und dazu hatte er den Fahrstuhl zur Verfügung.

Die Umbauarbeiten waren eben mal beendet, und Bernd im Obergeschoß eingezogen, traf die Familie Mühl der nächste Schicksalsschlag: bei Gertraut wurde Krebs festgestellt. Bösartig, und aggressiv. Es ging alles sehr schnell. Vier Monate später fand die Beerdigung statt.

*

3 Ein Zufallsfund und Umbaupläne

Tage und Wochen waren ins Land gegangen seitdem Gertraut Mühl beerdigt worden war. Den Anfang der Umbauarbeiten im Haus hatte sie noch krebskrank miterlebt. Als diese dann abgeschlossen waren, hat sie auch noch erleben können, dass ihr einziger Sohn Bernd wieder nach Hause gekommen war und dass er so einigermaßen mit seiner Behinderung zurechtkam.

Wenigstens dies machte sie etwas zufrieden. Sie liebte ihren Sohn, sein sanftes Wesen, dem ihren sehr ähnlich. Sie wusste, dass er unter dem Vater litt. Sie konnte die Szene mit dem Hasen zeitlebens nicht vergessen und hat ihrem Mann Heinrich dies auch nie verzeihen können.

Bernd arrangierte sich mit seinem Handicap so gut es ging. Er hatte Studienkollegen, die ebenfalls im Rollstuhl saßen und es war unter jungen Menschen einfach so, dass man damit leben lernen musste. Heutzutage wird für Behinderte einfach so viel getan, dass einem Menschen mit Behinderung die Welt ebenso offensteht – oder fast – wie für Menschen ohne Behinderung. Auf jeden Fall ist es so, dass kranke wie gesunde junge Menschen damit sehr gut umgehen. Und dass damit die Integration eine sehr gute Ausgangsbasis hat. Zumindest Schule und Studium sind dadurch erst einmal gesichert. Wie das danach, bei der Suche nach einem Arbeitsplatz aussieht, ist erst einmal zweitrangig. So weit ist Bernd noch nicht.

Heinrich Mühl stürzte sich nach dem Tod seiner Ehefrau in die Arbeit. Zuhause, was sollte er schon mit seinem Sohn anfangen? Über die Firma reden? Über Entwicklungshilfe? Über was? Da bestand keine Beziehung. Da war nichts. Außer ein wenig Mitleid, dass der arme Kerl nun noch auf den Rollstuhl angewiesen war. Aber er konnte damit nichts anfangen. Jedes Mal, wenn ihn der Betriebsrat nervte, einen neuen Arbeitsplatz zu schaffen und diesen für einen Behinderten einzurichten, bekam er eine Krise. Die kosten so viel, und sind so oft krank, kriegen mehr Urlaub. Er machte die Sache meist kurz. Die gesetzlichen Regeln wurden eingehalten und dann sollte die jeweilige Abteilung damit fertig werden. Nun aber, mit dem behinderten Sohn, der es wohl auch bleiben würde, wurde das ein klein wenig anders. Man stelle sich bloß vor, Heinrich dachte in einer seiner wenigen schwachen Minuten sogar einmal daran, seinem Sohn einen derartigen Arbeitsplatz einzurichten. Aber ganz ruhig bleiben! Dieser Gedanke hat bei Heinrich nicht sehr lange angehalten.

Und dass dieser Gedanke so schnell in Vergessenheit geriet, war einem besonderen Umstand zu verdanken. Das erste Weihnachtsfest ohne Frau Gertraut, dafür aber mit Sohn, der im Rollstuhl saß, war überstanden. Und dann war auch triste Winter vorbei. Heinrich atmete ein wenig durch. Gerade wollte er überlegen, mit welcher Idee er seine Firma noch innovativer machen konnte, als ihm der Durchbruch einer Forschungsgruppe gemeldet wurde. Neugierig machte er sich auf den Weg in das Labor, wo die Forschergruppe schon die Prosecco Gläser in den Händen hielt. Es wurde auf den Erfolg angestoßen. Erste Ideen wurden geäußert, was das für die Mühlen-Werke an Konsequenzen bedeuten könnte.

Aus diesen ersten Ideen, wurden bald Absichten, und letztendlich konkrete Pläne. Ein Neubau musste her, denn die Produktion des neuen Präparats sollte nach den modernsten Gesichtspunkten erfolgen. Dazu wurde Gelände gebraucht. Und Geld. Eine ganze Menge sogar.

Bauland außerhalb des Werkgeländes kam nicht in Frage. Das angrenzende Gelände war als Baugelände von der regierenden Partei fest zugesagt. Also hätte man die Firma Mühlen-Werke irgendwo neu errichten müssen. Dazu reichten jedoch die Mittel nicht. Nur die neue Produktion auslagern, war auch zu teuer und aus organisatorischen Gründen nicht empfehlenswert. Das wurde auch verworfen. Blieb nur der Ausweg, ein altes Laborgebäude, was schon seit der Nachkriegszeit nur als Endlager für kritische Substanzen genutzt wurde, abzureißen. Und noch den Labortrakt, den Bernd mehr oder weniger baufällig gemacht hatte. Nach gründlicher Prüfung konnte an dieser Front ‚Gelände für den Neubau' Entwarnung gegeben werden. Die benötigte Fläche war vorhanden. Auf dem Firmengelände.

Nun kam die nächste Schwierigkeit: was würde es kosten, und die Frage war, wie konnte man das finanzieren? Derartige Überlegungen sind etwas für die Finanzfachleute. Aber nicht unbedingt für Heinrich Mühl. Er ließ seine Fachleute machen und hörte sich nur deren Vorschläge an. Er entschied sich letztlich dafür, dass eine amerikanische Firma als Investor bei den Mühlen-Werken einstieg und dafür die Lizenzen des Präparats in den USA, Amerika und Asien bekam. Die Mühlen-Werke erhielten im Gegenzug so viel Geld, dass man den Neubau, die Fertigung und die Labore und einiges mehr finanzieren konnte. Und den Vertrieb des Präparats in Europa und Afrika bekamen die Mühlen-Werke ebenfalls.

Durch diese Überlegungen rund um seine Mühlen-Werke war Heinrich Mühl derartig ausgelastet, dass er den Tod der Ehefrau recht gut überwand. Er war abgelenkt und gefordert. Sohn Bernd geriet etwas in Vergessenheit, weil Heinrich schon recht weit in die Zukunft dachte, und dabei stets den neuen Produktionsbau und seinen Neffen Peter im Kopf hatte.

Bernd hingegen empfand das ganz angenehm. Er konnte in Ruhe studieren, sein Vater nervte ihn nicht mit den Neubauaktivitäten in der Firma, sondern lud sich bei jeder Gelegenheit seinen Schwager Karl, der ihm die Finanzierung überwachte, und seinen Neffen Peter ein. Bernd fand sich innerlich schon damit ab, dass ihn sein Vater übergehen würde. Ihm war das sogar ganz recht. Er würde seinen eigenen Weg gehen, irgendwo etwas Sinnvolles für den Umweltschutz tun. Und sich damit zufriedengeben. In Punkto Umweltschutz hatte er Ideen. Und die ihn befriedigen würden, könnte er nur einen Teil davon umsetzten. In der Chemiewelt seines Vaters würde er nie und nimmer glücklich werden. Damit hatte er abgeschlossen.

*

Auf dem Gelände der Mühlen-Werke herrschte rege Betriebsamkeit. Das Gelände für den Neubau des neuen Produktionsgebäudes wurde für den Abriss und die Sanierung vorbereitet. Aus dem quasi zerstörten Laborgebäude wurden Laboreinrichtungen und Büroschränke entfernt, bevor die Bulldozer anrücken sollten. Das alte Laborgebäude, das nur noch als Endlager benutzt worden war, sollte danach abgerissen werden.

Diese Arbeiten liefen auch ganz gut ab und man bewegte sich stets innerhalb der Planung, bis eines Tages Karl Hambach eine verhängnisvolle Enddeckung machte. Er war von Konrad Siebert, einem Lageristen, der mit den ganzen Aufräumarbeiten auf dem Gelände des Neubaus betraut war, angerufen worden. Er hatte es als dringend eingestuft, was er gefunden hatte. Und so hatte sich Karl Hambach aus der Besprechung wegen des Neubaus, die er gerade hatte, kurzerhand losgeeist. Dann war er mit einem kleinen Umweg über sein Bürozimmer zu seinem Mitarbeiter geeilt.

„Kommen Sie mal, Herr Hambach. Das müssen Sie sich unbedingt ansehen, auf was wir da gestoßen sind! Das glauben Sie nicht. Die Fässer müssen zwanzig Jahre alt sein. Total verrostet und vergammelt." Schnaubte Siebert. Und ging in den Keller des alten Endlagers hinunter. Eine muffige Luft empfing den Betriebsleiter, den eine düstere Vorahnung befiel. Es ging durch Kellerräume und durch metallene Türen, bis er schließlich den Ort erreichte, den der Lagerist ihm zeigen wollte.

„Da, sehen Sie mal! Mit so etwas haben wir natürlich nicht gerechnet. Und so wie die aussehen, haben wir ein Problem damit. Die nimmt uns kein Entsorger mehr an. Da wissen wir nicht, was drin ist. Die haben hier früher was mit Pflanzenschutz gemacht. Und da heißt es: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Von meinen Jungs, fasst da keiner was an. Sonst geht da noch was kaputt und wir dürfen den ganzen Bau hier erst einmal entgiften. Dann können Sie die Neubauten erstmal vergessen. Und das ist aber noch nicht genug."

Siebert sah seinen Chef mit sorgenvoller Miene an. Und nickte immer dazu, als wollte er sich selbst bestätigen, was er da eben gesagt hatte.

„Sehen Sie diese Tür?" Er zeigte in einen dunklen Bereich des Kellers, wo offenbar die Beleuchtung kaputt war. „Da kommen wir gar nicht rein. Die ist nämlich verrostet oder abgeschlossen. Wer weiß, was uns da noch erwartet?"

Hambach, der erst etwa zehn Jahre in den Mühlen-Werken arbeitete, dennoch aber wusste, was hier in der Vergangenheit alles produziert worden war, sah sich ein paar der Fässer etwas genauer an. Kratzte hier und da an einem der Schilder, die noch vorhanden waren. Er kam wieder aus der Hocke hoch und zählte die Fässer ab. Zwanzig. Einige Fässer waren Leck, durchgerostet. Eine üble Brühe breitete sich drumherum aus.

Dann kramte er aus einer seiner Kitteltaschen eine Taschenlampe hervor und leuchtete damit in Richtung der bewussten Tür. Dann blickte er sich im Kellerraum um und suchte das Stemmeisen, das er doch vor ein paar Minuten irgendwo gesehen hatte. Er fand es, ging damit an die Tür und mit Gewalt gelang es ihm, sie aufzubrechen. Sofort schlug ihnen ein übler und muffiger Geruch entgegen.

Der Betriebsleiter hielt sich ein Taschentuch vor Nase und Mund, ging einen Meter in den finsteren Raum hinein und ließ die Taschenlampe langsam kreisen. Siebert war ihm gefolgt und konnte das ganze Chaos mit eigenen Augen sehen. Hier lagen nochmals etwa zwanzig Fässer. Alle ebenfalls mehr

oder weniger durchgerostet. Und der Boden war mit einem rostigen Schlamm bedeckt.

Karl Hambach hatte genug gesehen. Er schob Siebert aus der Tür in den anderen Kellerraum und schloss vorsichtig die Tür. Dann blickte er seinen Lageristen ernst an und sagte: „Diese Tür dort vorne gut abschließen und erst einmal nichts machen. Das muss ich mit der Chefetage besprechen. Gut, dass Sie mir das gezeigt haben. Ich kümmere mich darum. Und dass Sie mir den Mund halten! Noch etwas, Siebert?“

„Nö, Chef, das war alles. Bis auf die Fässer hier, sind wir fertig.“ War die Antwort.

„Dann tschüss, und schönes Wochenende, Herr Siebert.“

„Ihnen auch, Herr Hambach.“

*

Am Dienstagnachmittag saß die engere Führungsmannschaft der Mühlen-Werke zu einer Krisenbesprechung zusammen. Die Lage war ernst, das konnte man den skeptischen Minen der Herren ansehen. Die Besprechung dauerte nun schon mehr als zwei Stunden.

„Aber meine Herren!“ versuchte Heinrich Mühl ein wenig Ruhe in die Diskussion zu bringen. „Ich kann alle Ihre Argumente für eine – sagen wir mal – geregelte – Entsorgung verstehen. Aber ich stecke doch nicht Millionen in unsere langjährigen Versuche, die endlich den Durchbruch gebracht haben. Und dann bremsen uns die Fässer – diese Altlasten meines Vaters, vielleicht sogar meines Großvaters – unverhofft aus. Wir können uns eine Verzögerung nicht leisten. Wir müssen jetzt bauen!“ Er sah seine Mitarbeiter entschlossen an und sagte abschließend: „Mit den Fässern muss uns was anderes einfallen!“

Wieder entbrannte eine hitzige Diskussion um das für und wider die Entsorgung der entdeckten Fässer. So richtig von Giftmüll sprach bisher noch niemand, auf Sondermüll hatte man sich vorläufig geeinigt. So weit war man schon, aber alle hatten ein mulmiges Gefühl dabei. Wusste man doch, dass in der Vergangenheit der Mühlen-Werke auch Pflanzenschutz und chemische Kampfstoffe im 2. Weltkrieg eine Rolle gespielt hatten.

„Also, ich fasse als Zwischenbilanz einmal kurz zusammen. Wenn wir die Sache mit den Fässern und unseren Neubauplänen ganz korrekt machen würden, dann können wir alle Termine der Bauplanung und der Inbetriebnahme vergessen. Und unsere Finanzierung ist dann auch geplatzt. Richtig? Sehen Sie das auch alle so? Wir wissen doch noch gar nicht, wie gefährlich dieser Kram ist, oder doch?“ Die Mitarbeiter blickten ihren Chef etwas ratlos an. Sie hatten alle verstanden: so würde es nichts werden, mit ihren Plänen.

„Hat jemand einen Vorschlag, wie wir aus der Misere kommen?“ Er blickte sich fragend in der kleinen Runde um. Er sah zu Peter Auerbach hinüber, der im Hause der Mühlen-Werke für auch für Entsorgungsprobleme zuständig

war. Der aber erwiderte seinen Blick nicht.

Die Runde blieb zunächst schweigsam. Man war sich dem Ernst der Lage bewusst, wollte jetzt nichts Falsches sagen.

Dr. Mai, der älteste in der Runde, der noch eine leise Ahnung hatte, was dort im Krieg und in der Zeit danach dort alles entsorgt worden war, war der erste, der sich zu Wort meldete. „Der alte Leifer wüsste das vielleicht noch. Aber den kann man nicht mehr befragen. Wie auch immer - so hat man das früher eben gemacht. In ein Fass rein und ab in einen Keller, den man nicht mehr brauchte. Und das war es dann. Da ist nie etwas passiert. Aber, Heinrich, bitte, wenn Du unbedingt einen Keller haben willst. Dann muss das Zeug von dort verschwinden!“

„Ach! Keller! Keller! Wenn es nur um den Keller ginge, dann … na, ja.“ Mischte sich Heinrich wieder ein. „Ich weiß auch nicht, was mein Vater dort hingebracht hat. Vermutlich ist das etwas von dem Dioxin, von dem Mal eine Zeit lang dauernd gesprochen wurde. Du musst das doch auch noch wissen, Fritz.“ Er schüttelte ziemlich verzweifelt seinen Kopf, nahm sich einen Sprudel vom Tisch und trank ein paar Schlucke. „Wenn das richtig entsorgt wird, müssen die Leute Schutzanzüge tragen. Die ganze Erde muss raus. Das Mauerwerk auch, der ganze Beton. Und dann wird aufgefüllt.“ Er blickte in die Runde und erwartete eine Bestätigung seiner Meinung. Aber er bekam keine direkte Antwort, sondern nur mehr oder weniger verständnisvolles Nicken. „Das dauert mir alles zu lange. Alles wird teurer. Da springt uns unser Investor ab, und wir können alles vergessen! Und was das insgesamt alles kostet. Da muss eine bessere, eine pragmatische Lösung her.“ Er blickte sich wieder fordernd in der Runde um. „Also, Vorschläge, meine Herren!“

Schließlich machte Ebert, der alte Pragmatiker, eine Bemerkung. „Wir sollten doch keine Kellerräume bauen! Warum nicht den ganzen alten Mist von Gebauer entsorgen lassen. Der hat doch auch dieses Abbruchunternehmen an der Hand. Das Gebäude abreißen, Erde drüber. Und ein Neubau ohne Keller. Dafür eine Etage mehr. Bei der heutigen Bauweise geht das doch fix und kostet nicht viel mehr. Und damit Feierabend. Hat man doch früher auch gemacht. Und, ist deshalb was passiert? Aber, dann hast Du Dich wenigstens formal richtig verhalten.“

Ebert war ein alter Hase und stand kurz vor der Pensionierung. Er hatte noch die Nazis mit ihrer Einstellung in dieser Hinsicht erlebt. Er blickte sich fragend in der Runde um. „Wenn wir das alles nach den neuesten Vorschriften entsorgen wollten, dann können wir unseren Neubau samt Produktionsanlagen mit allem Pipapo vergessen.“ Wieder blickte er in die Runde, als ob er etwas völlig Neues erzählt hätte. „Der Gebauer schafft zuerst die Fässer weg. Und der Keller nebenan, wo die Fässer schon durchgerostet waren, da wird frischer Sand aufgefüllt. Der saugt das auf. Und wenn die Planierraupe kommt, ist alles vergessen. Da drunter, so in 15, 20 Metern Tiefe, da ist eine Tonschicht. Die sperrt alles ab. Da geht nichts durch. In hundert Jahren nicht. Oder tausend, wem das lieber ist.“ Er sah sich fragend in

der Runde um, aber keiner wollte sich zunächst äußern. Viele dachten, dass erst einmal die Reihe an Mühl war, dazu etwas zu sagen. Dann sagte Ebert noch: „Im Grunde ist es doch dann so, Du hast das gemacht, was den Bestimmungen nach auch gemacht worden wäre. Du hast es nur abgekürzt, hast ein paar Gebühren nicht bezahlt, und halt auch keine Steuern. Na und? Dafür wird aber gebaut und produziert. Das bringt dann letztlich die Steuern. Und dann die Gebühren. Wenn hinterher alles gut läuft, kräht später kein Hahn mehr danach!“

Ebert wurde schon respektiert, auch wenn seine Ansichten manchmal etwas sehr rustikal waren. Aber man erkannte im Allgemeinen an, dass er nicht sehr weit außerhalb lag, sondern stets einen reellen Kompromiss suchte oder sogar damit schon vorschlug. Und so war es auch dieses Mal. Die kleine Runde sah sonst ihre Felle davon schwimmen. Sie mussten in diese Richtung denken.

Dr. Mai, der Leiter der kleinen Forschungs-abteilung, musste am meisten von allen bangen, denn seinem Forschungsprojekt drohte sonst nun das Aus. Gerade seine Forschungsergebnisse sollten mit dem Neubau und der neuen Produktionsanlage ihre Würdigung finden. Aber nun drohte das ganze wegen der alten verrosteten Fässer zu zerplatzen.

„Walter hat schon recht. Man darf das Ganze nicht übertreiben. Die Tonschicht ist da, das wissen wir, seit hier mal nach Öl gebohrt wurde. Vor tausend Jahren.“ Er blickte seinen alten Tennispartner Ebert vielsagend an. „Ich meine auch: der Gebauer räumt die Fässer weg. Dann abreißen und planieren. Und dann still ruht der See. Damit kann der Zeitrahmen beim Alten bleiben!“

Nach einem Augenblick der Ruhe und des allgemeinen Nachdenkens meldete sich Wolfgang Frey zu Wort, der sich bislang noch bedeckt gehalten hatte. Er wusste auch, eine gründliche Entsorgung würde das Aus der Pläne bedeuten. „Hat jemand eine Vorstellung, was die Entsorgung durch Gebauer kosten würde?“

Damit hatte sich noch niemand ernsthaft befasst. Daher ein wenig Kopfschütteln. Und das übliche ‚da müsste mal …‘. Peter Auerbach fühlte sich angesprochen, denn Müll, dafür war er zuständig.

„Ich werde Gebauer um ein Kostenangebot bitten. Dann kann ich Näheres sagen.“

Nun ergriff Heinrich Mühl das Wort, entschlossen wie immer, wenn es um etwas Entscheidendes ging. „Der Gebauer ist froh, wenn er was nebenbei verdienen kann. Der ist doch mit seinem Spanienprojekt total in Schieflage. Der kriegt zehntausend Mark, dann ist der mehr als zufrieden. Und uns soll er eine ordentliche Rechnung schreiben. Wenn Sie wissen, was ich meine. Eine Rechnung, und uns ist egal, was hinterher mit dem Zeug passiert. Und der Siebert, der kriegt was, damit er ruhig bleibt. Und der kann meinetwegen dann früher auf Rente gehen. Der hat schon für meinen Großvater gearbeitet. Der hält dicht.“ Dann blickte er schweigend jeden im Raum an und nickte dann. „Und ihr – ihr wisst was das Projekt für uns bedeutet. Ihr kriegt auch einen

Bonus. Jeder zwanzigtausend. Und," dabei blickte er zu seinem Skatfreund Hambach, „Du siehst zu, dass noch einer von unseren Lagerarbeitern eingesetzt wird. Damit es schneller geht. Such dir einen aus, der dichthalten kann. Der kriegt auch einen Bonus. Zwei oder dreitausend. Und dann," wieder blickte er ernsthaft reihum, „dann kommt mir die Kuh so schnell wie möglich vom Eis! Wenn die Bauarbeiter hier anrücken, will ich, dass der Käse gegessen ist! Da darf nichts, aber auch gar nichts, auf irgendwelchen Müll bei uns hinweisen. Da ist das Zeug meilenweit weg und vergessen!"

Die verschworene Runde war schon ein wenig überrascht, dass sich der Chef so kurzentschlossen gezeigt hat. Aber jeder wusste, dass ihr Projekt Neubau sonst geplatzt war. Da hörten sie mehr auf ihren Chef und dessen verkündeten Sonderbonus, als dass sie sich noch um eventuelle negative Nachwirkungen des Mülls Gedanken machten. Dann blickte Heinrich Mühl zu Karl Hambach: „Du, Karl, kümmerst Dich um das ganze Problem hauptamtlich! Klar?" Karl Hambach nickte und atmete tief durch. Dann fuhr Heinrich fort. „Ich fahre das Ganze mit der Unterkellerung zurück, und lasse dafür eine Etage mehr bauen. Das kann ich gerade noch drehen, ohne dass es zu einer vollständigen Neuplanung kommt. Noch war das nicht endgültig festgelegt. Da sind wir gut in der Zeit. Ich kriege das morgen schon geregelt."

Heinrich Mühl war es gewohnt, diese Versammlungen mit seinen engsten Mitarbeitern zu beenden. „So, meine Herren, das war es. Nun will ich von diesem Thema nichts mehr hören! Schönen Feierabend!" Damit war die Runde aufgelöst. Beim Rausgehen sah Peter Auerbach vielsagend zu Karl Hambach. Die beiden dachten sich ihren Teil, denn es würde eine Sonderzahlung geben. Wer aber denkt, dass der Käse damit wirklich schon gegessen war, der würde sich bald wundern.

Am nächsten Morgen telefonierte Heinrich Mühl mit Kurt Schaffranzki, seinem leitenden Architekten. Sie verabredeten für den Nachmittag ein Meeting, wo es um die endgültige Baugestaltung ging. Die Bauleitung wunderte sich ein wenig, dass so kurz vor Baubeginn noch eine etwas gravierende Änderung vorgenommen wurde. Da aber ein Bauvorschlag ohne Keller, dafür aber ein Stockwerk mehr, Teil des Planungsverfahrens gewesen war, wurde man sich schnell einig. Etwas kurios fand Schaffranzki auch, dass plötzlich die alten Gebäude in Eigenregie abgerissen und das Gelände auch so planiert werden sollte. Aber, er stellte nur Anforderungen für seinen Bauplan, die wurden von dem Kunden in diesem Fall zugesagt. Und dann lief das so. Für ihn war der Kunde König. Und das war es dann. Endgültiger Baustart war in vier Wochen. Das war für ihn das Wichtigste.

*

Der Trick mit dem Laster war schon gut, fand Walter Ebert. Der alte Fuchs Gebauer war auf diese Idee gekommen. Der Laster samt Anhänger war so vor das alte Gebäude gefahren worden, dass man nicht sehen konnte, was sich

dahinter abspielte. Offiziell hieß das Lärmschutz, aber Lärm würde es hier erst in ein paar Tagen geben. Dann nämlich, wenn man das alte Gebäude sprengen würde. Und auch danach, wenn die Planierraupen darüberfahren würden, um alles einzuebnen.

So aber dienten der Laster samt Hänger in erster Linie als Sichtschutz. Man sollte nicht sehen, dass Fässer, verrostet und vergammelt, aus dem Keller entfernt wurden. Aber am meisten wollte man verhindern, dass irgendjemand mitbekam, dass die damit befassten Mitarbeiter der Firma Gebauer in diesen besonderen Schutzanzügen arbeiteten, die man sonst nur aus dem Fernsehen kannte. Wenn entweder in der ‚Tagesschau' oder bei ‚Heute' von irgendwelchen Katastrophen berichtet wurde. Oder wenn ein derartiger Hollywoodfilm gezeigt wurde, bei dem irgendwo in Afrika Ebola ausgebrochen war.

Noch dazu hatten Gebauers Arbeiter ein rotweißes Flatterband ein paar Meter vor den Lastern gespannt, das neugierige Augen auf Distanz hielt. Aber, das Interesse der Mitarbeiter hielt sich in Grenzen. Bis auf einen nahm man das alles gelassen hin. Viel wichtiger, fanden fast alle, war der Neubau. Und mit dem würde es nun bald losgehen. Das war Tagesgespräch.

Peter Berger war in seinem vorherigen Leben Mitarbeiter bei der Staatsicherheit in Berlin gewesen, und daher schon von Natur aus ein wenig neugierig. Er war gleich am ersten Abend, als die beiden Männer Gebauers immer noch arbeiteten, im Schutz der Dunkelheit bis zum Laster geschlichen, als seine Schicht zu Ende war. Als er die Schutzanzüge der Männer sah, hat er sofort verstanden: hier wurde Giftmüll verladen! Neugierig verfolgte er die Männer bei ihrer Arbeit. ‚Wäre interessant, mehr darüber zu wissen.' dachte er gerade, als er hinter sich ein Geräusch vernahm und ihn plötzlich jemand laut ansprach.

„Was machen Sie denn hier auf dem Gelände? Sehen Sie nicht, dass hier abgesperrt ist?" Fragte Karl Hambach ein wenig zornig.

„Na, Herr Hambach, ich musste nur noch mal für kleine Jungs. Bei uns in der Männerumkleide ist doch die Toilette verstopft und gesperrt." Fiel ihm geistesgegenwärtig ein.

„Sie sind das, Herr Berger. Ach ja, die Toilette." Er winkte ab. „Gehen Sie da nicht zu nahe ran. Da ist es ziemlich dreckig. Sie versauen sich sonst ihre Schuhe. Wäre doch schade, drum. Solche Bikerkleidung ist doch ziemlich teuer."

„Bin schon fertig! Gute Nacht, Herr Hambach!" wünschte er seinem Chef.

„Ihnen auch, Herr Berger!" Wünschte er seinem Mitarbeiter. Dann, einen Augenblick später rief er ihm hinterher: „Ach, Herr Berger. Kommen Sie doch vor Schichtbeginn morgen Mittag mal kurz in mein Büro, ja?"

„Wird gemacht, Chef!"

Karl Hambach hätte beinahe noch einen neugierigen Mitarbeiter beim Ausspionieren der Sachlage entdecken können. Denn Herbert Stolz, ein

Mitarbeiter aus dem Forschungslabor, dessen Leitung Dr. Mai oblag, war auf die gleiche Idee gekommen wie Peter Berger, und wartete im dunklen Schatten des Anhängers. Ihm war die kurze Schilderung der Situation, die Dr. Mai seinen engsten Mitarbeitern gegeben hatte, ein wenig rätselhaft erschienen. Er hatte im Grunde schon genug gesehen, als er die Männer im Schutz der Dunkelheit in ihren Schutzanzügen beim Verladen der Fässer gesehen hatte. Als er das kurze Gespräch zwischen Hambach und dem anderen Mann, den er schon beim Essen und bei Personalversammlungen gesehen hatte, mit anhören konnte, wusste er, da wird ein wenig illegal entsorgt. ‚Interessant!' dachte er und fragte sich, Aber was kannst du damit anfangen?'

Am nächsten Mittag, eine halbe Stunde vor Schichtbeginn, saß Peter Berger im Büro von Karl Hambach, seinem Betriebsleiter. Dieser hatte sich am Abend noch an die Worte von Heinrich Mühl erinnert, dass zwei Arbeiter der Mühlen-Werke dafür sorgen sollten, dass der ganze Müll vom Gelände kam. Den Siebert, der dichthalten würde, hatte er schon damit beauftragt. Nun hatte er den zweiten Mann gefunden. Denn der Berger, den kannte er aus dem Betrieb, der war ein Hundertprozentiger.

„Herr Berger, Sie sind von Ihren jetzigen Aufgaben freigestellt." Begann er. Und Berger bekam schon seine Ängste. Hambach, der das mitbekam, sagte aber in ruhigem Ton: „Aber ganz ruhig, mein Lieber. Sie sollen mit dem Siebert dafür sorgen, dass dort alles piekfein sauber wird. Sie kriegen von Gebauers Männern diese Schutzkleidung. Damit gehen wir auf Nummer sicher. Das Zeug dort im Keller ist zwar harmlos. Aber wie sagte meine Großmutter immer: besser auf Nummer sicher gehen!" Und, dabei sah er ihn ganz ernst an, ergänzte dann: „Das bleibt aber unter uns, verstanden? Kein Wort zur Belegschaft. Wir wollen die nicht unnötig beunruhigen."

Dann sah er ihn freundlich an, als ob es nur um eine Brötchenbestellung ging. „Alles klar?"

„Natürlich, bin verschwiegen wie ein Grab." Antwortete Berger.

„Dann gehen Sie mal gleich zu Siebert. Der weiß alles weitere."

„Geht klar, Chef!"

Bei Rausgehen dachte er für sich: ‚Bei den Kapitalisten läuft das genauso, wie bei den Funktionären damals in der DDR!' In seinem Gehirn reifte ein Plan. Die alten Zeiten kamen in ihm wieder hoch.

Die beiden Männer von der Firma Gebauer, dem Entsorgungsbetrieb, hatten nur zehn der Fässer aus dem vorderen Keller auf ihren Kleinlaster aufladen können, dann war die Ladefläche voll gewesen. Für heute war die Arbeit beendet, morgen sollte der Rest der Fässer folgen. Die beiden Männer des Entsorgungsbetriebs Gebauer waren Konrad Dreher als Fahrer und Halil Özden. Sie sollten die Fässer zum Lagerplatz der Firma bringen. Als sie kurz vor Peter Berger den Hof der Mühlen-Werke verließen, folgte der ihnen auf seinem Motorrad keine Minute später. Er hatte zunächst die gleiche Strecke

wie der Lieferwagen. Und als Berger gerade darüber nachdachte, warum die nur zehn Fässer aufgeladen hatten, bog der Lieferwagen in eine Richtung ab, wo es in einen Vorort der Stadt ging, wo es aber auch aus der Stadt hinausging. Noch war das seine Strecke und es war nicht so, dass er den Laster absichtlich verfolgte.

*

4 Fässer versenken

Gerade als Peter Berger nach rechts in Richtung seiner Wohnung abbiegen wollte, sah er, wie der Kleinlaster vor ihm geradeaus fuhr, also nun tatsächlich den Weg raus aus der Stadt nahm. In den Vorort, da hätte der Laster nach links fahren müssen. Nun war Peters Interesse geweckt. ‚Wo wollen die denn hin?' fragte er sich.

Er folgte ihnen in sicherer Entfernung. Derartige Jobs hatte er schon zig Mal gemacht. Einziger Unterschied: damals fuhr er eine MZ des Ministeriums für Staatssicherheit, heute besaß er eine eigene BMW. Der Job war aber der gleiche. Die Verfolgten durften ihn nur nicht bemerken.

Es ging ein paar Kilometer raus aus der Stadt. An einem kleinen Fluss entlang. Berger tippte für sich: ‚Das wird eine wilde Entsorgung auf einer Deponie – da sparen sie sich die Gebühren. Wie damals in der DDR. Diese Wessies sind auch nicht anders!'

An einer Brücke über den kleinen Fluss bog der Kleinlaster links ab. Und nach der Brücke gleich wieder links, in einen Feldweg. Berger musste ziemlich aufpassen, dass die ihn nicht doch bemerkten. Er war sehr nah aufgefahren und machte sicherheitshalber sein Fahrlicht aus. Um diese Zeit war niemand mehr unterwegs, den das hätte stören können.

Der Lastwagen hielt plötzlich an, beide Türen wurden geöffnet. Dreher und Özden stiegen aus. Öffneten den Laderaum und holten zwei lange Bohlen heraus, die sie an die Böschung legten. Dann kamen die ersten Fässer vom Wagen. Sie bugsierten sie geschickt auf die Bohlen, und dann ging es ab mit ihnen in den Fluss. Es gluckste ein wenig, dann waren die Fässer im Wasser verschwunden. Als sie auf diese Art vier Fässer versenkt hatten, holten sie die Bohlen ein, machten den Laderaum zu. Und schon ging es weiter. Zur nächsten Stelle.

Diesmal waren es drei Fässer, die illegal entsorgt wurden. Und beim nächsten Stopp der Rest, also nochmal drei Fässer. Berger kam aus dem Staunen nicht heraus. Das ging so ratzfatz. ‚Das müssen die doch geplant haben! Und das sieht ja so gekonnt aus. Die hatten nie vor, für den Müll irgendwo teures Geld für eine fachgerechte Entsorgung zu bezahlen!' dachte

er sich.

Peter Berger blieb noch eine Weile auf seinem Motorrad sitzen und sah gedankenverloren den Rücklichtern des Kleinlastwagens nach. Er hatte bei diesem Job mit einigem gerechnet – aber nicht damit, dass hier im Westen auf derartige Art und Weise giftiger – oder wenigstens schadhafter Müll entsorgt wird. Nur, bei einigem Nachdenken wurde ihm auch klar: er, mit seiner frisierten Identität, kann jetzt nicht einfach zu den Westbehörden gehen und das anzeigen. Da will's der Teufel und er fliegt mit seiner getürkten Identität auf. Und wenn er Pech hatte, kamen die mit ihrer Entsorgung durch. Nein, er musste abwarten. Seine Zeit würde hoffentlich kommen. Dessen war er sich gewiss.

‚Ich muss nur ein wenig Geduld haben!' dachte er für sich. Dann startete er seine BMW und fuhr nach Hause und dachte dabei ein wenig über seine Möglichkeiten nach, wie er daraus etwas für sich herausholen konnte.

Als er zuhause angekommen war, wusste er, wie er es machen würde. Er holte seine kleine Kamera aus ihrem Versteck, die ihm in der DDR immer gute Dienste geleistet hatte. Feinmechanische Wertarbeit ‚Made in GDR'. Die allerdings nicht für den Verkauf bestimmt war. Nur die sozialistischen Freunde haben sie bekommen. Und auch nur die, die sich nachrichtendienstlich damit ihre Bildbeweise beschafften. Die Kamera, ein hochempfindlicher Film, den er im Labor noch etwas puschen würde, und schon hätte er, was ihm später irgendwann einmal sicher sehr viel Wert sein würde.

*

Am nächsten Tag war Zahltag für Dreher und Özden bei Gebauer. Und da gab es gleich zu Anfang Ärger. Gebauer hatte die Zeiten seiner beiden Leute anders gerechnet als die es getan hatten. Er hatte Probleme mit seinen Immobilien in Spanien und war seinen Arbeitern gegenüber recht geizig. So kam es zu einigen Differenzen. Und einigen hitzigen Worten. Das Ende vom Lied war, dass Gebauer dem Türken, der sich besonders gegen seinen Chef wehrte sagte, dass er jederzeit gehen könne. Oder er müsse die Zeitrechnung so akzeptieren, wie sie von Gebauer gerechnet worden war.

Özden, nicht auf den Kopf gefallen, meinte, dann sollen halt die Mühlen-Werke die Differenz zahlen. Gebauer, der auch nicht mit den zehntausend Mark und der ganzen Arbeit, die er noch haben würde, zufrieden war, sah eine Chance, aus der Missstimmung Kapital schlagen zu können.

„Ja, Halil, das ist eine gute Idee! Ich komme gleich mit. Wir riskieren Kopf und Kragen, wenn das rauskommt. Der Mühl soll noch etwas rausrücken. Sonst schick ich dem eine offizielle Rechnung. Mal sehen, was er dann sagt." Obwohl, eine offizielle Rechnung würde er ja schon noch machen. Aber das ‚Wie' dabei, das wollte er seinen Leuten nicht auf die Nase binden.

Eine Stunde später herrschte gespannte Atmosphäre vor dem durch den

Laster abgeschirmten Kellereingang. Auf der einen Seite Hambach – auf der anderen Gebauer mit seinen Leuten. Gebauer hatte mit seinen beiden Arbeitern erklärt, es ginge nicht, dass sie noch weiter entsorgten. Er hatte keinen Platz mehr auf seiner Deponie. Und Plätze zu finden, wo man das gefahrlos entsorgen könne, sei auch schwierig und letztlich auch nicht ohne Risiko. Im kleinen Fluss sei auch kein Platz mehr. Und, auch mit dem Geld, das käme alles nicht hin.

Hambach war ratlos. So etwas konnte er nicht entscheiden. Er versuchte Mühl telefonisch zu erreichen. Es war schwierig, Mühl steckte in einer wichtigen Besprechung. Nach einigem hin und her erreichte er ihn bei Dr. Mai. Als Mühl hörte, dass Gebauer mit seinen Leuten so etwas wie einen Streik angezettelt hatte, kam er sofort zum Ort des Geschehens.

„Also, was ist los Gebauer? Wo drückt euch der Schuh?“ fragte Mühl seltsam entspannt.

„Es ist ganz einfach so: ich habe keinen Platz mehr bei mir! Die Verbrennungsanlage ist defekt. Ich kann nicht entsorgen, ich muss zwischenlagern. Und die Anlage reparieren. Da brauch ich Geld. Und das kriege ich nicht, wenn ich keine Aufträge ausführen kann. Und meine Leute mosern, weil sie Überstunden machen müssen. Wie ein Teufelskreis!“ Das seine Leute schon Fässer einfach in einem Fluss entsorgt hatten, davon erwähnte er nichts.

„Wir hatten aber abgemacht, dass Du mir den Mist hier entsorgst. Das hast Du zugesagt, für zehntausend Mark. Wo also ist jetzt konkret das Problem?“ fragte Mühl immer noch entspannt.

„Hier, die Leute, die wollen mehr Geld von mir. Und ich kann den Müll nicht bei mir entsorgen. Und wenn ich wo anders hin muss …“ Schwafelte Gebauer.

„Wieviel wollt ihr?“ fragte Mühl Gebauers Männer.

„Gebauer soll Zeit ehrlich berechnen. Er immer rechnet falsch. Überstunden mehr Geld.“ Antwortete Halil Özden.

Mühl wurde sauer, aber er blieb beherrscht. Die Sache, die Entsorgung der Fässer hatte Vorrang. „Mit solchem Kleinkram dürft ihr mir nicht kommen. Dazu fehlt mir das Verständnis, Gebauer. Ich mache Dir einen Vorschlag: Du bezahlst Deine Leute ordentlich!“ Dann nahm er ihn soweit zur Seite, so dass er mit ihm reden konnte und aber die anderen es nicht hörten. ‚Also, Ludwig, wir kennen uns nun schon so lange. Immer ist das gut gegangen, mit uns. Wo also liegt das Problem wirklich?“

„Heinrich, Du weißt, mir steht das Wasser bis zum Hals. Ich kann nicht verbrennen, der Ofen ist defekt, und Platz ist wirklich keiner mehr. Noch mehr lagern geht nicht.“

„Geht da wirklich nichts mehr?“ bohrte Mühl nach.

„Na ja, da ist doch die Grube. Oben beim alten Bergwerk. In dem See geht noch was.“ Meinte Gebauer. „Aber mit Deiner Erde hier, da kann ich Dir

wirklich nicht helfen. Das wird mir dann zu viel."

Mühl dachte kurz nach. „Also gut, schaff mir die Fässer weg. Den Boden … wir lassen den so wie er ist. Da habe ich schon eine Idee." Er rieb sich seine Bartstoppeln. Dann sah er zu seinem alten Schulkameraden.

„Pass auf, Ludwig! Du kriegst noch einmal zehntausend Mark. Da kannst Du Deinen Ofen reparieren lassen. Oder kauf Dir was Neues. Dann, bezahl Deine Leute! Und, ich will von Deinen Problemen nichts mehr hören!" Er holte tief Luft und fuhr entschlossen fort: „Und meine Fässer will ich hier am Wochenende nicht mehr sehen."

Er sah Gebauer streng in die Augen. „Ich kann Dir bei Deinen Problemen nur so helfen. Lösen musst Du sie alleine. Haben wir uns verstanden?"

Gebauer schaute zurück wie ein verstörter Hund, der gerade geschlagen worden war. Insgeheim war er natürlich mit den zehntausend Mark glücklich. Nun konnte er bei seinen Ferienhäusern in Spanien doch noch etwas retten. „Nun ja, ich werde sehen. In dem See müsste das schon gehen."

Heinrich Mühl war angefressen. So richtig toll fand er die Idee mit dem See nicht. Aber er wusste, dass dort oben beim alten Bergwerk, die Lage so ähnlich wie hier mit der Tonschicht war. Außerdem war das dort Waldgebiet. Und Schutzgebiet wegen Quellwasser war es auch nicht. Das würde also nie zum Problem werden können, dazu war das alte Bergwerk schon eh zu problematisch.

„Also, noch einmal. Du sollst Deine Leute richtig bezahlen! Und den Platz wirst Du finden! Dann kriegst Du am Wochenende Dein Geld. Bar auf die Hand. Und dann ist hier alles sauber. Kannst Du das wenigstens einhalten?" fragte Mühl nochmals nach.

„Ja, ja! Ist schon gut, Heinrich. Ich glaube, dass ich das schaffe. Ja, das wird gehen …" Stammelte er unbeholfen.

Sie gingen wieder zu den anderen, die erwartungsvoll zu Mühl schauten. „Also, alles klar. Euer Chef hat sich ein wenig verrechnet. Ihr kriegt euer Geld natürlich ganz korrekt. Und, bis Freitag ist hier alles richtig sauber! Besenrein! Haben wir uns alle verstanden?" fragte er in die Runde. Als kein Widerspruch kam sagte er nur: „Meine Herren, ich muss …" Und entschwand.

Hambach war als erster wieder fähig, an die Arbeit zu denken. Er sah zu Gebauer und dessen Leuten und meinte nur ganz lapidar: „Also auf geht's. Ihr habt Herrn Mühl gehört. Wenn da am Freitag nicht alles blitzblank ist, wird der Chef ungemütlich. Macht euch an die Arbeit!"

Als erstes wurden die verrotteten Fässer aufgeladen. Die wollte Gebauer noch bei sich unterbringen. Sie waren leer, aber überall durchgerostet und marode. Die Arbeiter mussten allerdings sehr aufpassen, dass sie sich nicht verletzten. In der Nachmittagsschicht wurden dann die restlichen Fässer aufgeladen, die Gebauer bei dem alten Bergwerk verklappen wollte. Als es langsam dunkel wurde, waren die Männer mit ihrer Arbeit in den Mühlen-

Werken so gut wie fertig. Den Rest würden sie am Freitag erledigen.

Peter Berger hatte die Sache mit dem Geld nicht direkt mitverfolgen können, konnte sich aber denken, dass die Truppe um irgendetwas feilschte, was mit der ganzen Kellergeschichte zu tun hatte. In einem günstigen Augenblick, als keiner zu ihm schaute, machte er ein paar Fotos.

Später dann, als alles aufgeladen worden war, startete Gebauer mit seinen Männern in seinem Kleinlaster. Berger folgte ihnen auf seinem Motorrad. Auch diesmal bemerkten Gebauer und seine Männer nicht, dass er ihnen folgte. Nach einer halben Stunde erreichten sie das Mittelgebirge. Zwanzig Minuten später bogen sie zum alten Bergwerk ab. Als Gebauer seinen Kleinlaster zum See hin geparkt hatte stieg er aus und leuchtete als erstes zum See hinunter. Er war mit dem Wasserstand zufrieden. Eine halbe Stunde später waren alle Fässer versenkt.

Peter Berger war es gelungen, rechtzeitig einen guten Platz zu finden, vom dem aus er alles gut fotografieren konnte. Als er damit fertig war, ließ er den Kleinlaster zuerst losfahren. Erst dann machte er sich auf den Weg zum Fluss, wo am Tag zuvor die Fässer versenkt worden waren. Auch hier machte er noch ein paar Fotos. Von den Stellen, wo die Männer die Fässer versenkt hatten und wo noch die Reifenspuren von Gebauers Kleinlaster zu sehen waren. Dann fuhr er zufrieden nach Hause.

Ein paar Tage später, nach einer kleinen Nachtschicht in seinem improvisierten Fotolabor, hielt er ein paar vielversprechende Fotos in den Händen. Die würden irgendwann einmal viel Geld wert sein. Und damit würde er seine Rente im Westen etwas aufbessern. Er musste nur Geduld haben. Und den richtigen Moment abwarten.

Am Freitag rief Heinrich Mühl gegen zwölf Uhr bei Hambach an. „Und, wie sieht es aus? Sind alle Fässer weg, Karl?“

Karl Hambach hatte kurz zuvor wieder sein Zimmer betreten. „Jawohl Heinrich, alles erledigt. Ich komme gerade von dort. Es ist alles fertig. Pikobello! Du wirst zufrieden sein.“

„Das will ich auch hoffen. Dann komm am Wochenende zu mir und hol Dir Dein Geld ab, Karl!“

„Ich komme am Sonntag. Wir haben doch unseren Skatabend, Heinrich!“

„Ach, stimmt ja! Na, denn bis Sonntag.“

Am Sonntagnachmittag waren Schwester und Schwager samt Neffen zu Besuch bei den beiden Mühls. Bei Kaffee und Kuchen kam das Gespräch auf die geänderten Pläne des Umbaus zu sprechen. Bernd war natürlich nicht mit der Handlungsweise seines Vaters einverstanden, sagte aber besser nichts. Denn Onkel und Neffe billigten Heinrich Mühls Handlungsweise voll und ganz.

„Dir bleibt doch gar nichts anderes übrig, wenn Du die Plantermine wenigstens einigermaßen einhalten willst. Und wenn der Finanzierungsrahmen eingehalten werden soll.“ Positionierte sich Schwager Karl. „Und, der Ludwig Gebauer? Funktioniert das wirklich alles?“

„Das weiß ich nicht so richtig. Aber die Fässer sind erst einmal bei ihm. Ob sein Ofen geht, ist mir im Grunde genommen egal. Hauptsache, bei mir auf dem Werksgelände sind die Fässer nicht mehr.“ Mühl genehmigte sich etwas von seiner Torte. Dann fuhr er fort, kaute aber noch etwas: „Der kommt doch nachher zum Skat. Dann kannst Du ihn dazu befragen.“

„Und der Keller? Ihr wollt tatsächlich nicht unterkellern? Dafür aber höher bauen? Echt der Hammer!“ schaltete sich Neffe Peter ein.

Heinrich Mühl nickte und kaute auf seiner Torte weiter. Dann sprach er, an Peter gerichtet: „Du wirst das noch sehen, wie das geht. Du kommst doch in den Semesterferien?“

„Natürlich! Noch zwei Wochen. Und danach dann drei Wochen Sonne in Südfrankreich!“ strahlte er seinen Onkel an.

Die Kaffeetafel wurde durch das Klingeln der Haustür unterbrochen. Die Haushälterin ging zur Tür und öffnete und führte dann Ludwig Gebauer und Karl Hambach auf die Terrasse. Sie begrüßten alle reihum und setzten sich. Ludwig Gebauer bekam das letzte Stück Torte ab. Es wurde noch etwas über dies und das geplaudert und um sieben zogen sich die vier Skatspieler zu ihrer Skatrunde zurück.

Die beiden Cousins saßen noch eine Weile gemeinsam auf der Terrasse und sprachen so einiges über das Studium und über dies und das in der Welt, dass sie alles ganz anders machen würden. Als letztes kamen dann noch die Mühlen-Werke an die Reihe.

„Ist schon ein Ding, der Neubau. Find ich echt toll, dass Onkel Heinrich da noch mal so rangeht.“ Meinte Peter.

„Nur, scheint ja nicht ganz legal zu sein. Was er da macht.“ Entgegnete Bernd.

„Ach komm. Würde er den legalen Weg gehen – dann würden ein paar Genehmigungen einzuholen sein. Gebühren und Steuern würden fällig und das ganze würde mindestens ein Jahr dauern. Ich weiß nicht. Das machen doch alle. Ein klein wenig außerhalb der Legalität. Merkt doch keiner. Spart Geld und Zeit. Und bringt trotzdem Arbeitsplätze.“ Fand Peter.

„Ja, Peter, Du bist einfach nur ein Macher. Du findest das natürlich wieder gut.“ Mäkelte Bernd. „Du passt da hundertprozentig rein.“

„Und Du, der alte Umweltretter. Wem ist denn mit eurem Fimmel gedient? Wenn man überall die Regeln ganz eng auslegt?“

„Na, zunächst einmal der Erde und der Natur. Den Tieren, den Pflanzen. Und dann, wenn es denen allen gut geht, letztlich am meisten den Menschen.“ Argumentierte Bernd.

„Ach, Bernd, lass gut sein. Dein Vater macht da schon nichts Schlimmes.

Der spart nur Zeit und Geld, und schließlich auch noch Nerven. Wenn die Bauerei erst losgeht. Da geht noch genug schief.“ Verteidigte der Neffe seinen Onkel. „Wirst schon sehen.“ Blieb Peter bei seiner Meinung.

„Komm, lass uns von etwas anderem reden.“ Versuchte Bernd das Thema zu wechseln. „Wie kommst Du mit der kühlen Blonden aus Deinem Semester voran?“ fragte Bernd.

„Gut, echt! Die ist schon der Hammer!“ strahlte Peter.

Nach drei Stunden und einigen Ramschrunden ging der Skatabend dem Ende entgegen. Heinrich Mühl ging an seinen Tresor und übergab Ludwig Gebauer und Karl Hambach ihr Geld, das sie noch zu bekommen hatten. Peter Wieczorek schaute sich kurz Heinrichs Finanzierung an, die er nächste Woche für seine Bank zu bearbeiten hatte. Und Karl Hambach besprach mit seinem Chef noch ganz kurz die wichtigsten Punkte, die vor Baubeginn unbedingt zu erledigen waren. Dann waren der Skatabend und das Wochenende schon wieder vorbei.

*

Ein paar Tage später rückte das Abbruchunter-nehmen an. Die beiden Gebäude wurden regelrecht dem Erdboden gleichgemacht, eines davon durch eine gezielte Sprengladung. Dann wurde verdichtet, mit schweren Maschinen. Überzähliger Schutt wurde abgefahren. Danach wieder mit Mutterboden aufgefüllt und eingeebnet. Und danach sah alles aus, als hätte da immer heile Welt geherrscht, in den Mühlen-Werken. Und dann konnte es losgehen. Mit dem Neubau.

Aber davor, bevor das alles gesprengt worden war, hatte Peter Berger noch fotografiert. Und seine kleine Dokumentation dieses Vergehens noch vervollständigt.

*

5 Insolvenz

Ludwig Gebauer hatte lange mit sich gekämpft. Gekämpft, ob er alles Geld, was er von Heinrich Mühl für die Beseitigung des Mülls erhalten hatte nach Spanien überweisen sollte, oder ob er wenigstens einen Teil davon in seine Firma stecken und beispielsweise den alten Brennofen erneuern würde. Vielleicht, wenn er Glück hatte, konnte er ihn wenigstens reparieren lassen. Oder es ließ sich irgendwo ein alter Gebrauchter auftreiben, der es noch ein paar Jährchen länger tun würde. Ach, es war zum Verzweifeln!

In Spanien hatte er sich an einem wunderbaren Ferienparkprojekt beteiligt, das ein wenig in Schieflage geraten war, wie ihm Pedro Calvon das so etwas beschönigend beschrieben hatte. Baufirmen waren zufällig Pleite gegangen,

hatten aber schon Geld erhalten, was jetzt eingeklagt werden musste. Neue Firmen wollten Vorkasse, weil sie von der Lage erfahren hatten. Und Handwerksbetriebe, die am Bau eingesetzt waren wollten mitten in ihren Arbeiten plötzlich ihre Leistungen komplett im Voraus kassieren, weil sie ebenfalls von den Problemen gehört hatten.

Gebauer verstand die Situation schon. So etwas hatte er im eigenen Land auch schon erlebt. Und es war manchmal schlecht ausgegangen. Mit Insolvenz war halt nicht zu spaßen. Da entstanden manchmal Strudel, die dann recht gesunde Handwerksbetriebe ebenfalls erfasst und letztlich vernichtet hatten.

Aber so ist es manchmal, wir hängen unseren Träumen nach und sind bereit, uns diesen Traum etwas kosten zu lassen. Übersehen dabei aber, dass im wirklichen Leben auch Not am Mann ist. Und dass dort auch etwas getan werden muss. Damit nicht plötzlich die Totenglocken anfangen zu läuten. Manche Menschen neigen dazu, ihre Luftschlösser unentwegt weiter zu bauen. In deren Wunschgedanken werden sie immer größer und schöner. Und wenn sie schon geplatzt sind, sind sie immer noch nicht bereit, sie aufzugeben. So auch hier. In diesem besonders traurigen Fall. Denn das würde er werden. Der Fall Gebauer.

*

„Was heißt das Pedro, der ‚parque' ist insolvent? Das Geld muss doch da sein! Ich habe es doch überwiesen!" argumentierte Ludwig.

„Ja. Geld ist auf Konto. Aber war bevor schon insolvent. Verstehst Du. Nun Insolvenzverwalter da. Und Konto gesperrt. Ich nicht an Geld kommen. Erst Gericht – Prozess – und dann." Erläuterte Pedro Calvon. Pedro war gerade dabei seine Siebensachen zu packen und zu verschwinden. Und Pedro hieß auch nicht Pedro und auch nicht Calvon, wie Ludwig Gebauer ihn nannte, sondern Jose Reyes. Und er war der Polizei nicht unbekannt. Hatte er doch schon auf ähnliche Weise einige Touristen aus Deutschland, den Niederlanden, Belgien – ach, man könnte halb Europa aufzählen, um ihre Ersparnisse gebracht.

„Weißt Du, Ludewig, Du nicht kommen her! Einfach abwarten. In ein paar Woche, geht hier weiter. Ich kenne das, immer ist selbe. Und in Sommer, Du genießen Aussicht – wirklich schöne Aussicht von Deine Ferienhaus. Und alles ist vergesse dann. Wirst Du sehen." Versuchte er Ludwig zu beruhigen, während er die letzten Akten verbrannte.

„Du bist gut, Pedro. Ha, wirklich gut! Also, ich weiß nicht – ich habe das Geld doch überwiesen. Dann muss es doch auch weitergehen." Jammerte Ludwig.

„Ach, Ludewig, hier in Spanien Uhren gehe etwase langsam – weißt Du? Manana – morgen – warte ab! Morgen sieht Welt anders aus. Alles gehen plötzelich." Pedro – äh Jose – sah sich ein letztes Mal in seinem Verkaufsbüro an der Baustelle um und schloss sie ab. Dann warf er den Schlüssel achtlos

den Hügel hinunter, von dem aus man einen wunderbaren Blick auf die Bucht hatte.

„Und Du meinst wirklich, Pedro?“ Ludwigs Stimme klang nicht überzeugt.

„Wirklich Ludewig. Du, iche jetzt muss Schluss mache. Kundschaft weißt, Du. Arzt aus Monaco. Bavaria. Kauft bei Dir direkt neben. Also. Mache gut, Ludewig!“

„Ja, bis … Ciao, Pedro!“

Ludwig hatte ein ungutes Gefühl. Er hatte so große Hoffnung daraufgesetzt, dass er mit seiner vorzeitig gezahlten Rate endlich hören konnte, dass es mit seinen beiden Ferienhäusern an der Costa Brava nun zügig vorwärts gehen würde. Aber dem war wieder nicht so. Als er damals in Spanien war und den Ort der Begierde besichtigt hatte, waren gerade die ersten Häuser im Rohbau fertig gewesen. Er war von dem Platz, an dem die kleine Ferienhaussiedlung entstehen sollte, derart begeistert gewesen, dass er sich nach zwei Tagen noch an Ort und Stelle zum Kauf zweier Häuser entschlossen hatte. In einem der Häuser wollte er wohnen. Fest, dauerhaft. Wenn er sich vorzeitig zur Ruhe setzen würde. Das andere Haus wollte er vermieten, um ein kleines Zubrot zur Rente zu haben.

Aber nun ging es dort einfach nicht weiter. Er war verzweifelt, da lief immer wieder etwas schief. Da kam eine Baufirma nicht, um die Kellerdecken zu gießen. Dann fielen irgendwelche Baufahrzeuge aus. Lieferungen kamen nicht rechtzeitig an. Dann fehlten wieder dringend benötigte Dokumente. Und der Pedro, man konnte ja nicht sagen, dass er sich nicht bemühte. Er machte ihm immer wieder Mut, dass es nun, wenn nur die eine Hürde noch genommen würde, endlich weiterginge.

Und er, Ludwig, zahlte und zahlte. Und er hatte nun fest damit gerechnet, in diesem Jahr, im Sommer, das erste Mal dort im eigenen Haus Urlaub machen zu können. Aber nun, nach diesem Telefonat, schwanden seine Hoffnungen ein wenig.

Er überlegte. Dachte nach. Rechnete. Dann holte er einen Kalender. ‚Also, in zwei Monaten‘, beschloss er, ‚da machst Du nochmals im Hotel Urlaub. Und dann bringst den Laden dort mal auf Vordermann! Das wäre doch gelacht. Manana! Hah! Dann sollen die mal sehen!‘

*

Zwei Tage später bekam er einen Mahnbescheid seines Finanzamtes, weil er mit seiner Steuererklärung geschlampt hatte. Und das schon zum zweiten Mal. Hintereinander. Und da ist dann das Finanzamt nicht mehr zimperlich. Seine bereits angemahnte Vorauszahlung hatte er auch schon zwei Mal nicht geleistet. Das hielten sie ihm alles vor.

Zu allem Unglück – der Ofen, in dem die ganzen Schadstoffe verbrannt werden sollten, war defekt. Er wollte ihn reparieren lassen. Dann sagten ihm

aber die Techniker, die sich den Ofen genau angesehen hatten, sein Ofen sei ein Totalschaden. Da musste ein neuer her. ‚Den alten reparieren?' Meinte einer der Techniker: 'Das wird teurer als ein neuer Ofen.' Und einen gebrauchten hatten sie derzeit nicht auf Lager. Sie konnten auch nicht sagen, wann sie ein derartiges Stück wieder rein bekommen würden.

Dann kam noch der TÜV, der seine gesamte Anlage überprüfen musste, denn seine Frist war wieder einmal abgelaufen. Was ihm aber entfallen war. ‚Oh!' stöhnte er, ‚wenn es Mal kommt, dann kommt's gleich richtig dick!'

Und damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn er hatte nicht nur beim Finanzamt geschlampt, er hatte auch zwei größere Rechnungen nicht bezahlt. Mit drei Kunden lag er im Rechtsstreit, und bekam drei Mal – nicht recht, so dass er immer tiefer rutschte mit den Schulden. Und als er seine Forderungen durchsah, ob er noch irgendwo Außenstände hatte, die er einfordern konnte, musste er feststellen, dass das nur – wie sagt man so schön – eben Peanuts waren.

Ihm drohte – er wollte es erst gar nicht wahrhaben – die Insolvenz! In seiner Not suchte er Hilfe bei Heinrich Mühl und dessen Schwager Karl Wieczorek. Aber der Skatbruder Karl winkte gleich ab, denn seine Bank war selbst in dieses Insolvenzverfahren involviert. Und da konnte und durfte er sich gar nicht einbringen. Und Heinrich Mühl? Bei dem sah es auch nicht rosig aus. Die baulichen Veränderungen brachten es mit sich. Sie verteuerten sich so sehr, dass Mühl erstmals in seiner Zeit finanziell angeschlagen war. Und dass dies so war, sah Mühl in erster Linie darin begründet, dass der ganze Abriss und die nachfolgende Einebnung des Geländes derart schlampig gemacht worden waren, dass die bauausführende Firma nochmals in erheblichem Umfang nachbessern musste. Und das war – nach Meinung Mühls – eindeutig Ludwig Gebauer zuzuschreiben. Weil der geschlampt hatte.

Es knirschte zwischen den alten Schulfreunden. Gewaltig sogar. Die Skatrunden wurden erst ausgesetzt, dann ganz aufgekündigt. Die Freundschaft auch. Dann kamen die Vorwürfe: ‚… schließlich habe ich Dir doch auch geholfen … dann könntest Du doch auch … …!'

Das Ende vom Lied war: Gebauer war pleite. Mühl konnte und wollte auch nicht helfen. Und so kam Gebauers Firma unter den Hammer. Kleiner Trost für Gebauer war, das Haus, das am Rande seiner Firma, auf separatem Grundstück stand, war seiner Frau überschrieben. So blieb ihm wenigstens das noch. Aber schön war das auch nicht – also, die Lage des Hauses. Denn er musste vom Wohnzimmer und von der Terrasse immer auf das Gelände seiner ex-Firma sehen. Und das war kein schöner Anblick: die ganzen alten Fässer, und die alten Rohrleitungen, und der Schlamm, und der ganze Dreck. Das ganze olle Zeug dort. Äh! Pfui Deibel!

Ja, und wie das mit Altlasten so ist. Also, wenn ein Grundstück, oder eine Immobilie oder eine Firma damit belastet ist, dann will die auch keiner haben. Bei einer Versteigerung. Da bietet keiner. Denn er weiß ja nicht, was ihn das

kosten wird. Und ob da überhaupt Gewinn zu machen ist. Zumindest war es bei Gebauers Firma samt Grundstück so.

Aber das war noch nicht alles, was Ludwig Gebauer widerfahren ist. Aus Spanien bekam er in dieser Zeit die Information, dass sich geprellte Urlauber zusammentun wollten, damit sie wenigstens einen Teil ihres Geldes wiederbekommen würden. Das war nur zu Anfang, dass darauf Hoffnung bestand. Ein Rechtsanwalt, der hinter auch wieder eine Rechnung zuschickte, teilte mit, dass da keine Hoffnung war. Denn der Verkäufer des Ferienparks, dieser Jose Reyes – alias Pedro Calvon – war verschwunden. Untergetaucht. Und von dem Park existierte nichts, gar nichts. Nur das Verkaufsschild gab es noch.

Dies alles zusammen genommen war dann für Ludwig Gebauers Herz zu viel. Er bekam einen Herzinfarkt. Einen ziemlich schweren, und muss seitdem mit allem ganz behutsam sein. ‚Und nicht aufregen', hat ihm der Arzt gesagt, ‚bloß nicht aufregen!' In dieser Situation ein guter Ratschlag. Aber viel schwerer wog der Schlaganfall, den er ein Vierteljahr später bekam und der ihn zum dauerhaften Pflegefall machte.

*

Heinrich Mühl war es ein wenig besser ergangen. Obwohl, die Sache mit dem Umbau – die hat ihn auch Nerven gekostet. Und Geld natürlich. Damit angefangen, dass das Grundstücksteil, was entsorgt und dann eigeebnet worden war, richtig verdichtet werden musste, damit die Bodenplatten des Erdgeschosses als Fundament einen soliden Unterbau hatten. Ebnen und Verdichten waren deshalb so kostspielig, weil sie kurzfristig durchgeführt werden mussten. Das hat Zeit und Geld gekostet. Dann wurde der Herstellerfirma der Fertigteile ein Messfehler übermittelt, Teile passten daher nicht und mussten neu gegossen werden. Was auch wieder eine zeitliche Verschiebung nach sich zog. Und eine erneute Verteuerung. Dann kam man im Winter in eine mehrwöchige Frostphase – auf der Baustelle war Stillstand. Man fragte sich, was das für eine Planung war? War da überhaupt etwas geplant? Nichts, aber auch gar nichts, lief einmal reibungslos ab. Nein, stimmt nicht! Die Rechnungen, die kamen immer sofort. Stimmten dafür allerdings auch nicht immer.

Um Heinrich Mühls Gesundheit war es plötzlich auch nicht mehr so gut bestellt. Er bekam immer öfter mal einen Schwächeanfall. Anfangs tat er sie noch ab. Da war es mal die Hitze, dann das miese Wetter. Aber egal, er nahm das nicht so richtig ernst und schonte sich nicht.

Der Start der neuen Produktion musste natürlich auch verschoben werden. Zuerst hieß es, sie läuft ein halbes Jahr später an. Dann wurde ein Jahr draus. Dies bedeutete aber auch gleichzeitig, dass die Einnahmen durch das neue Produkt ausblieben. Und die Gesamtlage der Finanzen der Mühlen-Werke auch nicht mehr so rosig war, wie vorherberechnet. Das wiederum griff

Heinrich Mühls Nerven wiederum stärker an, so dass weiter schwächelte. ‚Schonen Sie sich etwas, Herr Mühl!' sagte sein Arzt zu ihm.

Wer in dieser Zeit, in der es um Altlasten, Insolvenzen, Umbauten und finanzielle Transaktionen ging, seine relative Ruhe hatte, war Bernd Mühl. Vielleicht deshalb, weil der Vater in seinem Sohn einen Nebenkriegsschauplatz sah, auf dessen Schlachtfeld für ihn nichts mehr zu gewinnen war.

‚Umweltschutz! Ich, Heinrich Mühl, die Chemie, und Umweltschutz? Die spinnen sich da etwas zusammen die jungen Leute. Wenn wir all das machen würden, was die fordern – das würde uns in die Steinzeit zurückwerfen. Wenn ich so was höre! Diese Traumtänzer! Die Erde hält das schon aus. Die hat ganz andere Sachen ausgehalten. Na, und einen Teil machen wir ja eh schon. Diese grünen Spinner. Die hätten dann nichts mehr zu beißen. Die – mit ihrem Ökokram. Und Jobs gibt's dann auch keine mehr wie Sand am Meer. Wir machen das doch erst möglich. Also bitte, liebe Politik, haltet uns diese grünen Spinner vom Leibe!'

Nachdem die Skatabende Geschichte waren, wurde Rommé, hin und wieder auch Canasta gespielt. Abwechselnd bei Heinrich Mühl und dann wieder bei Familie Wieczorek. Immer Paula, Karl und Heinrich. Ab und zu nahm auch Peter an den Spielabenden teil, wenn es das Chemie-Studium zuließ. Er war zu der Überzeugung gelangt, dass ihm ein einfaches Diplom, Bachelor oder Master, nicht genügen würde. Daher strebte er die Promotion an, wobei er sowohl von seinem Vater, als auch von seinem Onkel unterstützt wurde. Um Geld während des Studiums und um einen Arbeitsplatz musste er sich keine Sorgen machen. Also studierte er ganz entspannt weiter. Und weil er es wirklich draufhatte, war er auch ganz erfolgreich. Was er während der Semesterferien in den Mühlen-Werken unter Beweis stellen konnte. Unter den einen oder anderen Patentantrag hatte er schon seinen Namen setzen dürfen.

Bernd hingegen hatte den Chemiepfad der Familie endgültig verlassen und sich voll und ganz auf den Umweltschutz konzentriert. Und er war überrascht, sein Vater ließ ihn dabei sogar gewähren. Ihm schienen die angeregten Diskussionen mit seinem Neffen mehr zu bringen, als die Streitgespräche um den Umweltschutz mit seinem Sohn. Die beiden Vettern verstanden sich gut mit einander. Peter war, wie die meisten jungen Leute, sehr offen für Umweltprobleme und diskutierte sehr gerne mit Bernd darüber. Auch kamen von Bernd sehr gute Vorschläge, was Umweltschutz und unnötige Schadstoffbelastung bei den Mühlen-Werke anbelangte. Bernd und Peter diskutierten lebhaft und angeregt darüber, und kamen schließlich auch zu einer gemeinsamen Lösung. Peter brachte diesen Vorschlag dann während seiner Semesterferien ein. Und oft zog dieser Vorschlag noch nicht einmal eine Kostensteigerung nach sich, so dass er seinen Onkel zu dem einen oder

anderen Schritt in diese Richtung bewegen konnte. Und Bernd war danach insgeheim auch sehr zufrieden. Denn sein Vetter berichtete ihm davon. Der Vater hingegen nicht.

Den beiden Jungen verband in dieser Zeit mehr die gemeinsame Sache, das einvernehmliche Anliegen, das die junge Generation eher miteinander verband. Zwischen Vater und Sohn stand nicht nur der Generationenkonflikt. Da war auch noch die Sache mit dem Hasen …

*

6 Der Garten Eden

Ganz anders sah die Sache bei Tim Gebauer aus, dem Sohn von Ludwig und Eva Gebauer. Der Junge, ein fünfzehnjähriger schüchterner Teenager, war von dem Schicksal, was seinen Vater und dessen Entsorgungsbetrieb getroffen hatte, schwer angegangen. Nicht das er diesem – sagen wir ruhig Müllplatz – als solchem sehr nachtrauern würde. Nein, aber er hätte gerne die Möglichkeit gehabt, diesen Müllplatz zu dem Vorzeigeunternehmen in der Entsorgungstechnik schlechthin zu machen. Er hatte sich schon ein paar Jahre vorher, als er die ersten Versuche in Chemie und in Biologie gemacht hatte, geradezu darin hineingesteigert, diesen Lotterbetrieb seines Vaters eines Tages auf Vordermann zu bringen.

Wo sich dort barackenartige Gebäude befanden, an denen der Putz draußen abbröckelte und innen alles vergammelt, mistig und schmierig war, entstanden piekfeine geflieste Gebäude, wo man an jedem Arbeitstisch hätte Frühstücken können. Die alten verrosteten Brennöfen, wo so mancher Schadstoff bei der Verbrennung wegen einer maroden Filteranlage nach wie vor in die Umwelt gelangen konnte, würden durch supermoderne computergesteuerte Spezialöfen ersetzt werden, bei denen sichergestellt war, dass keinerlei Schadstoffe mehr nach außen in die Umwelt gelangen würden.

Er würde alles vollkommen schadstofffrei entsorgen können. Ob das nun fest, flüssig oder gasförmig war. Egal, ob chemisch, biologisch oder radioaktiv. Organisch oder anorganisch. Er würde aus verseuchter Erde binnen kurzem Mutterboden zaubern. War sein Traum.

Bei ihm war alles registriert und bekannt. Nirgends konnte etwas landen, ohne dass es von seinem Kontrollsystem übersehen werden konnte. Schon beim Verkauf einer problematischen Substanz würde erfasst, wohin sie ihren Weg nehmen würde, und bevor sie nach Gebrauch irgendwo die Natur vergiften konnte, würde sein Überwachungssystem davon Kenntnis erhalten, aktiv eingreifen, und sie dann gefahrlos entsorgen.

Tim war nicht nur bei den Umweltproblemen chemisch, biologisch oder

radioaktiv im Einsatz. Nein, auch Problemen wie biologischen Schädlingen, die infolge der Globalisierung auf der ganzen Welt zum Problem wurden, nahm er sich an. Er ging dabei mehrgleisig vor und ließ zum Beispiel mit Hilfe der Gentechnik natürliche Feinde eines Schädlings entstehen, die sich von selbst quasi auflösen würden, wenn der Schädling erfolgreich bekämpft war. Dann war ihnen selbst nämlich die Nahrung ausgegangen und sie würden langsam aussterben und sich nicht mehr fortpflanzen. Auf jeden Fall würden sie nicht als neues Umweltproblem dastehen und vielleicht für Missernten verantwortlich sein. Oder als Fressfeind andere wichtige Lebewesen der örtlichen Natur gefährden.

Auch beim Menschen würde er andere Wege gehen. Er würde sie nicht genetisch verändern. Nein, das nur im Notfall, wenn nichts anderes übrigblieb, wenn sie zum Beispiel krank wurden. Er wolle auf Erziehung setzen. Nicht mit Drill. Nein – ganz sanft, mit Überzeugung. Schon im Kindergarten würde er beginnen. Er würde den kleinen Kindern schon vermitteln, dass die Erde das Wichtigste ist, was wir außer unserem eigenen Leben haben. Dass die Gesundheit der Erde so wichtig ist, wie unsere eigene Gesundheit. Und wir nur dann gesund leben können, wenn wir eine gesunde Erde an unserer Seite haben. Und dass dies nicht nur für uns – für unsere Generation – so ist, sondern dass alle Menschen, die nach uns diese Erde bewohnen werden, ein Anrecht auf eine gesunde und lebenswerte Erde haben.

Für ihn war der Egoismus eine der Ursachen, warum auch mit der Natur so frevelhaft umgegangen wurde. Deshalb wollte er den Gemeinsinn fördern, indem er nicht mehr den Eltern allein die menschliche Erziehung überlassen wollte. Er sah nur in der Schule die Möglichkeit dahingehend eine bleibende Verbesserung der Menschlichkeit zu fördern. Dabei sollte ein dauerhaftes Fach Gemeinschaftssinn eingeführt werden, dass vom ersten bis zum letzten Schultag Pflichtfach war. Und im Rahmen dieses Fachs würden die Schüler, die jungen Menschen, dauerhaft daran arbeiten, dass es ihnen und der Erde besser ging. Sie würden in gemeinsamen Projekten erleben, dass sie etwas positiv zum Guten hin verändern konnten, wenn sie es ohne Egoismus tun würden. Und schon in der Schule würden gemeinsam an der Gesundung der Erde gearbeitet werden, vernetzt mit Schülern aus anderen Erdteilen. Damit auch erfahren werden konnte, dass Globalisierung eine positive Seite hatte, die für alle Menschen Vorteile bringen kann.

Ehrgeiz, dass durfte es nur im Sport geben, wenn man einen fairen Kampf gewinnen wollte. Aber auch hier, im Sport, wollte er ganz neue Wege gehen. Denn er fand, dass der ungesunde Egoismus in Form des Dopingbetrugs den Sport kaputt gemacht hatte. Er würde schon in der Schule damit anfangen, dies zu bekämpfen. In dem er nämlich ein Grundprofil des Blutes der jungen Menschen erfassen würde, dass ihm wie ein Fingerabdruck eindeutig zeigen konnte, wie der nicht gedopte Mensch aussah. Veränderungen an diesem Profil – also auch Doping – konnten dann sofort erkannt werden. Waren die

Veränderung krankheitsbedingt, dann konnte dieser Schüler wie auch später der erwachsene Sportler in einer ‚offenen' Klasse starten, die es in jeder Sportart geben würde. Aber die reine, die olympische Klasse, die sollte ein für alle Mal vom Doping befreit werden.

Sport sollte Freude bringen. Nicht Frust. Nicht diese sinnlosen Zerstörungsaktionen der Hooligans. Nicht die Chaotenszenen vor und in den Stadien, wo sinnlos gefährliches Feuerwerk abgebrannt wurde und dabei ganz bewusst eine Gefährdung anderer Zuschauer in Kauf genommen wurde. Da kam für Tim auch wieder zum Vorschein, dass rücksichtloser Egoismus die Gemeinschaft in den Hintergrund drängte und dem Menschen dabei vollkommen egal war, was anderen Menschen dabei geschah. Die antiautoritäre Erziehung, das konnte man besonders am nächsten Beispiel sehen, hat einen gedankenlosen Egoismus gefördert, der sich selbst rücksichtlos in den Vordergrund stellte. Kindern mussten vernünftige Grenzen aufgezeigt werden, innerhalb derer ein Eigenleben möglich war, ohne an andere Menschen denken zu müssen. Wo sie ihr Eigenleben leben konnten. Aber schon beim gemeinsamen Spiel war auf Spielkameraden Rücksicht zu nehmen. Denn bereits hier musste gelten, dass der junge Freund oder die Freundin nie in irgendeiner Form geschädigt gefährdet, belästig oder behindert wird. Es durfte nie dazu kommen, dass etwas, was als scheinbar harmloses Spiel begonnen hatte, als grausame Rücksichtslosigkeit bei einem illegalen Autorennen auf einer Straße – wo auch immer – enden konnte.

Tim setzte hier ganz bewusst auf die positive Kraft der Gruppe. Denn er war sicher, mindestens einer würde schon erkennen, wann es gefährlich wurde. Und wenigstens einer musste in diesem Fall dann die positive Bremse sein. Und die Gruppe würde das dann erkennen und es annehmen. Und dann gemeinsam auf die Bremse treten. Aber das setzte halt voraus, dass man sehr frühzeitig mit dem Fördern des Gemeinschaftssinns beginnen würde. Und es durfte nicht unterschiedlich ausgelegt werden. Auslegung und Abgrenzung musste überall gleich sein. Deshalb würde er auch das Fach Gemeinsinn außerhalb von Familie und Religion sehen. Die Werte des Gemeinsinns war eine Frage der Ethik.

Er würde die Gentechnik erforschen und sie sich so nutzbar machen, dass sie nicht zu einem Problem werden kann. Er würde nicht gewissenlos einfach nur Profit machen wollen, mit Arzneien, Pestiziden, mit manipuliertem Saatgut und all diesem Zeug. Er würde die Nachwirkungen unterdrücken wollen. Genmanipulierte Stoffe kämen bei ihm nur zum Einsatz, wenn ihre Nebenwirkungen voll und ganz nur im Einklang mit Natur und Mensch stünden. Wenn keine Gefahr von ihnen ausgehen könnte.

Schluss wäre es dann mit der grenzenlosen Überdüngung unserer Felder, Schluss mit Brandrodung, mit Überfischung, mit der unmenschlichen Massentierhaltung, mit Nitrat in unseren Bächen und Flüssen. Schluss mit der Plastikverschmutzung überall. Bei ihm brauchte man das alles nicht, weil er

eine ganz andere Ernährungsweise einführen würde. Er war sich sicher, der Mensch ist nicht als Fleischfresser in die Evolution gelangt, sondern war von Anfang an als Pflanzenesser konzipiert. Und das sollte er auch bleiben. Oder wieder werden.

Ganz kühn fand er sogar – der Tim – dass er die Sache mit der Frucht und der Vertreibung aus dem Paradies ganz neu, ganz anders gesehen hat. Hat der Mensch, der von Gott als Pflanzenfresser – oder sollten wir vornehm sagen: ‚Pflanzenesser'? – vorgesehen und eingeplant war, unerlaubt vom Fleisch gegessen hat, statt von der Frucht? Denn seiner Meinung nach kann ja das Sexuelle nicht der Grund gewesen sein für die Vertreibung aus dem Paradies. Dem Garten Eden. Der Mensch sollte sich fortpflanzen können, das ging nun mal nicht anders. Aber das Fleisch statt der Pflanze, der Frucht – der verbotenen Frucht, das würde alles auf den Kopf stellen.

Und auch der biblische Satz: ‚Macht euch die Erde untertan' bekam bei ihm eine neue Bedeutung. Für ihn hieß das nicht: ‚Mensch, du kannst jetzt mit der Erde machen was du willst, sie gehört hiermit dir.' Nein, für ihn beinhaltet dieser Satz auch die Erlaubnis, dass er mit Hilfe zum Beispiel der Gentechnik wohlwollend und verantwortungsvoll in die Natur eingreifen dürfe. Er würde den Menschen schon zu einem besseren Menschen machen müssen, damit dies auch gelingen kann.

Alles kam immer auf den Prüfstand, wurde auf Herz und Nieren getestet, bevor es dann zum Einsatz kommen würde. Und es würde überwacht werden, damit die Wirkung überwacht, schnell erkannt und notfalls auch schnell gebremst werden konnte. Der Profitgedanke musste weg, das war ihm klar. Das Eigenwohl, der Eigennutz, diese Dinge mussten immer in der zweiten Reihe stehen, freiwillig. Das Gemeinwohl war immer vorrangig.

Er würde verhindern, dass es Organisationen und Parteien, die wie die Erleuchteten – die Illuminaten – oder die Nazis gibt, die den Menschen etwas vorgaukeln oder vorgeben konnten, die letztendlich einigen Wenigen diente, der Allgemeinheit aber schadete. Auch die Kommunisten und die Mullahs kamen dabei schlecht weg. Alles starr Orthodoxe war ihm verdächtig. Nur die Sanftmütigen, die Ehrlichen, die human und natürlich mit allen Lebewesen gleichermaßen gut umgingen, hatten eine Chance bei ihm.

War es, wenn man alles dies in sein Denken und Handel einfließen lassen würde, vielleicht sogar möglich, den Zustand des Garten Eden, das Paradies wieder entstehen zu lassen? Auf jeden Fall, so war er entschlossen, musste der Zerfall der Erde, die ja einmal das Paradies gewesen sein musste, um jeden Preis aufgehalten werden. Denn sonst würde das nie mehr gelingen können, das Wiederherstellen des Garten Eden. Und wer weiß, wie lange diese Umkehr überhaupt noch möglich war. War es vielleicht schon zu spät?

Oder konnte sich die Erde wieder erholen? Wo war eine Grenze, wieviel Menschen würde die Erde überhaupt ernähren können? Musste man die Bevölkerungszahl der Menschen sogar reduzieren, um noch eine Chance zu

haben? Wie konnte man das erreichen? Hatten sich einzelne Länder oder Kontinente einen Vorteil zu Lasten der anderen verschafft? Wie würde man Gleichheit herstellen können? Musste man der Lebensmittelindustrie Schranken auferlegen, damit man noch etwas retten konnte? Wie konnte man diese Riesenflächen der Landwirtschaft so reduzieren, dass die Kleinlebewesen und die Insekten wieder eine Chance hatten? Welchen Weg konnte man hin zu ausreichendem Ertrag an Lebensmitteln für alle Menschen gehen?

Wie konnte man Schädlinge so bekämpfen, dass man nicht sich und die Natur letztendlich vergiftete? Konnte man weg vom Gift hin zu einer neuen Art von Bekämpfung dabei ganz andere Wege gehen? Desinformation vielleicht? Konnte man einer Ameise, die auf dem Weg zur vollgefüllten Speisekammer war, nicht die Information vermitteln, dass für sie dort nichts zu holen war? War es nicht besser, die Ameise zu belügen, als sie zu vergiften? Würde dieser Weg auch bei anderen Problemen mit Futterkonkurrenten funktionieren? Tim weigerte sich hier einfach von Schädlingen zu sprechen. Denn sie wollten sich ernähren, eine biologische Notwendigkeit für sie, und fügten nur unserer Gewinnsucht einen Schaden zu.

Denn sie lebten nun mal auch auf dieser Erde. Die, die uns im Wege standen oder immer noch stehen. Wenn es um Ertrag oder Gewinn geht. Sie alle hatten also eine Existenzberechtigung. Wie sie sie einst auch die Indianer hatten. Oder die Hottentotten. Auch die Aborigines hatten sie. Aber sie waren uns im Weg. Und wir wollen nicht teilen. Zumindest nicht mit ihnen. Unser Egoismus verbietet uns das Teilen. Wir denken lieber darüber nach, wie wir unseren Ertrag oder unseren Gewinn für uns alleine behalten können. Und gleichzeitig machen wir die Lebensbedingungen anderer zunichte. So wie beispielsweise in Afrika, wo Teile regelrecht austrocknen und für Mensch und Tier die Lebensgrundlagen ein für alle Mal vernichtet werden. Während wir hier im Überfluss leben und noch dazu mit Ressourcen umgehen als gäbe es sie am nächsten Kiosk wieder nachzukaufen. Und uns dann noch darüber aufregen, dass sich die Menschen aus diesen unbewohnbaren Zonen zu uns begeben. Als Wirtschaftsflüchtlinge werden sie dann abgetan. Sollen doch bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Wir brettern mit 200 Sachen stundenlang über die Autobahn und machen uns nicht klar, dass unser Auto nicht die im Katalog versprochene Menge von sieben Liter auf hundert Kilometer verbraucht. Diese Angabe aber nur für 120 Kilometer pro Stunde angegeben war. Rücksichtslos und egoistisch fand Tim diese Denkweise. Diesem ignoranten Verhalten würde er den Hahn zudrehen. Hundertzwanzig würde sein Tempolimit zunächst sein. Alle Autos wären mit einem Chip ausgestattet, vom Werk aus, mit dem permanent dieses Tempolimit abfragbar sein würde. Und bei Zuwiderhandeln gab es sofort Geldstrafen, bei weiteren Verstößen automatisch Fahrverbot. Die Zündung oder der Motor wären einfach blockiert. Das würden sie sehr schnell begreifen, diese Dauerraser. Der Führerschein würde auch mit Chip

ausgestattet werden, der würde auch blockiert sein. Für ein paar Wochen. Zeit zum Nachdenken würde er ihnen geben.

Der Einspareffekt an Treibhausgasen und Luftverschmutzung würde dann bei diesem Tempolimit messbar sein. Ob er ausreichen würde? Wenn nein, musste nochmals reduziert werden. Auch bei den dicken Kreuzfahrtschiffen und den Supertankern würde Tim eingreifen. Überhaupt, der Verkehr. Da sah er Chancen, relativ schnell Einspareffekte zu erzielen. Zuerst die Container von der Straße auf die Schiene. Das Schienennetz so ausgebaut und computergesteuert, dass Container A von Hafen C nach Stadt X über Nacht dorthin gelangt. Mit sauberem Strom selbstverständlich. Dann wäre die Autobahn selbst bei Tempo 100 ein Traum. Und die eingesparte Menge Dreck, ganz allgemein, würde sich rasant summieren.

Dann war noch das Problem der Menschen, denen die Lebensgrundlage, Wasser, Essen, Arbeit fehlte. Überall auf der Welt, nicht nur in Afrika. Tim hatte sich mal ausgerechnet, dass bei fünf Millionen Flüchtlingen, die etwa tausend Mark pro Monat kosten würden, pro Jahr etwa 60 Milliarden Mark an Kosten entstehen. Diese Milliarden würden aber vor Ort in den betroffenen Ländern ein Mehrfaches Wert sein. Wenn er an ganz Europa dachte, würden damit noch mehr Gelder zur Verfügung stehen. Er hatte in seinem jungen Leben schon erkannt, dass man ein Übel am wirksamsten bekämpft, wenn man es an der Wurzel packt und ausreißt. Hier in Europa gibt es nichts rauszureißen. Hier kommen nur immer neue Flüchtlinge hinzu, weil gerade in Afrika, an der Wurzel der Probleme dieser Menschen, nicht ausreichend viel getan wurde. Und dadurch flohen immer mehr Menschen. Also, so wie das die ganze Zeit lief, würde das nichts werden, wenn nicht die Wurzel gepackt und ausgerissen würde. Es würde immer nur noch schlimmer werden!

Aber Tim gab nicht auf in seinem Denken und kam auf die Idee einer Patenschaft zwischen Europa und Afrika. Er fühlte sich dazu verpflichtet, schließlich waren ja seine Vorfahren vor Urzeiten einmal von Afrika kommend hier in Europa eingewandert. Ganz entfernt war man also sogar verwandt.

Dann dachte er an die Kolonialzeit, in der auch das eine oder andere so egoistisch abgelaufen war, dass es sicher auch hierbei das eine oder andere wieder gut zu machen gab. Also, warum nicht diesem Land, der ehemaligen Kolonie, eine Patenschaft anbieten? Ihr die jungen Menschen ausbilden, vor Ort in Afrika, wie auch in Europa. Immer aber mit der Verpflichtung, dass diese jungen Menschen wieder in ihr Heimatland zurückkehren, um das Land dort auf diesem Kontinent weiter aufzubauen.

Und er würde vom System der jetzigen Entwicklungshilfe ganz abweichen. Diese war nicht effizient genug, nicht ausreichend nachhaltig. Nein, er würde das, was jetzt hier in Europa gemacht wurde, die ganze Planung, auch durch europäische Spezialisten, auf Dauer ganz nach Afrika in das betroffene Patenland verlegen. Er wusste, dass von derzeit jedem Dollar der

Entwicklungshilfe ein zu großer Teil wieder nach Europa zurückfließt – etwa 80 Cent – und damit Afrika gar nicht dauerhaft zur Verfügung steht. Er wusste auch, dass Fachleute ganz lapidar sagten, es wird zu viel gekleckert und zu wenig gekotzt. Er sagte sich, dann ist es doch richtig, wenn gleichzeitig mehr getan wird. Also genauso, wie er es ja mit seinem Vorschlag der Patenschaft erreichen würde. Außerdem würde es besser sein, die Afrikaner würden planen, was ihr Land nach vorne bringen würde. Die Europäer würden anfangs nur mitplanen, kontrollieren, überwachen, und nach und nach alles in die Hände der Afrikaner legen. Und das Kontrollieren würde man sich teilen, damit man gewiss war, dass die Spur in der man lief, noch die richtige war. Auch er war von Lenins Gedanken des Vertrauens und der Kontrolle überzeugt. Er wollte nicht alles laufen lassen. Nein, kontrollieren würde er schon.

Andere Länder Europas würden natürlich auch daran teilhaben. An der Patenschaft. Also, Europa würde sich um Afrika kümmern. Und das Ganze wäre auch nach unten hin teilbar. Ein Bundesland sollte Pate einer Provinz werden, eine Stadt auch Pate einer Stadt. Schulen, Firmen, Universitäten, Sportvereine – all das war denkbar – konnte Pate werden. Bis runter zur Familie konnte das gehen. Tim sah es vor seinem geistigen Auge: nur so konnte es dauerhaft gehen! Auch hier war wieder der Egoismus zu überwinden und der Gemeinsinn gefordert. Also sah er sich auch hier bestätigt, man musste mit den Kindern in der Schule anfangen, sie mussten davon überzeugt werden, dass Teilen gleichzeitig auch Gewinnen sein konnte.

Viel von seinen Träumen – nein, er würde sich vehement dagegen wehren, das als Traum abzutun, für ihn waren das realistische Planvorhaben – würde auch ohne die marode Firma seines Vaters realisierbar sein. Das war das große, dicke Brett. Aber, das fand er so unendlich schade, das bedauerte er so sehr, mit seinen Plänen zur Umweltproblematik im eigenen kleinen Umfeld – das kleine, dünne Brett – würde er nur dann ganz konkret beginnen können, wenn er die Firma wieder in Besitz haben würde. Dort könnte er eines Tages den Beweis antreten, dass es geht. Wenn er das erste perfekt laufende Verfahren präsentieren würde.

Wenn er doch bloß eine Idee hätte, wie er wieder an die Firma gelangen könnte!

*

7 Tod im Pool

Fünf Jahre waren seither vergangen. Der Euro war in der Zwischenzeit in Europa Zahlungsmittel geworden. Der Neubau hatte seine ersten Jahre als

moderne Produktionsstätte schon einige Zeit erfolgreich hinter sich. Es war alles mehr oder weniger nach Plan verlaufen und die Mühlen-Werke kamen so langsam wieder in ruhigeres Fahrwasser. Heinrich Mühl war allerdings nicht mehr der gesündeste und beschäftigte sich ernsthaft mit dem Gedanken die Leitung der Firma in die Hände seines Neffen zu geben. Insgeheim war er zu dem Entschluss gelangt, wenn Peter seine Doktorarbeit abgeschlossen hatte, würde er den Wechsel anstreben. Seinen Sohn Bernd würde er mit einem großzügigen Aktienpaket abfinden und auch ihm den Start ins Berufsleben finanziell unterstützen.

Bernd war nun schon seit einem Jahr mit seinem Studium fertig und reiste in Europa und den USA umher, um sich bei Umweltorganisationen und den ihnen nahestehenden Medien einen tieferen Einblick in die ganze Breite des Umweltjournalismus zu verschaffen. Er hatte etwas im Kopf und wollte sehen, wie mit diesem Thema in anderen Ländern Europas und auch den USA umgegangen wurde. Aber auch Asien und Australien bereiste er, und sah und hörte sich dort intensiv um. Und erst dann, wenn er einen umfassenden Einblick in alles hatte, wollte er überlegen, ob sich seine Vorstellungen auch in Deutschland verwirklichen lassen würden.

Allerdings brachen in letzter Zeit die alten Gegensätze zwischen Vater und Sohn wieder stärker aus. Heinrich Mühl fand das, was sein Sohn alles im Kopf hatte, als sehr fragwürdig. Ihm schien das reichlich unausgegoren, wie er immer wieder rechthaberisch betonte. War er doch davon überzeugt, dass es auf eine Konfrontation mit der chemischen Industrie und seinem Sohn hinauslaufen würde. Aber er erkannte auch die politischen Strömungen, die den Umweltschutz im Allgemeinen stärkten, und fürchtete daher, dass seine Zunft, die chemische Industrie, stärker kontrolliert und eingeschränkt werden könnte. Und daher fürchtete er auch, dass es zu einer Konfrontation zwischen den beiden Vettern kommen könnte.

Womit er allerdings nicht gerechnet hatten war, dass er selbst krank werden könnte, strotze er doch die vergangenen Jahre geradezu vor Gesundheit. Aber er hatte sich immer ein wenig überfordert, hatte viel zu wenig Bewegung und hatte seiner Ernährung keine Beachtung geschenkt. Auch dass einige seiner Laborwerte für ihn nachteilig waren, hatte er mit einem Achselzucken weggesteckt, statt sich ein paar grundlegende Gedanken darüber zu machen und sich dem ganzen aktiv entgegenzustellen. So kam denn auch der Schock für ihn selbst sehr überraschend. Denn Heinrich Mühl erlitt nun einen mittelschweren Schlaganfall.

Er musste eine ganze Weile im Krankenhaus liegen und kämpfte sich nur sehr langsam aus den schweren körperlichen Bewegungsstörungen heraus. Das selbständige Laufen ging noch gar nicht. Das Schreiben und das Kämmen waren eine Qual, die Sprache war noch mitgenommen, beim Schlucken hatte er erhebliche Probleme. Kurzum, der Mann war schon gezeichnet und haderte

mit sich und der Welt. Mit dem Rollstuhl kam er nicht zurecht, das Anziehen fiel ihm schwer. An Selbstständigkeit war im ersten Moment noch gar nicht zu denken. Die anschließende Reha brachte zwar eine beachtliche Verbesserung, aber von einer Eigenständigkeit bei der Erledigung der täglichen Alltagsarbeiten konnte man nicht sprechen. Heinrich Mühl war auf Hilfe angewiesen. Auf dauerhafte Hilfe.

Leisten konnte er es sich, jetzt in Rente zu gehen. Und eine dauerhafte Hilfe für sich anzustellen, das war gar keine Frage. Aber er wollte es sich nicht eingestehen, dass es eigentlich sein musste. Und vor anderen zugeben, dass er mehr oder weniger dauerhaft auf eine Betreuung angewiesen war, das wollte er schon überhaupt nicht. Also war er gereizt, nervös, empfindlich. Schwäche eingestehen, das ging für Heinrich Mühl schon gar nicht. Und der Gedanke, dass er nun auf dem gleichen Level wie sein Sohn angekommen war, machte ihn zu einer tickenden Zeitbombe. Es war eine Frage der Zeit, wann sie explodieren würde. Und es würde so kommen: sie würde hochgehen.

Was ihn zudem wurmte war, dass es ihm bisher nicht gelungen war, alles zu regeln, was die Firma, ihre Führung und seinen Sohn anbelangte. Er hatte es zwar vor seinem Schlaganfall mit seinem Notar besprochen und seine Vorstellungen dabei auch grob skizziert. Aber ein Testament, worin das alles festgehalten und mit Unterschrift fixiert war, das gab es bisher noch nicht.

Wenn er nach seiner Reha wieder nach Hause kommen würde, hätte er zunächst das ganze häusliche Umfeld zu organisieren. Sein Neffe Peter war mit seiner Doktorarbeit beschäftigt und konnte seinem Onkel nicht helfen. Sein Schwager Karl war mit der Pflege seiner Frau, die an Demenz erkrankt war, voll und ganz eingebunden. Und sein Sohn Bernd reiste in der Welt umher, um seinen spinnerten Träumen nachzujagen, wie er dazu ganz unverhohlen sagte. Dabei vergaß er, dass sein Sohn Bernd selbst noch immer auf seinen Rollstuhl angewiesen war.

Und er vergaß dabei außerdem, helfen können hätte ihm Bernd bei den organisatorischen Dingen schon. Denn körperlich war er nicht in der Lage, die Hilfe zu geben, die sein Vater gebraucht hätte. Aber da sein Vater ihm diese Hilfe nach seinem Unfall vor ein paar Jahren nicht gegeben hatte, war es Bernd schlicht weg egal, wie sein Vater mit seiner Situation zurechtkam. Um diesem Tyrannen zu entkommen, dachte Bernd sogar daran, sich ein Haus oder eine große Eigentumswohnung zu kaufen und auszuziehen, statt sich alltäglich mit dessen Launen herumschlagen zu müssen. Die Geschichte um den Hasen im Römertopf war immer noch nicht vergessen. Zumindest spielte sie tief in Bernds Seele eine unverändert wichtige Rolle.

*

Heinrich Mühl war gerade aus dem Van der Reha-Klinik gestiegen, der ihn nach Hause gebracht hatte. Ein wenig unbeholfen und unsicher stand er nun im Flur. Sein Gepäck, was nicht sehr üppig war, hatte ihm der Fahrer des Wagens noch bis ins Haus getragen. Dann hatte sich Heinrich verwundert

umgesehen, denn niemand war erschienen, um ihn zu begrüßen. Er war fest davon ausgegangen, dass ihn der Pflegeservice, den er aus der Reha-Klinik verpflichtet hatte, hier und heute schon empfangen würde. Das ging ja schon gut los, dachte er sich. Blieb aber noch einigermaßen ruhig, obwohl er innerlich schon wieder auf hundertachtzig war. Bernd, sein Sohn – dieser Traumtänzer – war natürlich auch nicht da, um seinen Vater zu empfangen. Da musste sich etwas grundlegend ändern, das würde so nicht weitergehen! Auf gar keinen Fall! Wo gibt es denn so etwas? Im eigenen Haus, in seinem Zustand, und dann musste er sich um alles selbst kümmern? ‚So haben wir nicht gewettet!' war ein Spruch, der ihn in solchen Situationen stets begleitete.

Er stand ratlos und völlig hilflos im Flur seines riesigen Hauses und sah sich um. Alleine stehen, das ging schon, aber nicht dauerhaft. Also versuchte er sich mühsam seinen Rollstuhl aufzuklappen. Er hatte das Hilfsmittel erst zwei Tage vorher in der Reha-Klinik bekommen. Aber obwohl er dort trainiert hatte, um damit zurecht zu kommen, irgendetwas machte er falsch. Denn er bekam den Rollstuhl einfach nicht aufgebaut. Wütend schmiss er ihn in den Flur. Dann muss er halt ohne den dämlichen Rollstuhl gehen. Steif und ungelenk ging er in die Küche, um sich etwas Wasser zu nehmen. Er war unheimlich durstig. Die Medikamente mit ihren Nebenwirkungen in Form von Mundtrockenheit machten es ihm nicht einfacher.

Nachdem er ein paar Schlucke Wasser getrunken hatte, ging er noch einmal in den Flur und nahm nochmals den Kampf mit dem Rollstuhl auf. Diesmal ging es besser und er konnte sich aufatmend in den Rollstuhl setzen. Er blickte zu seinem Gepäck, dass immer noch im Flur stand. Das musste alles gewaschen werden. ‚Wo bleibt bloß dieser Hilfsdienst?' Fragte er sich.

*

Bernd Mühl passierte gerade das Check-in in London. In etwas mehr als zwei Stunden würde er hoffentlich zu Hause sein. Wenn es keine Verspätung oder sonstige Störung in der Flugverbindung gab. Ein Steward der Airline begleitete ihn zu seinem Jet. Es sah so aus, als ob alles glatt lief und ihm eine weitere Verzögerung würde ihm zumindest hier erspart bleiben.

Als er seinen Sitz in der Business-Class erreicht hatte, kam die übliche Aufforderung sich auf den Start der Maschine vorzubereiten. Wenige Minuten später startete die Maschine und Bernd Mühl fand das erste Mal an diesem Tag Gelegenheit, sich mit dem gedanklich zu beschäftigen, was ihn nun in den nächsten Tagen erwartete.

Sein Vater würde nach seiner Reha wieder zu Hause sein. Der alte Miesepeter, der immer alles mit links bewältigt hatte, würde nun auf Hilfe angewiesen sein. Na, das würde etwas werden! Der, und sich helfen lassen? Das würde keine Woche dauern und der erste Pfleger würde rausfliegen. Wegen erwiesener Unfähigkeit.

Sah Bernd in dieser Hinsicht, was das Verhältnis seines Vaters zum

Pflegepersonal betraf, noch einigermaßen klar, wurde es doch schon in seinem eigenen Verhältnis zu ihm etwas undurchsichtig. Auf der einen Seite würde sein Vater schon auf seine Erfahrungen als Behinderter angewiesen sein. Andererseits wusste er, dass sein Vater bei allem neue Maßstäbe einführte, und letztlich auch immer Recht hatte.

‚Nun, Dir bleibt immer noch, das Feld zu räumen und dir eine schöne Wohnung oder ein passables Haus zu suchen. Dann suchst Dir halt eine Hilfe für den Haushalt. Mit den anderen Dingen kommst du schon zu Recht. Das hast du dir die letzten Jahre bewiesen. Du kriegst das schon hin. Geld genug hast du zum Glück.‘ waren seine letzten Gedanken, als die Stewardess aufforderte sich wieder anzuschnallen. Sie würden in wenigen Minuten landen.

*

Gerade als das Flugzeug seines Sohns Bernd auf dem Rollfeld zur Landung aufsetzte, begann die kritische Phase von Heinrich Mühl in seinem Heim. Kritsch deswegen, weil er versuchte, sein Gepäck, was ihn im Flur störte, aus dem Weg zu räumen. Der Flur, der mehr einer Eingangshalle glich, grenzte an einem Ende an den Eingang zum Schwimmbad. Aus welchem Grund auch immer hatte er diese Tür geöffnet. Vielleicht um zu sehen, dass auch hier keiner auf ihn wartete.

Hier machte sich ebenfalls wieder bemerkbar, dass ihm jegliches Feingefühl im Umgang mit dem Rollstuhl fehlte. Er fluchte vor sich hin, als er immer wieder seine Schwierigkeiten mit Bremse und Beschleunigung hatte. Wie einfach hatte das noch in der ersten Unterweisung ausgesehen. In der Reha. Und wie perfekt war sein Tischnachbar damit umgegangen.

Wie er einschätzen konnte, wann es mit einem Hilfsmittel wie einem elektrischen Rollstuhl gefährlich werden konnte, das hatte man ihm zwar gesagt. Aber richtig geübt hatte man es mit ihm nicht. Der Pfleger nicht, der ihm die ersten Griffe beigebracht hatte. Und der Servicemann vom Reha-Service, der ihm den funkelnagelneuen Rollstuhl ausgeliefert hatte, auch nicht. Der hatte nur die Standardfunktionen erklärt, aber nicht, wann es gefährlich werden konnte. Also zum Beispiel dann, wenn ein Gegenstand auf dem Boden eines der Räder blockieren würde, er also mehr oder weniger festhing. Aber genau dieser Fall war jetzt eingetreten. Eine seiner Gehhilfen war umgefallen und blockierte seinen Rollstuhl.

Die Gehhilfe aufheben wäre sicher die beste Option gewesen. Aber Heinrich, mit seiner brachialen Art, versuchte es wie ein Autofahrer, wenn der sich festgefahren hatte. Er schaukelte sich hin und her. Und überblickte dabei nicht, dass er zu viel Schwung bekommen würde, wenn das Hindernis Gehhilfe überwunden war. Und er bedachte auch nicht, dass die Richtung, in die dieser Schwung erfolgen würde, zum Schwimmbad hinführt. Dass dort noch ein paar Treppenstufen hinabführten, und es keine Sicherheitsbegrenzung am Rande des Pools gab.

Als er im Pool landete, sagte ihm sein Verstand all das, was er in dem bewussten Augenblick davor nicht bedacht hatte. Aber das konnte ihm nun nicht mehr helfen. Er geriet dermaßen in Panik, dass er nun noch mehr falsch machte. Statt sich in Ruhe umzusehen und zum Rand des Pools zu schwimmen, schlug er wild um sich und entfernte sich immer mehr vom rettenden Beckenrand, wo er einen Halt hätte finden können. Er schluckte dabei immer wieder Wasser und verschluckte sich dabei. Wo das Schlucken ohnehin ein Problem für einen Schlaganfallpatienten sein konnte. Die Kleidung, die er anhatte und die sich nun voll Wasser saugte, tat noch ein Übriges dazu, um seine Situation immer mehr zu verschlimmern.

Nach etwa drei Minuten war sein Kampf vorbei. Ob es nun das Wasser war, dass er beim Verschlucken in seine Lungen bekam, oder der Krampf, der seine Beine befiel, das würde der Gerichtsmediziner klären. Nach fünf Minuten war sein Kampf mit dem Leben und seinen Umständen vorbei. Er hatte ihn verloren – Heinrich Mühl war tot.

*

Bernd Mühl bezahlte die Taxe und gab dem Fahrer noch ein Trinkgeld, als dieser ihm sein Gepäck und seinen Rollstuhl bis an die Haustür gebracht hatte. Er selbst mühte sich die paar Meter ab, um sie ohne Rollstuhl und weitere Hilfsmittel zu bewältigen. Es gelang ihm in letzter Zeit immer besser, auch ohne Rollstuhl und Gehhilfen zu Recht zukommen. Manchmal dauerte es etwas länger, aber gerade, wenn er sich Zeit ließ, so fand er, bewältigte er dies ganz gut.

Als er die Tür öffnete, bemerkte er schon beim Schließen, dass jemand im Haus sein musste, denn sie war nicht abgeschlossen. In der großen Diele konnte er das Gepäck seines Vaters sehen. Damit hatte er schon gerechnet, sein Vater sollte heute aus der Reha entlassen werden. Sicher war sein Vater mit der Hilfskraft, die dieser sich engagiert hatte, in seinen Wohnräumen und zeigte alles, was zu beachten war.

Bernd packte seine Sachen auf seinen Rollstuhl und begab sich zum Fahrstuhl zu seinen Wohnräumen. Dort angekommen packte er seine Sachen aus, zog sich um und rüstete sich dann auf das Wiedersehen mit seinem Vater. Das dies nicht einfach werden würde, wusste er. Aber gerade mit der Option im Rücken, jederzeit ausziehen zu können, machte ihm diese Begegnung keine Angst mehr.

Als er wieder in der Halle war, fand er es ein wenig merkwürdig, dass sich bisher mit dem Gepäck seines Vaters nichts getan hatte. Alles stand noch unverändert im Flur. Es waren auch keinerlei Stimmen zu hören. Der Fernseher lief nicht, auch kein gutes Zeichen. Langsam stiegen unschöne Ahnungen in ihm auf, die sich mit jedem Zimmer, in dem er nachschaute, ohne seinen Vater zu finden, einfach nur in ihm verstärkten.

Die letzte Möglichkeit, wo sein Vater noch stecken könnte, war der Pool. Auf dem Weg dorthin musste Bernd durch den Verbindungsflur zum Pool.

Dabei fiel ihm auf, wie chaotisch es hier aussah. Gepäckstücke standen umher, Gehhilfen lagen auf dem Boden. Dann fiel ihm die offene Tür zum Pool auf. Mühsam durchschritt er das Chaos und betrat die Halle des Pools. Dann sah er den Körper seines Vaters im Wasser treiben. Er blieb gefasst, griff zum Telefon und rief die Feuerwehr zur Hilfe. Aber er ahnte bereits, dass hier jede Hilfe vergebens sein würde, denn sein Vater gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Und er, war schon gar nicht in der Lage dazu, ihm zu helfen.

*

Der Rettungswagen der Feuerwehr war innerhalb einer Viertelstunde gekommen. Die Feuerwehr-männer holten Heinrich Mühl aus dem Pool und begannen sofort mit Wiederbelebungsmaßnahmen. Dann kam noch ein Notarzt hinzu. Doch alle Bemühungen waren vergeblich. Heinrich Mühl wurde vom Notarzt für tot erklärt.

Bernd Mühl empfand in diesem Moment, als ihm der Notarzt das mitteilte, kein Mitleid mit seinem Vater, keinerlei Trauer, aber auch keinen Hass. Er war gefasst, sehr gefasst sogar. Aber mit einem Mal wurde ihm bewusst, dass der Mann, der ihm in all den Jahren nur zu verstehen gegeben hatte, dass er ihn für überflüssig hielt, nun überraschend gestorben war. Genugtuung empfand er nicht, aber er fand ein Gefühl der Befreiung in sich aufkeimen. Und er musste an seine Mutter denken, die an der Seite dieses Mannes hatte allerhand aushalten müssen. Aber an den Hasen, an diese alte Geschichte dachte er in diesem Augenblick nicht.

Irgendwann in diesem Chaos traf auch die Polizei ein. Hauptkommissar Wolfgang Küster, ein sehr rücksichtsvoller Beamter, erklärte Bernd, dass die Todesumstände seines Vaters geprüft werden müssten. Zunächst ginge man von einem Unfall aus, man müsse aber Fremdverschulden auf jeden Fall ausschließen. Bernd Mühl machte seine Aussage, wann er gelandet war, wann er im Haus eingetroffen war. Die Polizei befragte in diesem Zusammenhang auch den Fahrer der Reha-Klinik und den Taxifahrer, der Bernd Mühl nach Hause gefahren hatte. Der Gerichtsmediziner machte seinen Bericht. Nach drei Tagen stand für Hauptkommissar Küster fest, Heinrich Mühl war verunglückt und dabei in seinem eigenen Pool ertrunken. Es lag also kein Fremdverschulden vor.

Vier Tage später nach Heinrich Mühls Tod suchte Hauptkommissar Küster Bernd Mühl auf, um ihm diese Mitteilung zu machen. Der Gerichtsmediziner hatte herausgefunden, dass Heinrich Mühl schon mindestens eineinhalb Stunden Tod gewesen sein musste, als die Feuerwehr den Verstorbenen aus dem Pool geborgen hatte. Und so wie die Polizei alle Fakten in Zusammenhang bringen konnte, musste es ein tragischer Unfall gewesen sein.

Gerade als Küster gegangen war, nachdem er Bernd Mühl über die polizeilichen Erkenntnisse zum Tod seines Vaters informiert hatte, klingelte das Telefon. Es war Rudolf Stegner, der Notar seines Vaters. Er kondolierte

Bernd Mühl zum Tod seines Vaters und teilte ihm im weiteren Verlauf des Telefonats mit, dass er ihm das Testament seines Vaters in einer Woche eröffnen wollte.

Wieder drei Tage später fand die Beerdigung auf dem Friedhof in der Nähe der Mühlen-Werke statt. Heinrich Mühl hatte das so in einer Vorsorgeregelung bestimmt. Auf diesem Friedhof war auch seine Frau beerdigt worden. Es klang in dieser Verfügung fast so, als ob ihm wichtig war, in der Nähe seiner Firma seine letzte Ruhestätte zu finden. Bernd war das nur recht. Er hatte es mit den Friedhöfen nicht so und machte stets einen großen Bogen um sie. Muttertag und Allerseelen ging er zum Grab seiner Mutter, das reichte ihm für den Rest des Jahres.

Der Pfarrer sprach in seiner Trauerrede von dem gütigen und fürsorglichen Vater, der immer ein offenes Ohr für seine Familie und seine Mitarbeiter hatte. Bernd fragte sich hin und wieder, ob der Pfarrer den Toten eigentlich gekannt hatte? Ihm kam der Mann, von dem der Pfarrer da so segensreich sprach, völlig fremd vor. Als es der Pfarrer am offenen Grab besonders übertrieb, kam ein Kaninchen unter einem Gebüsch hervor und verspeiste in aller Ruhe ein Blatt Löwenzahn. Bernd sah ihm dabei zu und musste an Mucki, seinen Hasen denken. ‚Nun haben wir das endlich hinter uns, Mucki.' dachte er und verweilte einen Moment in seinen Gedanken. Bis ihn Peter, sein Vetter, anstieß, um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass ihm der Pfarrer die kleine Schaufel in die Hand geben wollte, mit der er gerade etwas Erde ins Grab geschüttet hatte. Bernd tat es ihm gleich und trat danach zur Seite.

Und dann kamen sie alle, die Verwandten, die Mitarbeiter der Mühlen-Werke, die Honoratioren der Stadt, der zahlreichen Vereine, und die Freunde und die Nachbarn. Die Mühlen-Werke hatten eine Abordnung geschickt: da waren Auerbach, Ebert, Frey, Hambach und Stolz von der alten Mühlen-Truppe, ein Dr. John und eine Frau Campell von Seiten des Investors. Von der Stadt war der Bürgermeister gekommen, vom Fußballverein der Präsident samt Vorstand. Bernd nahm das alles nach ein paar Minuten nicht mehr wahr. Er kam erst wieder zu sich, als die ganze Gesellschaft zum Leichenschmaus in die ‚Alte Mühle' aufbrach. Auch diesen Gang in das historische Gasthaus mit vorbestimmtem Menü hatte Heinrich Mühl so verfügt. Bernd war dankbar, als es endlich vorbei war und sein Vetter ihn am Nachmittag nach Hause fuhr.

„Vielen Dank, Peter. Für alles." Sagte Bernd und drückte die Hand seines Vetters.

„Keine Ursache, mach ich doch gern." Sagte Peter und sah ein wenig erwartungsvoll zu Bernd. Dann schickte er hinterher: „Wir sehen uns doch demnächst?"

„Ich denke schon. Du meinst den Notar?" fragte Bernd.

„Ja, den Stegner? So heißt er, glaube ich?" erwiderte Peter.

„Hat der Dich auch angerufen?" wollte Bernd wissen.

„Ja. Vor ein paar Tagen." Antwortete er.

Bernd machte sich seine Gedanken. Wartete einen Moment und sagte dann:

„Also, mach's gut, Peter."

„Bis dann, Bernd".

*

Vier Tage später saß Bernd Mühl in der Kanzlei des Notars und wunderte sich, dass er völlig allein war. Nur er und der Notar? Das erschien ihm seltsam, hatte er doch fest damit gerechnet, dass er hier auf seinen Vetter Peter treffen würde.

„Nein." Sagte der Notar auf die Frage, ob denn nicht sein Vetter kommen würde. „Ihr Vater hatte mit mir darüber gesprochen, dass er ein neues Testament machen wollte. Aber dazu kam es nicht mehr. Und deshalb gibt es nur dies eine rechtsgültige Testament, dass er vor etwa zwanzig Jahren abgefasst hatte. Und darin sind nur Ihre Mutter und sie als Erben benannt. Und zwar so, dass auch Ihre Mutter Ihr Erbe an Sie, Herr Mühl, weitervererbt. Also gibt es aus juristischer Sicht keine Frage, Sie sind alleiniger Erbe. Ihnen fällt alles zu, das Vermögen, das Haus, die Firma. Alles."

Bernd, der damit gerechnet hatte, mit ein paar Aktien, etwas Geld und dem Haus abgefunden zu werden, blieb regelrecht der Atem weg. Ob er sich da eben verhört hatte, oder hatte ihm vielleicht sein Geist eben ein Schnippchen geschlagen?

„Was, Herr Stegner, ich soll alles erben? Die Firma, die Mühlen-Werke auch?" fragte er sichtbar entgeistert.

„Ja, ganz genau so ist das. Sie sind Alleinerbe. Ihr Vater hat das zwar ein wenig ändern wollen. Aber da er das nicht schriftlich bei mir fixiert hat, gilt das letzte korrekt abgefasste Testament. Und danach sind sie Alleinerbe." Antwortete ihm der Notar sachlich.

„Und was heißt das jetzt? Bin ich dort Chef, oder kann ich den Betrieb auch verkaufen oder einfach so weiterlaufen lassen?" fragte Bernd ein wenig verwirrt.

„Ja, Herr Mühl, alles das heißt es. Sie habe die Wahl: Sie können dort die Arbeit aufnehmen, wenn Sie wollen. Müssen sich dort allerdings mit Ihrem Investor arrangieren. Und dann können Sie alles so laufen lassen, wie das mit Herrn Dr. John, so heißt der Mann wohl, vereinbart worden ist." Er sah Bernd erwartungsvoll an, als er den nächsten Satz sagte. So, als ob er schon durchrechnete, was er dabei an Gebühren kassieren konnte. „Sie können das Werk allerdings auch verkaufen."

Stegner wusste von Heinrich Mühl, dass Bernd nicht sehr an der Firma gelegen war. „Sie sollten sich aber auf jeden beraten lassen, wenn sie einen derartigen Schritt unternehmen wollen. Fachlich, wie auch juristisch."

„Nun, juristisch, das ist klar. Das könnten Sie sein." Fragte Bernd. „Und fachlich, wer käme da infrage?"

Der Notar überlegte nicht lange. „Ihr Vater hatte den ganzen Deal mit dem Investor aus den USA mit seinem Studienkollegen Dr. Friedrich besprochen.

Das war die rein fachliche Seite. Finanztechnisch hatte er sich von Herrn Direktor Mehlkorn von der Investbank beraten lassen. Und juristisch könnte ich das tun. Aber Sie haben die Wahl. Sie sind in Ihren Handlungen völlig frei und an niemanden gebunden.“ Er beobachtete Bernd Mühl genau und spürte, dass Bernd auf Hilfe angewiesen war.

„Herr Mühl, ich darf ganz offen sein. Ihr Vater wollte Sie mit ein paar Aktien abfinden und Ihren Vetter ins gemachte Nest setzen. Ich habe selbst Kinder. Ich fand das nicht …, na ja …“ er sah vertrauensvoll zu Bernd. „Wenn Sie den ganzen Betrieb nicht übernehmen wollen, ich könnte ein Treffen mit den Herren arrangieren, die ich eben genannt habe. Vielleicht überlegen Sie ein paar Tage?“

„Ja, Herr Stegner. Das ist ein guter Vorschlag. Ich überlege das in aller Ruhe und rufe Sie dann wieder an. So machen wir das.“ Sagte Bernd zu Herrn Stegner. Dann stand Stegner auf und die beiden verabschiedeten sich und schüttelten sich kräftig die Hand. Als Bernd zu langsam zu seinem Auto ging hatte er den Eindruck, dass er viel besser gehen konnte als all die vergangenen Jahre.

*

Drei Tage später telefonierte Bernd Mühl mit dem Notar Stegner um ihm zu sagen, dass er die Absicht hatte, die Mühlen-Werke zu verkaufen. Wiederum zwei Wochen nach diesem Telefonat trafen sich Dr. Friedrich und Herr Mehlkorn bei dem Notar Stegner mit Bernd Mühl. Nach weiteren drei Wochen fanden die ersten Gespräche mit Dr. John und einem Mr. Finch aus dem amerikanischen Hauptwerk statt. Es wurde auch in Europa nach einem Käufer gesucht, aber das Angebot, das schließlich aus Amerika kam, war das Bessere und schlug alle anderen Angebote aus dem Feld.

Ein viertel Jahr nach Heinrich Mühls Tod waren die Mühlen-Werke verkauft und Bernd Mühl ein reicher junger Mann. Aber damit waren die Gesprächsrunden bei Notar Stegner nicht vorbei. Mit den Herren Dr. Friedrich, Mehlkorn und Stegner verstand sich Bernd Mühl derartig gut, wie er sich mit seinem Vater nie verstanden hatte. Und was das Entscheidende dabei aber war, sie unterstützten seine – sagen wir mal grüne Grundeinstellung – so dass er sie als Berater für seinen nächsten Schritt unbedingt im Boot haben wollte. Dazu kam noch Tom Langner, der sich in der Welt der Medien bestens auskannte.

*

Weitere vier Monate später kaufte Bernd Mühl ein in Bedrängnis geratenes Umweltmagazin und rettete damit siebenunddreißig Arbeitsplätze. Er modernisierte den Computersektor, auf den Druckbereich wurde ganz verzichtet. Dafür ging er mit einer leistungsstarken Druckerei einen günstigen Vertrag ein. Er stellte noch ein paar kritische Journalisten ein, deren Herz für

alles schlug, was ‚grün' war.

Und er stellte Kim Bosch ein, eine ehemalige junge Polizistin, die sich bei einem Fußballspiel mit ein paar Raudies angelegt hatte, die mit gefährlichem Feuerwerk gezündelt hatten. Kim war privat beim Fußballspiel gewesen und hatte keine Uniform getragen. Allerdings hatten die Randalierer gegen Kim den Kürzeren gezogen und waren gegen sie wegen Körperverletzung vorgegangen. Sie wurde auf Bewährung verurteilt und das reichte ihrem Arbeitgeber aus, um sie aus dem Polizeidienst zu entlassen. Bernd hatte das Fußballspiel am Fernseher verfolgt und auch gesehen, wie die sogenannten Ultras ihren Blödsinn abzogen und die uniformierten Beamten ihnen bei ihrem gefährlichen Treiben zunächst tatenlos zugesehen hatten. Eine Gruppe Erwachsene mit Kindern waren unmittelbar davon betroffen und diese Kinder hatte Kim verteidigt. Da kannte Bernd Mühl kein Pardon, als er von der Entlassung hörte, und machte Kim Bosch ein Angebot. Es war so gut, dass die junge Frau nicht ablehnen, sondern nur annehmen konnte.

Am 1. November erschien bereits die erste Ausgabe von LeafGreen, einem Umweltmagazin, das sich auf die Fahnen geschrieben hatte alle Umweltsünden gnadenlos publik zu machen, nichts unter den Teppich zu kehren, und stets Ross und Reiter zu nennen. LeafGreen verschaffte sich Sendezeit vor den besten Nachrichtenzeiten und knüpfte an die berühmte Sendung ‚Der Siebte Sinn' aus längst vergangenen Zeiten an. Auch der Fernsehspot wurde LeafGreen genannt. Darin wurden alle Umweltsünden aller Bürger an den Pranger gestellt, gleichzeitig aber immer Lösungsvorschläge oder Alternativen genannt, die es den Menschen leicht machen sollte, endlich den Weg aus der frevelhaften Umweltverschmutzung zu finden und auch dauerhaft daran festzuhalten. Mit LeafGreen wollte Bernd Mühl erreichen, dass es beim Umweltschutz endlich eine dauerhaft messbare Trendwende gab.

*

8 LeafGreen

Es begann am 1. November, dem katholischen Feiertag Allerheiligen, abends im ZDF, vier Minuten etwa vor der Nachrichtensendung ‚Heute' und es wiederholte sich eine Stunde später bei der ARD, auch etwa vier Minuten vor der ‚Tagesschau'. Es war nur ein kurzer Film. Drei Minuten lang in etwa.

Es ertönt rhythmische Instrumentalmusik. Sanft und swingend – ein leichter südamerikanischer Sound. Der Titel des Liedes ist ‚Besame Mucho'. ‚Besame – Besame Mucho' lautet der Text. Übersetzt heißt es: ‚Küss mich – küss mich viel'. Vom Orchester Ray Conniff instrumental vorgetragen. Ein Puzzlestein erscheint mit Teilen eines Blattes des Ginkos. Leuchtend grün ist das Teil des

Blattes, strahlend weiß der Hintergrund. Der nächste Puzzlestein wird gelegt und passt in den vorherigen Stein. So folgt Puzzlestein auf Puzzlestein – immer schneller werdend – bis das Blatt des Ginkos vollständig ist. In diesem Augenblick setzt das Blatt zu einer Pirouette an und dreht sich schließlich ganz schnell und beginnt zu verfließen. Während das Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es die unnötige Energieverschwendung beim Autofahren.

Die Musik wechselt, ein neuer Interpret spielt in seiner Interpretation den gleichen Song: ‚Besame – Besame Mucho'. Mal sanft Latin, mal swingend, mal leidend. Es waren verschiedene Szenen, die aber immer Autos zeigten. Autos, die stillstanden, bei denen aber der Motor lief. Der Motor sollte die Klimaanlage versorgen, damit es der Fahrer schön kühl hatte, während die Frau die Brötchen im Bäckerladen holte. Der Lieferant eines Onlinedienstes, der bei laufendem Motor seine Papiere sichtete. Oder im Winter, die Heizung wurde schon mal hochfahren, damit es im Auto etwas wärmer war, wenn der Fahrer sich hineinsetzen würde, nachdem er den Schnee von seinem Wagen gefegt hatte. Oder der Fahrer saß einfach nur rum. Der Motor lief trotzdem. Immer wieder wurden der Auspuff und die Abgase der Autos gezeigt. Zu den Filmabschnitten gab es Kommentare, die auf die Fehler – die unnütze Energieverschwendung hinwiesen. Ganz leise von der Musik untermalt – ‚Besame Mucho'.

In den Pausen des Kommentars ertönt die Musik etwas lauter, und wird vokal passend zur Szene die jeweiligen Interpretationen der unterschiedlichsten Künstler von ‚Besame Mucho' verwendet. Oder auf dieser Basis frei interpretierte Sequenzen eines Studioorchesters unterlegt – mal jazzig swingend, manchmal auch sehr rau. Dann aber immer wieder ‚latino sanft', unser Verhältnis zur Natur beschwörend. ‚Verschwende nicht – verschwende nicht immer!', fordert die Erde, gesungen von einem Studiochor. Dies fordert die Natur, und auch die Umwelt fordern es. Geh sanft mit mir um flüstert die Erde, flüstert die Natur. ‚Denk an mich – denk an mich immer!' Stets im Rhythmus des Liedes Besame Mucho. ‚Bewahre mich – bewahre mich immer!' oder ‚Achte mich – beachte mich immer!' werden vom Studiochor oder von Sängern immer dann in die Szene akustisch eingefügt, wenn der Sprecher im Film Pause macht. ‚Behüte mich – bewahre mich!' wechselt sich ab mit ‚beachte mich – verschone mich!'.

Es folgte dann eine kurze aber eindrucksvolle Statistik. Wieviel Treibhausgase auf diese Art und Weise produziert wurden. In einer Stadt, in einem Bundesland. In Europa, in Asien, Amerika, in Australien. Auf der ganzen Welt. Und das dann pro Tag, pro Woche, pro Monat, pro Jahr. Immer wieder wurden die laufenden Fahrzeuge eingeblendet. Es folgten die Werte für die Stickoxyde und den Feinstaub. Es wurde über gesundheitsgefährdende Grenzwerte berichtet, es wurden erkrankte Menschen gezeigt. In Afrika die ausgetrockneten Wassertümpel. In den kurzen Pausen der Kommentare erklang es immer wieder, dieses ‚Verschwende nicht – verschwende nicht

immer!‘, oder das ‚Denk an mich – denk an mich immer!‘ Stets im Rhythmus des Liedes ‚Besame Mucho‘.

Die aufsummierten Werte wurden genannt, und es wurde gesagt wieviel es bringen würde, wenn nur ein paar Menschen pro Tag oder pro Woche das mal unterlassen würden. Dann wurde hochgerechnet, wieviel es brächte, wenn nur zehn Prozent der Autofahrer diesen Unsinn des Motorlaufenlassen aufgeben würden. Die Zahlen waren erschreckend.

Manche Sequenz des kurzen Films kommt ohne Worte aus und spricht für sich. An anderen Stellen werden die Stimmen bekannter Menschen eingeblendet, die sagen, wie man sich richtig verhält. Nichts von Besserwisserei ist zu spüren. Nein, eine sanfte Überzeugung ist das Ziel. Das Zusammenspiel von Ziel und Stimmen, Bildern und Musik ist stets stimmig. Es ist stets überzeugend, immer leicht verständlich. Und selbst der unbedachteste Umweltschädiger muss sich nach diesen drei oder vier Minuten fragen, ‚Ja, diesen Fehler mache ich auch. Warum mache ich da eigentlich nicht mit?‘

Und dann endet der kurze Film. So, wie er begonnen hat. Es ertönt wieder die Melodie von Besame Mucho in der Interpretation des Gitarristen John Williams. Das Pirouetten drehende Blatt des Ginkos endet im Unendlichen. ‚Besame mucho‘ – ‚Beschütze mich … Behüte mich … Beachte mich … Bewahre mich …‘ klingt es

Es wird ein Bild der Erde aus dem Weltall gezeigt. Die Erde ist formatfüllend. Eine bekannte Nachrichtensprecherin spricht den Text dazu:

„Die Erde ist einzigartig im Weltall. Es ist bisher nicht bekannt, dass es einen zweiten Planeten gibt, wo es ähnliche Lebensbedingungen wie auf unserer Erde gibt.“

Die Musik wird, als der Text zu Ende gesprochen ist, wieder ein wenig lauter ‚Beschütze mich … Behüte mich … Beachte mich … Bewahre mich …‘ klingt es Das letzte Bild ist ein Blick vom Mond auf unsere Erde: der blaue Planet ist zu sehen, im Vordergrund ein Stück der Mondoberfläche. ‚besame, besame mucho‘ … „Beschütze mich, beschütze mich wirklich“. Klingt es langsam aus.

Der erste Film war beeindruckend. Er war kein Langweiler. Nein, er war geschickt gemacht. So wie in etwa die abschreckende Werbung für die Zigarette. Wo die Auswirkungen des Nikotins sich als die unterschiedlichsten Krankheiten zeigte. Der Film wurde auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten stets am Samstag vor der Sportschau und am Sonntag vor dem Sonntagskrimi gezeigt. Und vor Pilcher. Immer dann, wenn gute Fernsehsendungen angesagt waren, bekam man auch etwas von LeafGreen zu sehen. Es wechselte auch das Thema der Umweltsünde. Mal war die Raserei auf der Autobahn Thema, mal die fehlende generelle Geschwindigkeitsbegrenzung auf deutschen Autobahnen. Alles Themen, die sich mit dem liebsten Spielzeug des deutschen Mannes beschäftigten.

Auch der Wahnsinn, sich alles immer bis an die Wohnungstür liefern zu lassen. Oder der Transport der Güter mit dem Lastwagen, statt mit der Bahn. Auf diese Weise wurden auch unsere Politiker unter Zugzwang gesetzt. Sie konnten sich nicht mehr verstecken. Hinter Scheinargumenten, oder hinter Parolen, die ihnen ihre Lobbyisten geflüstert hatten. LeafGreen deckte auf, LeafGreen entlarvte. LeafGreen klagte an.

Aber nicht nur das Auto war Thema, auch das Heizverhalten der lieben Mitmenschen. Und die Heizpilze in den Straßenkaffees. Wer muss schon im Winter auf den Boulevards sitzen, im offenen Mantel, ohne Schal? Und Eis essen, statt einen wärmenden Tee trinken, oder einen Glühwein.

Es war so, dass LeafGreen unsere tagtäglichen Fehler aufgriff, sie uns vorhielt, aber gleichzeitig auch motivierte, diese Fehler ein für alle Mal zu unterlassen. Weil sie uns dann immer etwas bringen würden. Weil es nicht nur ein paar von uns unterlassen würden, sondern immer mehr und immer mehr Menschen. Und dass dann das Resultat war, dass es irgendwann auch einen messbaren Nutzeffekt gab. Wenig zwar, aber immerhin, er würde dann zu messen sein. Und die Summe aller Kleinigkeiten, ergibt dann immerhin schon etwas mehr.

Die lieben Kinder wurden einbezogen, wenn sie etwa ein wenig altklug den Erwachsenen erklärten, was sie da wieder einmal für einen Bockmist mit der Natur gemacht hatten. Wenn sie zum Beispiel, wie in der Reklame für einen neuen SUV, einfach mal eben durchs Gelände bretterten und sich dabei Maus, Molch und Igel in Sicherheit bringen mussten. Wie überhaupt, die Kinder, auf die hatte man es besonders abgesehen. Im guten Sinne. Denn um sie ging es ja in erster Linie. Deren Zukunft spielte sich auf der heutigen Erde ab. Und dann deren Kinder, und dann die Kindeskinder. Kinder mussten also auch überzeugt werden. Und zwar dauerhaft. Was nutzt es, wenn ein Kind bis zum Führerschein ein grünes Leben führt? Dann aber, wenn es ihn besitzt, den Führerschein, den gleichen Fehler macht wie Vater oder Mutter, und nur auf die PS beim Kauf eines Autos achtet? Das waren die Themen, wie man die Kinder ins Boot holen wollte. Wie gesagt, die Filme von LeafGreen waren plötzlich der Renner, bei den Kindern, wie bei den Erwachsenen. Die Erde wurde eingespannt, die Tiere, die Menschen. Einfach alles.

Und es wurden die Erfolge gezeigt. Ehrlicherweise aber auch die Misserfolge. Und die Begründung, wenn man es wusste, warum etwas schiefgelaufen war. Oder man gab zu, dass man den Fehler noch nicht erkannt hatte, ihn aber solange suchen werde, bis man ihn gefunden hatte. Ehrlichkeit war ein Mittel um zu überzeugen, und um gleichzeitig aufzufordern, sich auch in der Gemeinschaft mit der Erde ehrlich zu verhalten. Auch durfte es nicht sein, dass man sich etwas auf Kosten anderer ergaunerte.

Ein Problem bei all diesen Umweltproblemen ist es, dass man den Erfolg wie auch den Misserfolg, erst mit erheblicher zeitlicher Verzögerung messen oder nachweisen konnte. Das ist in unserer jetzigen erfolgsorientierten Welt ganz anders. Da wird gejubelt, wenn der Hundertmetersprinter sein Rennen in

9,72 Sekunden gewinnt. Der Skirennfahrer die frisch angelegte Highspeedpiste in 1Minute und 50,78 Sekunden. Oder wenn bei den Bobs eine Tausendstelsekunde über Sieg und Niederlage entscheiden konnte. Das waren Millimeterent-scheidungen! Was heißt es dann, meine Bemühungen um den Bergmolch werden sich erst in dreißig Jahren nachweisen lassen? Und wenn ich dann etwas falsch gemacht habe? Krieg ich das auch erst in dreißig Jahren raus? Und was mache ich dann?

Schwierig, nicht? Die Frage mit Messbarkeit und Motivation. Aber auch darauf ging LeafGreen ein. Auch da war die Ehrlichkeit an erster Stelle. Die Motivation versuchte man hochzuhalten, in dem man Projekte unterstützte, an denen man den Erfolg recht schnell ablesen konnte. Es wurden solche Projekte wie die Wiederansiedlung des Waldtrapps unterstütz, der zum Beispiel in den Wäldern des oberen Donaugebiets quasi ausgestorben war. Da wurden Eier von Waldtrapps ausgebrütet und es dann so gemacht, dass die ausgeschlüpften Küken nur mit Menschen in Kontakt kamen. Und diese Küken dann den Menschen als Eltern akzeptierten. Und der Mensch brachte dann denn flugfähigen Jungvögeln bei, wie sie den Weg in ihre Winterquartiere in Nordafrika fanden. Sie flogen dem Menschen in ihren Leichtflugzeugen einfach hinterher. Zurück in ihr Aufzuchtgebiet würden sie dann allein finden. Den Weg dazu hatten sich die schlauen Jungvögel beim Hinflug gemerkt.

Das, was hier über LeafGreen berichtet wird, bezog sich nicht alles nur auf die Kurzfilme zur besten Sendezeit. Nein, die flankierende Aktion war auch das, was das Magazin, in gedruckter Form zu bieten hatte. Und das vermischte sich mitunter sehr geschickt. Es ergänzte sich, es regte an, es hinterfragte. Immer bereit, auch Fehler einzugestehen, und die Wege aufzuzeigen, die aus dem Fehler herausführen würden.

Es ist so, dass nicht jeder Mensch dazu in der Lage ist, alle Arbeiten und alles Lesen, am Bildschirm erledigen zu können. Mancher von den Älteren wird sich gern bei einem Glas Wein gemütlich hinsetzen wollen, um dann in einer Zeitschrift oder einem Magazin zu lesen. Dann kann man in Ruhe noch einmal zur Statistik auf der Seite davor zurückblättern, oder zu der Grafik, die einen Sachverhalt so eindeutig untermauert. Das ist halt nicht jedermanns Sache, mit drei oder vier Fenstern am Laptop zu jonglieren. Oder alles nur auf dem Smartphone ansehen. Besonders dann nicht, wenn man schon ein wenig älter ist.

Aber die ältere Generation erreichte LeafGreen bereits mit den kurzen Filmchen. Und diese älteren Damen und Herren, die Omas und Opas, die waren natürlich auch an den Magazinen interessiert. Da sorgten schon die Enkel dafür. Denn da gab es Dinge, die Jung und Alt gemeinsam unternehmen konnten, und die einen positiven Effekt für die Umwelt versprachen. Und dieses Raus, und gemeinsam etwas für die Umwelt tun, sich dabei zu bewegen, etwas gemeinsam zu erleben, war es, was neugierig machte. Wenn

man dann tatsächlich Spaß hatte, Jung und Alt, und die Natur erlebte, hatte man schon ein wenig gewonnen. Gemeinsam, Jung und Alt – und die Natur.

Online gab es LeafGreen auch. Aber nur die kurzen Filme und das Magazin. Jederzeit abrufbar. Und frei von jeglicher Werbung. Es gab auch kein Netzwerk, im dem man Mitglied werden konnte, oder werden musste. Und wo man geliked wurde. Bernd Mühl fühlte sich in diesen Medien nicht wohl. Und ‚social' fand er die nun schon gar nicht. Er sah darin einfach nur so etwas wie moderne, eben halt hippe ‚Goldene Kälber', um die getanzt wurde. Und mehr auch nicht. Das würde sich auch wieder geben. Die bekämen ihre Probleme. Urheberrechtliche und juristische Probleme. Weil sie zum Beispiel zum Mobbing einluden und Kindern große Probleme bereiteten. Oder weil gewissenlose Politiker damit Unwahrheiten verbreiteten. Und als Trump dann Präsident der USA geworden war, sah er sich bestätigt.

Ihm lag die Nachhaltigkeit an seinem Anliegen – der Erde und seinen Menschen eine bessere Zukunft zu bereiten – mehr am Herzen. Und dass aus diesem ‚man müsste mal' ein überzeugtes ‚ich mache es jetzt' wird. Und dass daraus dann ein langfristiger, überzeugter und engagierter Prozess, ein Dauerzustand wird.

Bernd machte sich um die Dauerhaftigkeit, oder um die Nachhaltigkeit, wenn man so will, die meisten Sorgen. Seine Bemühungen sollten nicht ein kurzfristiges Strohfeuer sein. Denn damit war bestimmt keinem gedient. Der Erde nicht, den Menschen nicht, und ihm letztendlich auch nicht. Die Erde würde dann weiter zerstört und aufgeheizt. Die Pole würden abschmelzen und das Wasser würde überall knapp werden. Die Menschen, zum Beispiel in Afrika, hätten dann überhaupt keine Chance mehr. Ihn als Unternehmer würde aber als ersten das Ende erreichen. Er wäre dann irgendwann pleite. Das wäre nicht das Schlimmste. Aber die anderen beiden täten ihm leid. Die Erde und die Menschen, und alle anderen Lebewesen auf der Erde. Denn die hätten alle mehr verloren als er.

Er machte sich, sozusagen im stillen Kämmerlein, auch Gedanken um schwergewichtige Partner. Denn er war sich im Klaren darüber, er musste einen Zuschussbetrieb führen. Und da würde ihm irgendwann wahrscheinlich die finanzielle Sicherheit fehlen. Bis dahin brauchte er Partner. Partner, die bereit waren ‚ein paar Euro mehr' in sein Umweltprojekt zu stecken. Ein paar Euro, die keine Zinsen, keine Renditen und keine Dividende im üblichen Sinn abwerfen würden. Und die dennoch jeden einzelnen Cent wert waren.

Und er war sich auch hierin von vornherein mit seinen Mitarbeiten völlig im Klaren, dass da auch einiges an Umdenken angesagt war. Denn er konnte nicht einfach hingehen und sagen: ‚Ist ja toll, dass ihr jetzt bei dem Zwei-Liter-Motor theoretisch einen halben Liter auf hundert Kilometer eingespart habt. Dafür seid ihr aber um zehn Zentimeter länger geworden, und zwei Zentimeter breiter. Beim Gewicht habt ihr nun 143 Kilo mehr auf der Waage. Und euer effektiver Verbrauch ist dadurch sogar um einen halben Liter

gestiegen. Pro hundert Kilometer. Und überhaupt, liebe Automobilindustrie, warum werdet ihr immer länger, breiter und höher, wo es auf unseren Straßen eh so eng ist und keiner mehr auf Anhieb einen Parkplatz findet?‘ Das war ihm klar, mit diesem Denkansatz würde er dort zunächst keinen Blumentopf gewinnen können.

Und mit einem Tempolimit schon erst recht nicht. ‚Wo jibt’s denn so was? Mein Tacho jeht bis dreihundert, und laut Prospekt fährt die Karre och zweifuffzich. Also fahr ick ooch zweifuffzich. Det Schild, wo Sie sagen, da waren nur Hundert erlaubt, also det konnte ick bei der Geschwindigkeit beim besten Willen nicht sehen, Herr Wachtmeester. Det jing eindeutig zu schnell für mich!‘

Also, eh, geht’s noch? Tempo hundertdreißig auf deutschen Autobahnen? Geht’s wirklich noch? Die einzige Strecke, wo man sein Auto noch mal so richtig ausfahren konnte. Bernd wusste, diese Bastion der Autofahrer würde ein schwerer Brocken werden. Und an diesem Brocken musste er langfristig arbeiten. Aber es würde gehen. Dessen war er gewiss.

Es würde ein Marathon werden. Dazu würde er finanziell einen langen Atem brauchen. Er musste sich Verbündete ins Boot holen. Und die mussten nicht nur finanziell stark sein. Es mussten allseits geachtete Persönlichkeiten sein, die sein Unterfangen in allen Belangen unterstützen würden. Und, er würde sich nicht nur auf Deutschland und vielleicht noch Europa konzentrieren dürfen. Nein, das hatten ihm seine Reisen bereits gezeigt, seine Aktivitäten mussten einfach global sein. Schließlich ging es ja um die Erde. Und dieser Ansatz umfasste nun einmal alles.

Hier, in Deutschland, wo er begonnen hatte, da wollte er lernen. Erfahrungen sammeln. Diese wollte er dann bereits anwenden, wenn er seine Aktivitäten nach Europa ausdehnen würde. Und bereits zu dieser Zeit würde er sich auch nach internationalen Partnern umsehen. Nach gewichtigen Partnern, die nicht auf den Profit sehen würden, sondern die nur wie er, eine gesundende Erde vor Augen hatten. Ja, er musste in dieser globalisierten Welt ebenfalls global werden.

*

9 Kontakt

Es war ein Sommer wie aus dem meteorologischen Bilderbuch. Über den

Azoren hatte sich ein Hochdruckgebiet stabilisiert und schlug eine Brücke zu einem Hochdruckgebiet über Osteuropa. Und diese Brücke lag genau über dem süddeutschen Voralpengebiet. Bis zum Harz im Norden und über den bayerischen Alpen hinweg zum Alpenhauptkamm im Süden reichte das schöne Wetter. Der Sommer hatte sich zwar erst spät eingestellt, aber den meisten Kindern machte das nichts, denn sie hatten noch Schulferien. Und das war für sie die Hauptsache. Sie konnten den Sommer deshalb so richtig genießen.

Die Temperaturen waren dank der Erderwärmung um einige Grad Celsius höher als sonst üblich. Den Bauern machte das Wetter zu schaffen, mussten sie doch bangen, dass ihre Ernte dank der Trockenheit schlechter ausfallen würde. Die Milchbauern machten das, was sie im letzten Jahr bei der Hitzewelle im Sommer auch gemacht hatten: ihr Vieh blieb tagsüber im Stall und kam nur nachts auf die Weide.

Die Autofahrer schwitzten in ihren Backöfen und ließen ihre Klimaanlagen im Stau auf voller Pulle laufen. An die Umwelt und das Klima dachte dabei kaum einer von ihnen. In den Büros war es genauso. Überall liefen neue Klimaanlagen, deren ‚Auspuff' einfach aus dem geöffneten Fenster gehängt wurde. So ein Quatsch, denn jeder Liter warmer Luft die aus dem Raum nach draußen gepustet wurde, kam als warme Luft auch von draußen wieder herein. Temperaturbilanz null, Umweltbilanz negativ. Man könnte das noch lange fortsetzen, was da alles an Fehlern gemacht wurde. Und jeder sagte einfach: ‚Ich wollte doch nur …'.

Es gab natürlich auch Gewinner bei diesem aufgeheizten Klima: die Getränkeindustrie zum Beispiel, oder die italienischen Eisdielen. Um nur wenige zu nennen. Na ja, und dann auch noch die Kinder. Denn sie hatten noch Ferien, und da ging es bei schönem, warmem Wetter überall hin, wo es Wasser gab. In die Schwimmbäder, an die Badeseen, zu den freigegebenen Kiesgruben und an die großen und kleinen Flüsse überall im Land. Es wurde getobt und geplanscht was das Zeug hielt. Mancherorts blieben die Kleinen derartig lange im Wasser, dass man sich um ihre Körpertemperatur schon sorgen musste. Denn die Temperaturen der fließenden Gewässer waren um Einiges niedriger, als die Lufttemperaturen. Aber die Kinder waren nicht klein zukriegen.

Nirgends trübte ein Wölkchen den Badehimmel. Gewitter und Regen blieb wochenlang aus. Die Bauern brachten auch keine Gülle aus, was sie sonst nach jedem Schnitt ihrer gerade frisch gemähten Weiden taten. Somit waren das Baden und Planschen im kleinen Nebenfluss auch ein beinahe ungetrübter Spaß, den die Kinder der Landbevölkerung auch gerne nutzten.

Lisa und Matts waren nach dem Urlaub mit ihren Eltern, den sie wie immer auf Mallorca verbracht hatten, für den Rest der Sommerferien zu ihren Freunden Anna und Lars aufs Land gefahren. Die Eltern hatten sich in einem Sommerurlaub auf Mallorca kennen gelernt. Und dann hatte es sich einfach so

ergeben. Die Kinder kamen gut miteinander klar, Platz genug hatte die Familie auf dem Land. Und so war es schon beinahe Tradition. Matts hatte dort meist auch keine Probleme mit seinen Allergien. In Ställe zu Tieren durfte er nicht gehen. Und das machte er auch nicht, das war nicht sein Ding. Dieses Geschlabber von Hund und Katze, von den Kühen und Ziegen. Ih gitt! Wenn es doch einmal so kam, dass ihn eine Wolke von irgendwelchen Sporen erwischte und er Atemnot bekam, dann hatte er zur Sicherheit immer seinen Inhalator in der Tasche griffbereit.

Matts war ein vernünftiger Junge, der immer ein wenig nachdachte, bevor er sich in ein Spiel stürzte. Das brachte seine Allergie schon mit sich. Und bisher kam er damit auch immer zurecht. Für seine elf Jahre war das schon beachtlich. Aber seine Eltern hatten ihm das gut erklärt, und auch der Kinderarzt hatte die richtigen Worte gefunden. Er musste halt vorsichtig sein, sich aus Problemzonen fernhalten. Dann könne er an fast allem teilnehmen, was Kinder in seinem Alter so gerne taten: alle möglichen Spiele spielen. Seine Schwester Lisa war ein Jahr älter als ihr Bruder und hatte auch stets ein Auge auf ihm. Und Anna und Lars waren Landkinder, ein bisschen einfacher als die turbulenten Stadtkinder. Auch elf und zwölf Jahre alt. Die Vier kamen prima miteinander zurecht.

Heute sollte es am Nachmittag zu dem kleinen Fluss gehen, der sich malerisch durch das kleine Tal schlängelte. Er war einer der wenigen kleinen Nebenflüsse des Mains, die weitgehend in ihrem altangestammten Flussbett fließen konnten. Also nicht vollständig begradigt und eingezwängt langweilig dahinflossen. Und dann und wann zu gefährlichen Wasserfallen bei Gewitter und Unwetter würden. Nein, an ihren Ufern wuchsen noch Weiden und Haselnuss. Es gab kleine natürliche Verbreiterungen, wo die Kinder aufstauen konnten. Oder wo es so tief war, dass man vom Rand des Flusses auch Kopf über ins Wasser springen konnte. Wenn man Mut dazu hatte. Es gab auch Stellen, wo sich die Natur den Fluss mit den Kindern teilte, wo sie den Reiher und den Storch beobachten konnten. Wo es Frösche gab, und seltene Libellen. Den Eisvogel bei seinen Tauchmanövern. Man hätte wirklich sagen können: hier ist die Natur noch in Ordnung.

Halt eben nur – hätte! Es sah an vielen Stellen so aus, als ob alles ungefährlich, alles sauber und intakt ist. Wo anscheinend keine Gefahr lauerte. Wo man schon die alte Munition aus dem zweiten Weltkrieg entfernt hatte. Wo keine Altgeräte mehr versenkt waren, an denen sich die Kinder beim Tauchen verletzen konnten. Wo keiner eine Müllhalde aus seinem Fluss gemacht hatte, und darauf geachtet wurde, dass dies auch so blieb. Also, noch mal von vorne. Es sah so aus, dass dieses kleine hübsch anzusehende Flüsschen ein kleines und feines Biotop war. Bis eben zu jenem Nachmittag im Hochsommer.

Lars war eben vom Rand der Böschung mit einem verwegenen Satz ins Wasser des kleinen Flusses gesprungen und hatte damit eine derart starke

‚Arschbombe' gemacht, dass alles im Umkreis von zehn Metern kräftig nass geworden war. Das wurde mit einem Gegröle gefeiert und sofort der nächste Junge aufgefordert, diesen Riesenplatscher noch zu übertreffen. Lars sah erwartungsvoll zu seinem Freund Matts und feuerte ihn an. Matts nahm noch etwas Anlauf und sprang dann gekonnt in die Tiefe. Er tauchte unter und erreichte sogar den Grund des Flüsschens. Und noch etwas anderes, was da unter seinen Füßen zu spüren war. Er strampelte mit seinen Beinen und machte sich lang, um noch einmal Kontakt zu dem komischen Gegenstand zu bekommen. Einmal glaubte er, nochmals mit dem Fuß angestoßen zu sein.

Matts war ein geübter Schwimmer und konnte auch verhältnismäßig gut tauchen. Also, Matts, tief Luft geholt und dann Kopf über abgetaucht. Diesmal bekam er den Gegenstand sogar mit der Hand zu fassen. „Hier ist was, Lars!" rief er begeistert. War doch noch einmal Abwechslung ins Spiel gekommen. Lars war sofort bei ihm.

„Was hast du gefunden, Matts?" rief Lars aufgeregt zurück.

„Ein Fass oder so was!"

Schon waren beide Jungen wieder abgetaucht. Als Lars und Matts auftauchten, kam Kuno hinzu. Der hatte seine Taucherbrille auf und beteiligte sich sofort an der Schatzsuche. Dabei war er etwas ungestüm und verschluckte sich. Immer wieder setzte er zum Tauchen an. Ein toller Schwimmer war er nicht, und bekam immer wieder Wasser in den Mund. Kuno konnte das Fass dann auch tatsächlich sehen und wusste sofort was zu tun war, damit man an seine Beute kam. Er watete zum Ufer und kehrte mit einer Eisenstange zurück, die dort herumgelegen hatte. Nun wurde das Fass unter Wasser attackiert. Es wurde gestemmt und gerüttelt, aber es ließ sich nur schwer bewegen. Schließlich wurde das blöde Fass, was das Spiel der Jungen offenbar freiwillig nicht mitspielen wollte, energisch mit Füssen, Stöcken und der Eisenstange attackiert.

Aber es war nun ein wildes Spiel geworden und Matts tobte ein wenig leichtsinnig mit den anderen mit. Dabei verschluckte er sich beim Tauchen ein wenig, so dass er Wasser in seine Lungen bekam. Schon nach kurzer Zeit wurde sein Schwimmen unkontrolliert und er verlor für einen Moment die Kontrolle über seinen Körper. In diesem Moment tauchte er erneut ein, zum falschen Augenblick, und schluckte erneut Wasser. Dann musste er kräftig husten und versuchte Grund unter die Füße zu bekommen. Das gelang ihm auch schließlich, aber nun ging er hustend und würgend zum Ufer.

Als er am Ufer war, kamen Anna und Lisa aus dem Wasser zu ihm. Auch Lars und Kuno kamen ein wenig ratlos zum Ufer. Matts hörte nicht auf zu husten. Immer wieder würgte er und spuckte aus. Aber er beruhigte sich nicht. Lisa lief schließlich zu seinem Rucksack und brachte ihm sein Spray.

„Hier, Matts! Dein Spray. Du hast sicherlich einen Anfall!" rief Lisa und hielt ihm das Spray entgegen.

Matts griff etwas abwesend nach dem Spray und nahm einen Druckstoß, als er gerade einmal nicht Husten oder würgen musste. Aber das Spray zeigte

keinen Erfolg. Die Tortour mit Husten und Würgen ging weiter. Er bekam immer weniger Luft. Schließlich verdrehte er die Augen, wurde ohnmächtig und fiel in den Ufersand.

Ein etwas älterer Teenager weiblichen Geschlechts beobachtete das Geschehen aufmerksam, griff nach seinem allzeit bereiten Smartphone und rief die Feuerwehr an. Sie teilte mit, was sie beobachtet hatte. Etwa zehn Minuten später kam ein Rettungswagen der freiwilligen Feuerwehr mit Tatütata den Feldweg zur Badestelle der Kinder angebraust.

Einer der Feuerwehrmänner war ein erfahrener Helfer, der das schon mehr als zwanzig Jahre lang machte. Er überblickte sehr schnell, dass die Feuerwehr nicht viel helfen konnte und forderte einen Arzt vom Kreiskrankenhaus an. Und den Rettungshubschrauber. Hier war Not am Mann, es durfte keine Zeit verloren gehen!

Als nach einer halben Ewigkeit der Hubschrauber auf der Wiese neben der Badestelle landete, war Matts immer noch nicht aus seiner Ohnmacht erwacht. Der Feuerwehrmann wusste jetzt aber schon sehr gut über den kleinen Patienten Bescheid. Lisa hatte ihn über ihren Bruder informiert.

Nun kam der Rettungsarzt hinzu, ein erfahrener Allgemeinmediziner. Er hörte dem Feuerwehrmann kurz zu, dann untersuchte er Matts, und stellte noch Lisa ein paar Fragen. Dann spritze er Matts ein Medikament. Danach wies er die Rettungssanitäter an, den Jungen auf eine Bahre zu legen und ihn so schnell wie möglich zum Hubschrauber zu bringen. Matts Bahre wurde dort fixiert, der Arzt kletterte hinein und kaum zehn Minuten, nachdem er gelandet war, hob der Hubschrauber auch schon wieder in Richtung Kreiskrankenhaus ab.

Zurück blieben die geschockten Kinder, für die ein fröhlicher Badetag mit einem Horrorerlebnis endete. Sie packten ihre Sachen zusammen und trotteten betrübt nach Hause. Dort angekommen, berichtete sie der Mutter was passiert war. Die Mutter rief bei Matts Mutter an und berichtete ihr, was geschehen war. Dann begann die Ratlosigkeit. Was war eigentlich geschehen?

Sven Klose, der Vater von Lars und Anna kam nach Hause. Es wurde wieder alles Altbekannte berichtet. Sven Klose konnte sich erinnern, dass einmal von Allergie und Asthma die Rede war, damals im Urlaub. Als Matts von einer Wespe gestochen worden war. Ja, plötzlich konnten sich alle wieder daran erinnern. Eine Spritze hatte Matts damals auch bekommen. Und am Tag danach war alles wieder ok.

Die Eltern – Ralph Fährmann und Frau Petra – von Matts und Lisa kamen an. Sie bekamen einen kurzen Bericht, der aber nichts Neues brachte. Dann starteten Fährmanns mit Sven Klose als Lotsen zum Krankenhaus. Viel Neues konnten sie noch nicht erfahren. Die Ärzte hatten Matts stabilisiert, aber bewusstlos war er immer noch. Er wurde auf der Intensivstation überwacht. Ja, man ging von einer allergischen Schockreaktion aus. Mehr könne man jetzt noch nicht sagen. Morgen, wenn man alle Laborergebnisse hätte, würde

man sicher klarer sehen. Dann könne man Genaueres sagen.

Und das war dann der Sachstand am Abend, an jenem ereignisreichen und folgenschweren Badetag an diesem unscheinbaren, aber idyllischen Flüsschen.

*

10 Die Diagnose

Der neue Tag begann genauso, wie der stimmungsvolle Abend den vorherigen Tag beendet hatte. Ruhig und voller ländlicher Harmonie. Wenn man einmal von dem kleinen Schock für die Familien Fährmann und Klose absieht. Das Tal lag genauso ruhig und verträumt da, wie es dies immer getan tat. Nicht umsonst war es bei den Großstadtbewohnern so beliebt. Nur eine knappe Stunde mit dem Auto entfernt, tat sich hier eine scheinbar intakte Welt voller natürlicher Schönheit auf. Wer hier eintauchte, war sofort im Urlaub.

Allerdings musste wirklich alles in Ordnung sein, sonst ging die Idylle meist recht schnell verloren und auch hier war alles plötzlich grauschattiert und nicht mehr bunt. So wie jetzt, für die Fährmanns. Und deren Freunde, die Kloses.

Die Großeltern der Kloses hatten die Kinder übernommen, damit Rita Klose mit Petra und Uli Fährmann zu Matts ins Krankenhaus fahren konnte. Rita und Petra hatten kaum ein Auge zugetan in der vergangenen Nacht. Sie waren beide froh, als sie morgens die Hähne überall krähen hörten. Denn das war ein zuverlässiges Zeichen, dass die quälend lange Nacht endlich zu Ende war.

Im Krankenhaus wurden sie zu einem Hautarzt geschickt, der die Behandlung von Matts übernommen hatte. Dieser Arzt hatte spezielle Kenntnisse bei allergischen Reaktionen der Haut. Denn die Lungenprobleme waren abgeklungen und der Kreislauf des Jungen war stabil. Was den Ärzten aber Sorge machte, waren großflächige Reaktionen der Haut am ganzen Körper. Matts musste mit etwas in Berührung gekommen sein, worauf seine Haut mit einer heftigen Rötung reagiert hatte.

„Haben denn die anderen Kinder, die dort im Bach oder Fluss gebadet haben, auch irgendwelche Reizungen der Haut gehabt?“ Fragte Dr. Bernd Richter die besorgten Eltern.

„Na, ja. Mir ist schon eine Rötung aufgefallen. Bei der Lisa, heute Morgen.“ Antwortete Petra Fährmann. „Aber ich habe mir nichts gedacht dabei. Die Kinder waren in der Sonne gestern. Und haben sich nicht eingekremt. Etwas Sonnenbrand, habe ich vermutet.“

„Jetzt wo Du das sagst, Petra, das habe ich bei Anna und Lars auch gedacht.

Aber stimmt, etwas ungewöhnlich rot war das schon.“ Sagte Rita Klose und sah den Arzt fragend an.

„Nun,“ sagte Dr. Richter, „Gute Nachsorge ist bei zu viel Sonne schon wichtig. Wir machen das bei Matts auch. Mal sehen, vielleicht können Sie Ihn am Wochenende mit nach Hause nehmen.“

Matts war ein wenig kleinlaut. Auf der einen Seite wollte er raus aus dem Krankenhaus, andererseits hatte er einen mächtigen Schock bekommen, als es ihm so schlecht ging. Trotzdem fragte er sofort: „Mammi, wann kann ich den raus?“

„Der Arzt meint, vielleicht am Wochenende.“ Antwortete seine Mutter.

„Och, doof! Dann fängt ja die Schule gleich wieder an.“

Matts wurde auf den nächsten Tag vertröstet, dann würde Dr. Richter mehr sagen können.

Wieder zuhause bei der Familie Klose wurde die Hautrötung der Kinder angeschaut. Frau Klose gefiel die Rötung nicht. Das kannte sie von ihren Kindern nicht. Außerdem, so fand sie, seien sie den ganzen Sommer über an die Sonne gewöhnt. Fährmanns hingegen fanden, dass Lisas Hautrötung der Sonne zuzuschreiben sei. Nun, einigte man sich, man wolle abwarten. Zur Not würde man die Kinder am nächsten Tag mit ins Kreiskrankenhaus nehmen. Heute würde aber das Baden flachfallen. Es war Spielen im Garten – im Schatten – angesagt.

Am Nachmittag des gleichen Tages trafen sich die anderen Dorfkinder wieder an der Badestelle. Auch von ihnen hatten sie einige diese seltsame Rötung der Haut, die auch etwas schrumpelig wirkte. Aber das war halt so, auf die Sonnencreme wurde von Kindern nicht geachtet. Kuno hatte wieder seine Taucherbrille dabei und war dauernd unter Wasser. Auch heute verschluckte er sich immer wieder.

In der Nacht wurde Kuno plötzlich schlecht. Er war auch ziemlich schlapp und musste sich übergeben. Danach keuchte und hustete er dauern. Die Hautrötung hatte nochmals zugenommen. Die Mutter hatte schon Fieber gemessen, das aber hatte er aber nicht. Als sein Zustand schlimmer wurde, fuhren seine Eltern mit ihm ins Krankenhaus.

Am nächsten Morgen sahen alle drei Kinder krebsrot aus, und nicht nach Sonnenbrand, wie Rita Klose fand. Also ging es nach dem Frühstück ab ins Krankenhaus, wo Dr. Richter aufgesucht wurde. Der Doktor machte gerade Visite und es dauerte geschlagene zwei Stunden, bis er sich um die Kinder kümmern konnte.

Er untersuchte die drei Kinder gründlich und benachrichtigte den Oberarzt der Abteilung. Auf diesen wurde ebenfalls nochmals eine Stunde gewartet, weil er bis vor kurzem um das Leben des jungen Kunos gekämpft hatte. Allerdings vergeblich. Der Junge war vor einer halben Stunde verstorben.

Der Oberarzt sah sich ebenfalls alle Kinder, also auch Matts gründlich an. „Wir haben einen begründeten Verdacht, würden aber gern noch einen Abstrich machen und diesen ins Labor schicken. Dann wissen wir morgen sicher genau Bescheid.“ Überbrachte Dr. Richter dann das Ergebnis. „Sie bekommen von uns noch Salben, mit denen Sie bitte die Hautrötungen dreimal täglich einkremen. Und wie gesagt sehen wir uns dann morgen Vormittag wieder. Dann kann ich Ihnen mehr sagen.“

Im Krankenhaus selbst herrschte gedrückte Stimmung. Man hatte gerade einen Jungen sterben sehen, und war lediglich in der Lage, die Todesursache einzugrenzen. Das war für alle ein Schlag, so etwas hatte es hier seit Kriegszeiten nicht mehr gegeben.

„Seltsam, zwei Badeunfälle. Offensichtlich an der gleichen Stelle des Flusses. Beide Patienten jung, bis auf Allergie und Asthma des einen Jungen, beide gesund. Hautrötungen. Ich würde einen Giftstoff im Fluss vermuten. Allerdings bringen die Bauern bei dieser Hitze doch jetzt nichts auf ihre Weiden und Felder. Übermäßig viel Gülle. Oder, was sagen Sie, Herr Kollege?“

„In diese Richtung habe ich auch schon gedacht. Mal sehen, was die Obduktion bringt. Dr. Rübsam hat den Jungen bereits auf dem Tisch. Ich denke, vielleicht wissen wir morgen mehr.“ Antwortete Dr. Richter.

Und so verging wieder ein Tag, und man wusste nicht, was in dem kleinen Fluss wirklich geschehen war oder welche Gefahr von ihm ausging.

Das war aber am Tag danach anders. Die Obduktion von Kuno hatte ergeben, dass er mit einer größeren Menge Dioxin in Berührung gekommen sein musste. Überall an seinem Körper, und besonders gravierend in beiden Lungen wurden Spuren dieses Giftes nachgewiesen. Bei Matts hatte man schon entsprechende Untersuchungen gemacht und diese hatten das gleiche ergeben. Nur hatte Matts Glück, bei ihm waren die Spuren des Giftes wesentlich geringer.

Als die beiden Familien mit ihren nach wie vor krebsroten Kindern im Krankenhaus eintrafen, wurden sie bereits von Dr. Richter erwartet.

„Und, können Sie uns nun sagen, was das ist, diese Rötung?“ fragte Petra Fährmann noch auf dem Flur ein wenig ungeduldig.

„Kommen wir doch erst einmal ins Zimmer, dann erkläre ich Ihnen in Ruhe alles.“ Sagte der Arzt und führte sie in sein Zimmer. Als alle Platz genommen hatten begann er: „Also, es ist so: die Kinder haben eine beginnende Chlorakne. Sie müssen in dem kleinen Fluss mit etwas in Kontakt gekommen sein, was diese Erkrankung der Haut ausgelöst hat.“ Er sah alle im Raum mit etwas gequälten Gesicht an, weil er wusste, dass er ihnen kritische Fragen stellen musste. Aber zunächst stand im Raum, wie würde es mit den jungen Patienten weitergehen.

„Die Kinder würden wir gern bei uns aufnehmen. Ein paar Tage stationär. Dann sind sie alle beieinander. Und wir haben es mit der Hautversorgung leichter.“ Dann kam er zum nächsten wichtigen Punkt, der unbedingt schnellsten geklärt werden musste. „Wir müssen unbedingt wissen, wo diese Badestelle ist. Wir müssen den Stoff dort finden und genau wissen, worum es sich dabei handelt.“

Lars, der von allen am wenigsten reagiert hatte, erklärte sich sofort bereit, jemandem den Ort am kleinen Fluss zu zeigen.

„Prima, Lars. Ich rufe jetzt bei der Polizei an. Die holen Dich bei uns ab und dann kannst Du den Polizisten zeigen, wo genau Du mit Deinem Freund auf das Fass oder die Tonne gestoßen bist.“

Dass Kuno, ein Freund der Kinder, kurz zuvor verstorben war, teilte sie den Eltern noch nicht mit. Man wollte sie nicht unnötig beunruhigen. Aber das würde sich trotzdem wie ein Lauffeuer verbreiten. Und schon als die besorgten Eltern das Krankenhaus verließen, trafen sie auf Karin und Wolfgang Probst, die beide völlig in Tränen aufgelöst waren. Dann erfuhren sie, dass deren Sohn Kuno, am Morgen verstorben war. Aber was er hatte, und was genau passiert war, das wussten sie auch nicht.

Eine halbe Stunde später stand Lars mit zwei Polizisten am kleinen Fluss und zeigte ihnen die Stelle, wo das Fass ungefähr liegen musste. Die Dorfkinder spielten noch wie jeden Nachmittag und tobten im Wasser umher.

„Und ihr habt dort getaucht?“ wollte der Dienststellenleiter wissen.

„Genau dort drüben, dort wo die Stange noch ein wenig aus dem Wasser ragt. Dort muss das Fass liegen.“

„Gut, Lars. Du hast uns sehr geholfen. Die Stange dort ist ja nicht zu übersehen. Dann werden wir das Fass auch finden. Und dann dauert es nicht lange, und wir wissen was drin ist. Prima, Junge!“

„Tom, fahr Du doch den Lars bitte wieder ins Krankenhaus. Ich kümmere mich hier um alles.“

„Oh, bitte! Kann ich nicht hierbleiben und euch helfen?“

„Nö, junger Mann. Hab ich dem Arzt versprochen. Wir liefern Dich wieder schnellstens im Krankenhaus ab!“

„Schade! Ich hätte so gern zugesehen, was das für ein Fass ist.“

„Lars, komm, ich sag‘s Dir hinterher. Aber jetzt geht’s wieder ins Krankenhaus!“

Der bedauerliche Umstand, dass Kuno nach dem erneuten Baden im Fluss verstorben war, wurde den Eltern und den Kindern noch am gleichen Nachmittag mitgeteilt, als definitiv feststand, dass bei allen Kindern Dioxinspuren gefunden worden waren. Aber es wurde auch gesagt, dass für die Kinder keine Lebensgefahr mehr bestand und dass Matts nun die kritische Phase überstanden hatte.

Und alle Familien, deren Kinder in den vergangenen Tagen im Fluss gebadet hatten, wurden aufgefordert, sich mit den Kindern umgehend ins Krankenhaus zu begeben. Das hätten die Eltern ohnehin gemacht. Denn ihre Kinder zeigten nun alle diese gerötete und schrumpelige Haut.

Die Polizei des Ortes sperrte die kleine Badestelle ab und meldete den Vorfall weisungsgemäß an die vorgesetzte Dienststelle. Der Landrat des Kreises verhängte umgehend ein absolutes Badeverbot im kleinen Fluss. Und von diesem Badeverbot bekamen auch die Medien Kenntnis, mit der Aufforderung, dieses Badeverbot auch in den Nachrichtensendungen bekannt zu geben.

Am Abend brachten alle Nachrichtensender, also auch ARD und ZDF die Meldung, dass es in Hessen durch eine Dioxinverseuchung in einem kleinen Fluss zu einem Todesfall eines Kindes gekommen war und dass auch bei weiteren Kindern Hautveränderungen durch Dioxin festgestellt worden waren. Es war ein absolutes Badeverbot verhängt worden, hieß es weiter.

*

11 Die Umweltaktivisten

Denise Buschkow war eine Umweltaktivistin wie aus dem Bilderbuch – der Umweltaktivisten. Klein, drahtig, wortgewandt, energisch. Und bissig wie ein kleiner Welsh Terrier. Bildlich gesehen erinnerte sie ein wenig an eine etwas groß geratene Pippi Langstrumpf. Sie hatte ebenfalls jede Menge Sommersprossen in ihrem vierschrötigen Gesicht und auch ihre Bewegungen und ihr ganzer Habitus erinnerten an die Romanfigur. Lediglich ihre Haare waren anders. Zwar waren sie auch rostig rot, aber sie waren nur wenige Millimeter Lang. Geschnitten wie ein amerikanischer Militärhaarschnitt. Und Denise hatte ein enormes Durchsetzungsvermögen. Alles hörte auf ihr Kommando. Die einzigen Nachteile, die sie hatte: ihr Einflussbereich war auf eine Kleinstadt mit wenigen tausend Einwohnern begrenzt und ihre Umweltgruppe hatte nur wenige Mitglieder. Na ja, und ihre Begeisterung für die Umwelt wurde durch ihren Hang, hinter alles und jedem so etwas wie eine Verschwörung zu vermuten, doch so etwas wie gebremst. Aber dennoch war es so, dass die wenigen Mitglieder der Gruppe ihr vertrauten und ihr bei ihren theoretischen Anschuldigungen auch stets Glauben schenkten.

Angefangen hatte das Ganze schon während der Teenagerzeit, als es einfach in war, gegen Alles zu sein. Gegen Fleisch essen und Müllverbrennen, gegen Flugreisen und gegen Atomraketen. Klar, gegen Atomkraft generell. Und gegen den Ausbau von allen Flughäfen, und allen Autobahnen von Flensburg bis Berchtesgaden. Gegen das Klonen von Tieren und gegen die Gentechnik.

Gegen Plastiktüten und … Ach, man könnte hier seitenlang aufführen, gegen was die Kinder und Jugendlichen alles so waren. Ellies und Lehrer natürlich eingeschlossen.

Nur, bei Denise Buschkow lag die Sache grundsätzlich noch so, dass man wohl schon sagen konnte, dass dieses Kontra gegen alles – oder wenigstens fast alles, schon ein wenig familiär bedingt war. In der Familie der Buschkows gab es nämlich in jeder Generation wenigstens einen, der so ähnlich wie Denise – gegen fast alles war. Gegen alles was Krawatte trug, oder einen Adelstitel, oder ein Birett – den vierkantigen Stoffhut katholischer Geistlicher. Oder gegen jemanden, der einfach nur viel Geld auf der Bank hatte. Oder eine Uniform der Polizei trug.

Ihr Urgroßvater war schon einer der ersten in der Familie gewesen, von dem man sich innerhalb der Familie erzählte, dass er ähnliche Charakterzüge besessen hatte, war er doch schon nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied bei den Sozen geworden und hatte den Braunen erfolgreich Widerstand geleistet. Auch Großvater Buschkow trat in die Fußstapfen seines Vaters und war als Betriebsrat – man höre, in den Mühlen-Werken unterwegs. Vater Buschkow hatte unter anderem Startbahnwest-Erfahrungen am Frankfurter Flughafen gesammelt und war auch in Wackersdorf und in Lüchow-Dannenberg dabei, als gegen Atommülllager gekämpft worden ist. Nun, und Tochter Denise bemühte sich bereits in ihren jungen Jahren, die Fahne des Widerstands für die Familie hoch zu halten, indem sie schon einmal vorsorglich – gegen alles war. Weiter als bis zum Urgroßvater reichte die Familienchronik allerdings nicht. Aber bei vier Generationen konnte man trotzdem bereits von einer gewissen Tradition sprechen.

*

Auch bis zur Kleinstadt, in der die kleine Umweltgruppe aktiv gewesen ist, war die Nachricht von dem tragischen Badeunfall gelangt. Dass dort ein Junge verstorben war, wussten Einige bereits ebenfalls. Und dass es sich dabei um Dioxin handelte, was als Ursache ausgemacht worden war.

*

„Seht ihr, ich habe es immer gesagt. Die Mühlen-Werke haben uns hier überall ihren Giftmist verteilt. Und das Dioxinzeug in dem Fluss, das werden die auch gewesen sein!“ giftete Denise, als sie sich abends wieder mit ihren Aktivisten bei Ben getroffen hatte.

„Also, mach mal halblang, Denise!“ sagte Tom Faller, der vorhatte, später Geologie oder ein ähnliches Fach zu studieren. „Unser Biesenbach mündet ein paar Kilometer später flussabwärts in den kleinen Fluss. Und da Wasser nur flussabwärts fließt, kann nichts von den Mühlen-Werken flussaufwärts bis dort hinfließen.“

Denise gab nicht locker. „Ich habe ja auch nicht gesagt, dass das Zeug dort

hingeflossen ist, Tom. Aber irgendwie ist das doch komisch. Dioxin! Und die Mühlen-Werke. Das waren die bestimmt! Da fresse ich einen Besen.“

„Na, das möchte ich sehen, Denise. Wie Du an solch einem Teil rumwürgst.“ Erheiterte sich Bertram. „Was glaubst Du denn, wie das Gift – wenn es denn so wäre, von den Mühlen-Werken dort in den Fluss gelangt ist?“

Die junge Frau, alte Familientraditionen aufrechterhaltend, blieb die Antwort nicht lange schuldig. „Wer weiß, vielleicht haben die ihren alten Aushub dorthin entsorgt.“

„Was für einen Aushub denn? Wann und wie soll denn das gewesen sein?“ fragte Ellen, die sich schon ein wenig gelangweilt hatte in den vergangenen Wochen.

„Na, als die vor ein paar Jahren dort gebaut haben.“ Versuchte Denise zu erklären.

„Davon weiß ich ja gar nichts, dass die gebaut haben.“ Bemerkte Tom erstaunt.

„Na, da hast Du noch nicht hier gewohnt.“ Erklärte Bertram.

„Ja, stimmt!“ erinnerte sich Denise und hängte aber noch eine Information an, von der sie sicher war, dass sie nur in ihrer Familie bekannt war. „Mein Opa hat immer gesagt: die Mühlen-Werke haben Dreck am Stecken!“ sagte sie geheimnisvoll und schaute sich verschwörerisch in der kleinen Runde um. „Vor ein paar Jahren, als mein Opa dort im Betriebsrat war, haben die dort die Produktion neu erbaut. Und bei dem Bau ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen!“ Sie hatte ihre Augen etwas zusammengekniffen und sah ihre Mitstreiter der Reihe nach an. „Hat mein Opa gesagt.“

„Hat Dein Opa auch gesagt, was da passiert sein soll? Was die gemacht haben?“ wollte Tom wissen. Er hatte immer noch die Landkarten vor Augen, und fragte sich, wie von den Mühlen-Werken irgendwelcher Giftkram in den Fluss gelangen konnte.

„Das hat er nicht gesagt, Tom.“ Ergänzte Denise. „Aber, jetzt kommt’s!“ sagte Denise und versuchte, den anderen mitzuteilen, was sie über die Bauzeit damals wusste. „Die haben irgendwelche Erde abgefahren, sagt mein Opa. Und da vorne, an deren hohen Zaun, da haben die ganz tief ausgehoben. Und dann haben sie diesen verdächtig hohen Zaun und diese Betonmauer gebaut. So, als ob die da eine Sperre bauen wollten, dass bei dem schrägen Gelände nichts von ihrer Giftbrühe nach draußen läuft.“ Sie sah die anderen ein wenig überlegen an, weil sie wusste, dieses detaillierte Wissen hatte nur sie.

„Ist ja interessant.“ Meinte Bertram und forderte sie auf, weiter zu berichten. „Erzähl mal weiter, Denise!“

„Ja!“ sagte Denise. „Das geht noch weiter. Ihr werdet staunen!“ sagte sie. „Und dann das Land vor der Fabrik, also vor dem Zaun. Das hat die Firma damals eigentlich haben wollen. Für den Neubau. Sagt mein Opa. Und der musste das ja wissen. Der hatte nämlich damals einen Schrebergarten dort.“ Sie machte eine kleine Pause und trank einen frischgepressten Orangensaft.

„Dann hat aber der Landrat mit seiner Partei plötzlich Bauland daraus gemacht. Und die Firma und mein Opa haben in die Röhre gekuckt. Obwohl, mein Opa hat ja gemeint, die Mühlen-Werke wären ganz froh gewesen, dass sie das Land los waren.“ Sie dachte einen Moment nach. „Ob das denen mal gehört hat? Oder ob da nur im Krieg damals für die Leute was drauf angebaut worden ist? Also, das kann ich nicht genau sagen. Da war ich ja noch nicht geboren.“

Sie schaute ihre Truppe ein wenig triumphierend an und lächelte dabei überlegen. Tom war aber immer noch skeptisch.

„Also, ich weiß nicht.“ Sagte er.

„Überleg mal, Tom!“ ließ Denise nicht locker. „Der ganze Aushub von der Siedlung da oben. Die haben doch mindestens einen halben Meter abgetragen.“ Sie blickte eifrig in die Runde. „Und die Fläche da, das sind mindestens drei Fußballfelder!“

Tom, der sich nun gefordert sah, ging das im Geiste durch, denn schließlich wohnte er in der kleinen Siedlung. Seine Eltern hatten dort ein Einfamilienhaus. Und er kannte auch die Mühlen-Werke, denn es war nur einen Steinwurf weit, von ihrem Garten bis zu jenem Zaun, den Denise gerade erwähnt hatte. Aber dann erinnerte er sich an etwas aus der Vergangenheit und schüttelte verneinend seinen Kopf.

„Nee! Der Aushub war nötig, weil der Boden zu lehmhaltig war. Da hättest Du keinen Rasen in der Siedlung hingekriegt.“ Sagte er mit Überzeugung. „Und dann hat man uns damals noch gesagt, dass wohl irgendwelche Substanzen aus der Nazizeit im Boden waren. Pflanzenschutzkram halt. Und dass das Ganze auf irgendeine Mülldeponie gekommen ist. Und dann ist frischer Mutterboden draufgekommen. Das Ganze soll absolut sicher sein. Für die Leute, die da wohnen.“

„Sagen die so einfach, Tom!“ witterte Denise wieder den Betrug. „Glaubst Du etwa da dran?“ Sie hatte jetzt wieder ihre Miene aufgesetzt, wenn sie sicher war, an einer ganz heißen Sache dran zu sein.

„Also, wir wohnen ja auch dort.“ Meldete sich Ellen zu Wort. „Meine Eltern wussten das vorher. Und meine Mutter ist Ärztin. Die hätte dort doch nie gekauft und dann gebaut, wenn sie Bedenken gehabt hätte.“

„Der werden sie irgendwelchen Schmus erzählt haben. Oder die haben einen Sonderpreis gemacht.“ War Denise in ihrem Element.

„Also, Denise. Bleib doch bitte sachlich!“ forderte Ben. Ben hieß mit vollständigem Namen Benjamin und war der Sohn Rudolf Stegner, dem Notar, der auch mit dem Verkauf der Grundstücke damals zu tun gehabt hatte. „Mein Vater hatte mit den Grundstücken damals zu tun. Der hätte sich nie auf irgendwelche dubiosen Sachen eingelassen. Davon bin ich überzeugt!“

„Aber ihr seht doch: den Aushub gab es. Und da gab es etwas vertuschen. Davon bin ich überzeugt!“ beharrte Denise.

Tom dachte ein wenig nach, dann schilderte er seine Bewertung: „Also, ich glaube nicht, dass man da jetzt noch irgendetwas von dem Dioxin finden

könnte. Wenn man mal davon ausgehen würde, dass da wirklich was dran war.

„Hab ich ja auch nicht behauptet!“ verteidigte sich Denise. „Aber, die hängen da drin – die Mühlen-Werke. Jede Wette hängen die da drin!“

„Du musst denen aber etwas nachweisen, Denise. Ohne Beweis geht da nichts!“ stellte Ben kurz und sachlich fest. Schließlich hatte auch er vor, Jurist zu werden – wie sein Vater.

„Also Leute, ich bin ja auch mit meiner Geschichte nicht zu Ende.“ Sagte Denise ein wenig ärgerlich und schaut sich ein wenig genervt in der kleinen Runde um. Dann trank sie etwas Bananensaft, den sie am Tag auch dauernd in sich reinkippte, weil sie sich davon einen Tryptophankick versprach. Dann fuhr sie mit ihrem Verdacht fort. „Mein Opa …“ sie zögerte ein wenig, weil sie nicht so recht wusste, wie sie die örtlichen Begebenheiten in den Mühlen-Werken schildern sollte. Schließlich hatte sie das Ganze ja nur aus den Erzählungen ihres Großvaters und kannte den Bau, um den es nun gehen würde, nur von draußen.

„Also, mein Opa hat behauptet, da war auf dem Gelände der Mühlen-Werke irgendetwas mit einem Giftkeller und mit Giftfässern. Und mit einem Neubau.“ Sie war wieder auf ihrem Verschwörungstrip. „Das wusste keiner genau – aber es sollen der eine oder andere darüber hinter vorgehaltener Hand darüber gesprochen haben.“

„Und was soll damit gewesen sein?“ fragte Ben und wollte in die Beweisaufnahme einsteigen.

„Das ist es ja! Mein Opa hat erzählt – keiner hat etwas Genaues gewusst. Buschfunk halt. So ist das in solchen Firmen nun mal, hat er gemeint.“ Sagte Denise und schaute zu Tom.

Tom hatte schon noch ein paar Fragen. „Und, hat Dein Opa nicht doch etwas mehr gewusst? Über die Fässer, den Boden, den Neubau?“

„Na, den Giftkeller sollen sie platt gemacht haben. Und dann ohne Keller überbaut haben. Mit dem Neubau für eine Produktion von irgend solchem Chemiescheiß.“ Erklärte Denise. „Wo die Giftfässer abgeblieben waren, das weiß der Geier.“

Ben blieb skeptisch. „Und keiner hat da irgendetwas draus gemacht? Keine Anzeige und so? Merkwürdig!“

„Keiner hat etwas genau gewusst, das ist es doch!“ giftete Denise weiter. „Du weißt doch: vor ein paar Jahren haben die doch alle nur gekuscht. Da hat sich keiner was gewagt, gegen seinen Arbeitgeber zu sagen.“ Sie füllte wieder etwas Tryptophan in Form von Bananensaft nach und sagte dann abfällig. „Haben immer alle nur die Arschbacken zusammengekniffen und gekuscht, diese Weicheier!“

„Nicht das ich das nicht glaube.“ Schaltete sich Ben wieder ein. „Aber warum hat Dein Opa nichts unternommen?“

Denise überlegte. „Der war schon sehr krank damals. Krebs.“ Erklärte Denise. „Und gewusst hat er halt auch nichts Genaues. Da wollte er sich nicht

mit befassen – in seinen letzten Monaten. Aber er hat immer gesagt: diese Mühlen-Werke – die haben etwas auf dem Kerbholz!“

„Aber,“ schaltete sich Ellen Hettich ein. „Wie willst Du denn denen jetzt etwas nachweisen? Mit Bodenproben etwa, wo das schon ein paar Jahre her ist? Das ist doch wahrscheinlich vom Regen alles verwaschen und weggespült worden.“

Für einen Augenblick herrschte gespanntes Schweigen, bis Denise wieder das Wort ergriff.

„Man müsste aufs Gelände und ein bisschen graben! Vielleicht ist in einer gewissen Tiefe noch etwas vorhanden.“ Argumentierte sie.

Tom hatte in der Zwischenzeit seinen Laptop angeworfen und sich Google Earth geladen. Nun betrachtete er sich gerade die kleine Siedlung, von der gesprochen worden war und das Gelände, auf dem der Werkskomplex der Mühlen-Werke stand. Dabei fiel ihm etwas auf.

„Hm! Da könnte etwas dran sein – mit den überbauten alten Mauern.“ Er deutete auf seinen Bildschirm. „Hier, diese Wiese – zwischen der Straße und dem großen Gebäude dort. Da kann man an der Verfärbung der Wiese sehen, dass so etwas wie Mauerreste drunter sein könnten. Und die gehen bis zu dem großen Gebäude da hinten weiter.“ Er schaute interessiert zu Denise. „Sieht Du das?“

Denise blickte zum Laptop, erkannte, was er meinte und sagte nur. „Siehste! Sag ich doch! Hat mein Opa doch recht!“

„Und? Was wollt ihr da nun machen?“ fragte Ellen Eigner. „Reingehen und Bodenproben holen?“

„Ja!“ sagte Denise frech und schob noch nach: „Klar, das machen wir!“

„Und sagen: Tag auch – wir wollen Bodenproben bei euch entnehmen. Dann ein bisschen graben und der BUND macht euch dann die Messungen!“ Ben Steger sah sie alle mit großen Augen an. „Glaubt ihr wirklich, das geht was? Nach all den Jahren – zehne vielleicht – ist da heute noch was zu messen?“

Für einen Augenblick herrschte ein wenig gespannte Ruhe in der kleinen Runde. Nur Bertram Pfeiffer blickte ein wenig zuversichtlich drein.

„Ja!“ meinte Bertram, der sich mit Chemie-Messtechnik ein wenig auskannte und dies später einmal irgendwie beruflich machen wollte. „Messen, glaub ich, könnte man da heute schon etwas. Die Messtechnik ist erheblich besser geworden. Und gerade auf dem Gebiet der Chemie, wo es um kleinste Mengen geht, hat sich sehr viel getan. Also,“ nickte er und sah seine Freunde an, „wir müssten nur eine wirklich verseuchte Probe haben. Ich weiß schon, wo ich die untersuchen kann.“

Die anderen schauten ein wenig überrascht zu Bertram. Tom fing sich am schnellsten und hatte eine Idee.

„Wir müssen da rein!“ meinte er bestimmt und klappte seinen Laptop zu.

„Das hatte ich bereits schon festgestellt.“ Sagte Ellen gelangweilt.

„Ja, hast Du. Aber Du wolltest beim Pförtner rein. Mit einer Anmeldung

zum Graben.“ Grinste Tom.

„Und Du etwa nicht?“ fragte Ben ein wenig verwirrt. „Du wirst doch wohl nicht …?

„Doch!“ antwortete Tom und freute sich schon ein wenig, dass er nun dem Juristen etwas Ungesetzliches vorschlagen wollte. „Ich will nachts da rein. Über den Zaun!“

„Nein!“ sagte Ben entrüstet.

„Doch!“ beharrte Tom und grinste. „Mit einer Leiter!“

„He! Tom!“ platzte Ellen überrascht heraus. „Hört sich ja nach Oceans Eleven an! Wie bist Du denn auf einmal drauf? So kenn ich Dich ja gar nicht!“

Denise fand auch, dass es jetzt spannend wurde. „Du hast bestimmt einen Plan, Alter. Lass mal hören!“

„Eh! Nix Plan.“ Meinte Tom und winkte ab. „Wir schauen uns das erst einmal an! So, von draußen. Mit allem Drum und Dran. Und dann machen wir uns einen Plan!“ Er schaute sich in der Runde um, hatte aber jetzt schon Zweifel, ob Ben dabei wirklich mitmachen würde.

„Echt gail!“ schwärmte Denise. „Wirklich echt gail, Tom! Jetzt geht hier endlich mal was ab! Das ist etwas nach meinem Geschmack! Nicht immer nur rumlabern!“

Tom genoss seinen kleinen Auftritt.

„Was haltet ihr davon? Am Mittwoch. So am Nachmittag. Nach Sport. Da haben wir doch alle frei.“ Er blickte richtig verschwörerisch drein. „Und dann recherchieren wir alles. Ich bring meine Kamera mit und mache von allem dort ein paar Fotos. Und abends treffen wir uns bei mir – und dann machen wir den Plan!“

„Den Plan, wie wir da reingehen!“ ergänzte Denise. „Echt Klasse!“ schwärmte sie verzückt.

*

12 Schwebende Lasten

Der Notfallplan des Regierungsbezirks lief mustergültig an. Eine Stunde nachdem der Dienststellenleiter die Warnmeldung ausgegeben hatte, war schon ein Beamter des Umweltministeriums vor Ort um die Lage genauer einzuschätzen. Dieser Beamte entnahm auch mehrere Wasserproben, die noch am gleichen Tag analysiert wurden. Eine Notfall-Taskforce des Umweltministeriums besprach die Details des Einsatzplans. Gerade waren die Auswertungen der Gewässerproben am Computer ausgedruckt worden.

„Also keine Dioxine im Probenwasser. Das ist seltsam.“ Meinte der Beamte, der die Proben entnommen hatte.

„Nun, ich denke, so ungewöhnlich ist das nicht. Überlegen Sie mal, die Polizei hat das so beschrieben, dass die Kinder das Fass mit einer Stange bewegt haben. Dabei ist meiner Meinung nach Druck auf das Fass ausgeübt worden. Dadurch kann etwas herausgepresst worden sein. Und nun fehlt der Druck und das Ganze suppt nur dünn vor sich hin. Da messen Sie am Rand des Flusses natürlich nichts.“ Sagte sein Vorgesetzter.

„Gut, so schwerwiegend waren die Werte ja auch nicht, die das Krankenhaus gemeldet hat. OK, Chef, dann denke ich, reicht eine kleine Einsatzeinheit aus. Aber natürlich Schutzanzüge.“

„Und Sie brauchen einen Kran, so wie Sie die Lage des Fasses beschrieben haben. Am besten wäre ja so etwas wie ein Bulldozer, wo man das Fass vorne reinlegen könnte. Dann läuft nichts aus, wenn das Fast kaputt geht.“

„Also das wäre am sichersten. Aber leider ist das Gelände nicht so einfach.“

„Beides anfordern und vor Ort soll der Einsatzleiter entscheiden. Wer wird das sein? Der Schmitz?“

„Ja, der ist dran. Das geht morgen früh los.“

„Gut, wir haben noch ein paar Stunden. Sonst noch etwas von Bedeutung?“

„Nur, dass es vielleicht auch drei Fässer werden können. Mehr halte ich für unwahrscheinlich.“

„Ja, das hatten wir auch schon.“

Am anderen Morgen um halb acht stand der Einsatztrupp bereit. Der Kran zur Bergung und der Gefahrgutlaster zum Abtransport ebenfalls. Auf den Bulldozer musste man noch etwas warten. Der war auf einer Landstraße an einer Baustelle blockiert worden. Ein rotweißes Absperrband markierte einen Sicherheitsbereich.

„Vielleicht geht es ja auch ohne Bulldozer, Hans. Der Gerd Prahl soll uns erst einmal sagen, wie viele Fässer es sind. Und ob sie alle heil sind. Bis dahin ist der Bully da.“ Sagte der Einsatzleiter Jürgen Schmitz.

„Würde ich auch so sehen, Jürgen.“ Bestätigte der Fahrer Hans Werk. „Gerd, sag uns erst einmal, wie viele Fässer es tatsächlich sind und wo sie liegen. Dann schaun mer mal.“

Gerd Prahl der Taucher der Feuerwehr stand schon im Fluss und setzte gerade seine Tauchermaske auf. Sein Schutzanzug ließ in fast wie ein Astronaut aussehen. Er machte ein paar unbeholfene Schritte auf die Stange zu, die noch immer die Lage des Fasses markierte.

Während der Taucher unter Wasser die Lage sondierte traf die Fernsehjournalisten Patrizia Wüst mit ihrem Team an der kleinen Badestelle ein und parkte ihren schwarzen SUV direkt vor dem Gefahrgutlaster.

„Mein Gott, wie hat die denn das wieder spitzgekriegt?“ Stöhnte Schmitz und dann rief er ihr zu: „He, Pat, das geht aber nicht, Du parkst in der Gefahrenzone!“

„Ja, schon gut, Jürgen! Wir laden nur unsere Technik aus und dann fahr ich

die Scheißkarre wieder weg.“ Und an ihr Team gerichtet sagte sie: „Und ihr haltet schön Abstand! Das mir keiner die Jungs dort unten behindert! Sonst meckern die andauernd mit mir.“

Als sie ausgeladen hatten, fuhr Pat, wie sie von allen nur genannt wurde, den SUV aus der Gefahrenzone und kam dann auf die Truppe um Schmitz zu. „Nur falls Du es wissen willst, Jürgen. Dein Chef hat mich gestern von dem toten Jungen informiert. Und Bernd Mühl von LeafGreen auch.“

„Ist schon ok, Pat. Aber haltet trotzdem Abstand. Bleibt bitte aus der Gefahrenzone!“ antwortete Schmitz versöhnlich. „Ich sage immer: wenn schon ein Schaden da ist, braucht nicht noch ein neuer durch Leichtsinn oder Unachtsamkeit dazukommen.“

„Da hast Du durchaus recht.“ Erwiderte Pat.

Gerd Prahl tauchte einen Meter von der Stange entfernt auf und rief: „Hier liegen insgesamt drei Fässer. Eins, das liegt hier vorne, scheint etwas beschädigt zu sein. Die anderen dahinten, die sehen mir besser aus.“

„Wie sieht’s aus, brauchen wir den Bully?“ rief Schmitz.

„Ich probier’s mit dem Fassgeschirr. Könnte auch so gehen.“ Meinte Prahl. „Hans, wirf mal das Fassgeschirr her! Du stehst gerade davor.“

Hans schnappte sich das Fassgeschirr und warf es zu seinem Freund. Prahl fing es geschickt auf und begab sich dann in Richtung Fass. Es dauerte nicht lange und er hatte es geschafft. Prahl richtete sich im Fluss auf und rief zu Axel Grothe, dem Kranführer: „Dann heb mal an, Axel!“

Axel Grothe stieg in seinen Kran, bediente ein paar Hebel und drehte den Kranarm quer in Richtung Fluss. Als er ihn etwa 90 Grad zum Fluss ausgerichtet hatte, fuhr er ihn aus. Dann begann er den Kranarm anzuheben. Wieder dauerte es einen Moment, bis die gewünschte Höhe erreicht war. Nun betätigte er einen anderen Hebel und der Elektromotor des Hebeteils begann zu laufen. Die Kette spannte sich langsam. Dezimeter für Dezimeter. Dann war die Kette endlich gespannt. Nun dauerte es einen Moment und das Fass begann aus dem Bach ragen.

Ein Team eines Nachrichtensenders war angekommen und filmte die Szene aus einiger Distanz. Das Team hatte die Anweisung, dass es auf keinen Fall die Bergungsarbeiten behindern durfte.

Pat hatte sich die Videokamera geschnappt, ging ans Ufer und filmte darauf los. Erst die Totale, den Fluss, die Badestelle, das Fass. Dann das Team der Entsorger. Wieder ein Schwenk zum Fass, zur Kette, zum Kran. Dann bewegte sie sich ein wenig zur Seite, so dass sie in der nächsten Totalen den Kran mit ins Bild bekam.

Das Fass war nun schon zwei Meter angehoben und es ging noch immer aufwärts. Axel blickte zum Laster um abzuschätzen, um wieviel er das Fass noch anheben musste. Schmitz sah zu Pat und fand, dass sie jetzt genug aus direkter Nähe gefilmt hatte. „Pat, jetzt ist’s genug. Bitte hinter die Absperrung!“

Bernd Mühl saß mit ein paar Mitarbeitern seines Redaktionsteams zusammen und folgte gespannt dem Geschehen. Ein Nachrichtensender sendete aus einem Sicherheitsabstand live. Das war natürlich für die Redakteure des LeafGreen interessant, obwohl man sich um die Kinder sehr sorgte. Und besonders betroffen war man, weil es ein Todesopfer gegeben hatte.

Pat hatte sich in Richtung Absperrband begeben, befand sich aber immer noch nicht im sicheren Bereich. Schmitz sah das aus dem Augenwinkel und rief ihr nur warnend zu: „Paaat!“

Die Redakteurin verschwand geschickt aus seinem Augenwinkel, hielt sich aber nur für den Moment zurück. Sie wollte eine ganz besondere Einstellung. Und die würde sie auch kriegen!

Der Kran hatte das Fass jetzt schon bis zum Ufer gedreht und schwenkte es langsam und behutsam in Richtung Laster. Manchmal ruckte es am Fassgeschirr und das Fass rutschte etwas. Schmitz fragte sich, ob das Geschirr halten würde.

Nun waren es noch wenige Meter bis zum Laster. Pat sah ihre Chance gekommen und machte, die Kamera auf das Fass gerichtet, ein paar Schritte in Richtung Fass. Dann kam sie ins Stolpern und fiel der Länge nach hin. Alle blickten zu ihr.

In diesem Augenblick rutschte das Fass wieder und etwas am Fassgeschirr riss entzwei. Das Fass fiel nach unten und traf Pat voll am Kopf. Mit einem Aufschrei stürzte Jürgen Schmitz zu ihr und versuchte sofort, das Fass von ihr wegzurollen.

Bernd Mühl sah ein wenig besorgt, dass sich Pat nicht aus dem Gefahrenbereich entfernt hatte. Als sie sich wieder dem schwebenden Fass näherte rief er warnend: „Pat, bleib unter der schwebenden Last weg!“ Dann musste er hilflos mit ansehen, wie sie zunächst ins Stolpern kam und hinfiel. Und dann sah er als nächstes, wie sie von dem sich plötzlich lösenden Fass voll getroffen wurde.

Bernd war wie vom Blitz getroffen, sah fassungslos zum Bild des Grauens. Dann schlug er beide Hände vors Gesicht, setzte sich wieder in seinen Stuhl, von dem er aufgesprungen war, und versuchte zu verstehen, was da eben geschehen war.

An der Unfallstelle lief alles zu Pat. Das Fass, obwohl keiner wusste, wie gefährlich es war, wurde zur Seite gerollt. Schmitz tätschelte vorsichtig ihre Wange, aber er hatte ein ungutes Gefühl. Als er nach ihrer Halsschlagader suchte und diese schließlich auch fand, wusste er, dass Pat vom Fass erschlagen worden war. Und er wusste auch, dass er einen riesigen Fehler gemacht hatte.

Das Blaulicht des Rettungswagens blinkte immer noch ununterbrochen,

obwohl es seit seiner Ankunft schon nichts mehr zu retten gab. Der Notarzt konnte kurz nach seiner Ankunft nur noch bedauernd feststellen, dass die Patientin, wegen der er gerufen worden war, bereits vor seiner Ankunft verstorben war.

Er hatte selbst einige ihre TV-Berichte live verfolgt, wenn er zum Beispiel Bereitschaftsdienst hatte und sich informieren wollte, was alles passiert war. Und ihm lag, genau wie der Journalistin, die Umweltproblematik unserer Tage sehr am Herzen. Es erschütterte ihn, dass ausgerecht er gerufen worden war, um ihr vielleicht noch helfen zu können. Aber sie hatten beide keine Chance gehabt. Sie nicht als Patient, und er nicht als Arzt. Die Chance dazu hatte ihnen ein verseuchtes Fass genommen.

Als die Leiche der jungen Journalistin abtransportiert worden war, gingen die Bergungsarbeiten weiter. Auch der Nachrichtensender informierte live immer weiter vom Ort des Unglücks. Jürgen Schmitz erledigte die Aufgabe als Einsatzleiter gut, dachte aber ununterbrochen daran, dass man ihm schon bald den Kopf abreißen würde.

Bernd Mühl konnte in seiner Betroffenheit keinen klaren Gedanken fassen. Er hatte die junge Journalistin vor zwei Monaten bei Fernsehaufnahmen für LeafGreen kennen und – sagen wir es ruhig – auch lieben gelernt. Und nun, nach nur zwei Monaten, war schon alles wieder vorbei. Seine Herzenslieben schienen alle nur von kurzer Dauer zu sein.

*

12 Bernds Trauer

Bernd hatte sofort nach dem Unfall seinen Rollstuhl gesucht, den er in einer Ecke des Zimmers geparkt hatte. Er bemerkte, mit einem Mal war es so, als ob man ihm den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Das Stehen viel ihm extrem schwer, seine Beinmuskulatur versagte ihm ihren Dienst. Was um ihn herum geschah nahm er nur sehr gedämpft war. Man redete mit ihm, aber er verstand sie nicht, seine Mitarbeiter, die mit ihm die Trauer teilen wollten. Alle hatten mit Entsetzen gesehen, wie man den Körper der toten Journalistin mit einem Tuch zugedeckt hatte. Dann hatte selbst der Nachrichtensender ein Einsehen und die Bildregie in der Sendezentrale schaltete auf die Totale um, fernab der Stelle, wo das Unglück geschehen war, und man sah nur noch die Lastwagen, die Maschinen, das rotweiße Flatterband, das die Gefahrenstelle abgrenzte.

Auf dem Weg zur Tiefgarage begegneten ihm ebenfalls Mitarbeiter, die ihm etwas sagten. Doch er hörte sie alle nicht. Zu sehr war er von allem abgeschottet. Er kannte nur einen Wunsch: er wollte so schnell wie möglich an den Unfallort, obwohl er in seinem Innersten wusste, dass dies eigentlich sinnlos war.

Eine Stunde war er bereits mit seinem Prius unterwegs, fuhr gerade durch ein etwas größeres Dorf, und sah einen Blumenladen. Er hielt an, kaufte eine einzelne rote Rose, und fuhr weiter. Unentwegt dachte er an Pat, an ihr Engagement für die gemeinsame Sache, dem Umweltschutz. So waren sie sich begegnet, hatten sich kennengelernt und bemerkt, dass sie auch füreinander mehr empfanden als nur das berufliche, das ideelle Interesse. Es schien sich eine Liebe zu ergeben, die gerade im Entstehen gewesen war. Aufblühen konnte man nicht sagen, nein – so weit war es nicht. So gut kannten sie sich bis zu diesem unheilvollen Tag noch nicht.

Bernd war sich nicht sicher, ob es zu mehr gereicht hätte. Er, mit seiner Behinderung, und sie, voller Lebenslust. Wer weiß? Vielleicht ja, vielleicht nein. Aber immerhin, sie waren sich nähergekommen, hatten interessiert den Anderen studiert, beobachtet, ergründet. Es war ein Anfang von etwas gewesen, von dem er nicht erfahren würde, wie es sich weiter ergeben hätte.

Nach etwa eineinhalb Stunden hatte er den kleinen Ort erreicht, in dessen unmittelbarer Nähe sich das Unglück ereignet hatte. Nach einigem Suchen fand er schließlich den Feldweg, wo er sehen konnte, wie das Bergungsteam gerade zusammenpackte. Er sah das rotweiße Flatterband und wusste, dass er die Stelle gefunden hatte. Wo für ihn alles Enden wollte, seine Liebe, sein Engagement, seine Hoffnung.

Er blieb eine Weile im Prius sitzen und ihm kamen Erinnerungsbilder hoch, die eine glücklich strahlende Pat zeigte. Dann die engagierte Pat, die

kämpfende, die diskutierende, die nachdenkliche Pat. Die nie verzagte und die ihm gegenüber sofort auf liebevoll umschaltete, sollte sie sich auch gerade vor einer Minute fürchterlich über etwas aufgeregt haben.

Bernd stieg aus, merkte wie unsicher er auf den Beinen war. Dennoch forderte es sich ab, und ging langsam und schwerfällig auf das Flatterband zu. Suchte nach einem Weg, der ihn näher an die Stelle führen würde, wo diese junge Frau ihr tragisches Ende gefunden hatte. Er fand einen Pfad, quälte sich hinunter und erreichte schließlich die Stelle, wo es geschehen sein musste. Blutverschmierte Steine zeigten ihm den genauen Punkt, wo sie gelegen hatte. Vielleicht ihren letzten Atemzug geatmet hatte.

Das Gefühl, dass in ihm hochkam, schnürte ihm fast den Atem ab. Und eine unsichtbare Kraft traf ihn wie der Tiefschlag eines Boxers im Magen. Geräusche der Umwelt drangen so gut wie nicht zu ihm vor. Und sein Blick war eingeschränkt, er sah nur das Ufergelände und die Steine, die vor ihm lagen. Das kam ihm alles bekannt vor. Es war so, wie es vor Jahren gewesen war, als sein Vater mit dem Hasenbraten ins Esszimmer gekommen war. Grenzenlose Trauer gemischt mit unendlicher Ohnmacht lösten seine Tränen. Er legte seine Rose an die Stelle und jammerte ihren Namen, so wie er damals Muckis Namen gejammert hatte.

Bernd wusste nicht, wie lange er dort gestanden hatte. Das Bergungsteam war bereits abgefahren und Bernd hatte sich nach einer Weile wieder vom Unglücksort gelöst. Mühsam hat er sich den etwas klitschigen Pfad hinaufgequält und schließlich seinen Lexus erreicht. Er stieg ein und blieb noch eine Weile untätig im Wagen sitzen. Er konnte sich einfach nicht so schnell von diesem Ort lösen, wo er gerade wieder ein geliebtes Wesen verloren hatte. Wenn er gewusst hätte, dass auch dieser Verlust im Grunde seinem Vater zuzuschreiben war …

*

14 Der Stasimann wird wiederbelebt

Auch Peter Berger hatte die Nachrichtensendung am kleinen Fluss live verfolgt. Äußerst gespannt, und mit Interesse. Und er wusste sofort, dass jetzt die Chance gekommen war, auf die er solange gewartet hatte. Nun hatte ihr frevelhaftes Tun schon zwei Menschenleben gefordert. Noch dazu das von zwei jungen Menschen. Das Leben eines unschuldigen Kindes und das einer

schönen jungen Frau. Und die junge Frau dazu noch bekannt und erfolgreich. Das würden die Medien für eine Weile mit Beschlag belegen. Sie würden eine dermaßen schlechte Presse haben. Ihnen würde – nein ihnen musste – der Arsch auf Grundeis gehen! Diese Dreckskerle, diese Herren aus der Chefetage. Die damals nur für ihren Vorteil entschieden hatten. Immer nur Geld, Geld, Geld! Profit! Profit! Profit! So haben sie gedacht. Ich und die Firma – oder die Firma, und dann ich. Je nachdem, ob man Chef war, oder angestellt. Kommt jedoch letztlich aufs Gleiche raus.

Wie Peter Berger von Peter Auerbach – seinem Chef, seinem früheren, und seinem heutigen – gehört hatte, hatte ihnen der alte Mühl auch noch Geld dafür gezahlt. Schweigegeld. Damit sie den Mund halten. Damit bloß nichts rauskam!

Und dann? Verklappt haben sie! Und – es kam nichts davon heraus. Und – dann haben sie gebaut. Für Millionen! Und Gewinne haben sie gemacht. Auch Millionen. Und die Aktie ist gestiegen. Und sie alle haben noch mehr Gewinn gemacht. Immer nur: Gewinn, Gewinn, Gewinn!

Und nun, dachte er und fragte sich: waren den alle nur immer Gewinner? Was aber ist jetzt? Nun, jetzt haben wir zwei Verlierer! Zwei junge Menschen haben ihr Leben verloren. Wegen euch, wegen eurer Schweinerei. Zwei junge Leben! Und ihr, ihr reichen Säcke? Ihr dürft euren Gewinn behalten. Und wenn es euch gelingt, und eure Sauerei nicht rauskommt, dann kriegt ihr am Jahresende dazu nochmals einen dicken Bonus. Dafür werdet ihr selbst schon sorgen. Für euren nächsten Gewinn. Ihr – Säcke! Ihr gewissenlosen Umweltschweine! Ihr dreckigen Kapitalisten!

Peter Berger merkte selbst, dass ihn die alte Ideologie wieder eingeholt hatte. Wie damals. In der DDR, als er auf irgendeiner Schulung war, die er andauernd – gewissermaßen von Amts wegen – genossen hatte. Er hatte alles auswendig gelernt und man hätte ihn jederzeit fragen können: der Klassenfeind war an allem schuld. Der Kapitalist war's immer!

Damals hieß es, so hatte es zumindest Marx gesagt, würde der Kapitalist sich als letztes noch den Strick verkaufen, an dem er sich dann aufhängen wollte. Und heute? Ha! Heute, lieber Karl Marx, heute verkauft er sich als letztes genau das Umweltgift, womit er morgen der Erde und sich selbst endlich den Rest gibt!

Dann schob er alles beiseite, der Peter Berger. Allen Kommunismus und allen Kapitalismus. Und nun kam sein Egoismus. Und seine Gier. Endlich! Nun kam er! Paul Bach. So wie er früher hieß. Vor der Wende. Als er noch Mitarbeiter beim Ministerium von Erich Mielke war. Bei der Stasi – der Staatssicherheit.

Er, Paul Bach, er war doch der Verlierer der Einheit. Er wusste damals, dass ihn die sogenannten ‚Wessies', die Westdeutschen, um alles bringen würden, was er bis 89 erreicht hatte. Er, als Offizier der Stasi. Ihn würden sie ‚entkommunisieren' – oder so. Wie sie die Nazis entnazifiziert hatten. Nichts

wäre er mehr. Keine Rentenansprüche hätte er behalten. Nichts mehr – alles wäre futsch gewesen!

Aber nun würde er seine Rentenansprüche wiederherstellen. Mit Zins und Zinseszins. Nun würden sie zahlen. Nun müssen sie zahlen! Diese Säcke. Nun würde er sie zur Kasse bitten. Nun würden sie alles wieder hergeben müssen. Sonst …

Paul Bach sah sich seinen alten Ausweis wieder an. Den ersten Personalausweis der Bundesrepublik Deutschland. Den er sich damals, nach der Wende, noch hat machen lassen. Der auf Paul Bach ausgestellt war. Und den er nie benutzt hatte.

Er selbst hatte sich noch im MfS seine neuen Ausweise und die dazugehörige Vergangenheit gemacht und hatte fortan als Peter Berger gelebt. Der war auch aus der DDR gekommen, war aber ein ganz einfacher Arbeiter gewesen. Der konnte einfach alles. Und so hat er dann weitergelebt, der Peter Berger. Aber Reichtümer, die hätte er nie zusammen-bekommen. Nie!

Aber jetzt würde er reich werden! Und wie!

Er würde sie unter Druck setzen, die Herrn von den Mühlen-Werken. Aber zu allererst den Auerbach, seinen Chef. Diesen Sack. Der all seinen Erfolg nur auf dem Geld von damals bei den Mühlen-Werken, und später nur mit seinen Kapitalistenmethoden aufgebaut hat. Der kommt zuerst dran, Paul! Der Auerbach als erster!

Zuerst kündigte Paul Bach sein kleines möbliertes Appartement zum Monatsende. Das machte fast keine Probleme. Folgeadresse – wenn Post kommt? Ach, ich bin im Ausland – dann hat derjenige halt Pech gehabt. Oder ich, wenn ich eine Million gewonnen habe. Lacher!

Bei einem Gebrauchtwagenhändler verhökerte er seinen alten Polo.

Dann löste er sein Girokonto auf. Ach, Sie gehen ins Ausland – wir haben weltweit … Nein, Danke!

Krankenkasse – da kam halt nichts mehr. Peter Bach ist nicht mehr! Der geht nicht mehr zum Arzt.

Rentenversicherung – wie bei der Krankenkasse. Also nichts!

Dann meldete er sich bei der Polizei ab. Neuer Wohnsitz? Wohin geht's? Nach Afrika! Ach …

Telefon? Er hatte eh ein Prepaid-Handy. Das alte kam in den Elektroschrott. Dann gab's ein Neues.

Und schon war Peter Berger Geschichte. Und Paul Bach lebte wieder auf.

Sie ist nicht ganz genau – die Geschichte. Denn Peter Berger hatte einen Bart, und längere Haare.

Trug eine Brille. Und war blond, mit etwas Grau.

Paul Bach hingegen trug keinen Bart, hatte braunes Haar, kurz geschnitten. Und trug Kontaktlinsen.

Erkennen Sie ihn wieder, den Peter Berger? Sehen Sie, die Polizei würde ihn auch nicht mehr erkennen. Jedenfalls nicht mehr auf den ersten Blick. Und auch nicht gleich beim zweiten Mal Hingucken!

Und als Paul Bach mietete er sich wieder ein kleines möbliertes Appartement am entgegengesetzten Ende der Stadt. An seinem PC hatte er die Verbindung mit dem Internet noch als Peter Berger gekappt. Er nahm sie auch nicht wieder in Betrieb. Dann formatierte er den PC und verkaufte ihn – bei einem Trödler. Und kaufte sich einen neuen bei einem großen Elektronikmarkt. Und einen preiswerten Drucker, den die meisten hatten. Internet brauchte er nur im Notfall. Und falls er das brauchen sollte, konnte er das mit seinem Handy – äh, mit dem Smartphone – erledigen. Aber zuerst würde er Internetcafés bevorzugen.

Ab jetzt galt für ihn zuerst die alte Technik: der frankierte Briefumschlag, und ein Festnetztelefon der Telekom. Aber in einer Telefonzelle. Und wenn diese beiden altbewährten Kommunikationswege beschritten wurden, dann trug Paul Bach stets Baumwollhandschuhe. Da achtete der ehemalige Stasi-Offizier peinlich genau drauf. Der Fingerabdrücke wegen.

Und auch jetzt, als er den Briefumschlag vorbereitete, trug er diese Baumwollhandschuhe. Vor sich hatte er ein weißes Blatt Papier, einen Prittstift, eine Schere und eine Bild-Zeitung. Nee, nicht ganz – das waren schon mehrere Tage Bild. Und dann schnipselte er, und klebte. Das war Arbeit, mühsame Kleinarbeit. Und die dauerte – bis erst einmal der Text zusammen war, den er schon im Kopf hatte. Und dann war er fertig, der Paul Bach. Und er sah zufrieden auf sein Werk.

200.000 € in gebrauchten Scheinen!
In einem Umschlag
Keine Polizei! Sonst kommt raus,
wer den Fluss vergiftet hat!
Freitag, 18.00,
Hauptbahnhof Ffm
Bahnsteig 3, Bereich D
Sie persönlich!

Er legte sein Werk in einen Umschlag klebte diesen vorsichtig mit einem Schwammtuch zu und adressiert ihn an Auerbach. Immer bedacht, keine brauchbaren Spuren zu hinterlassen. Jetzt ging es los! Es würde spannend werden. Endlich, wie in alten Zeiten.

*

15 Der Plan

Am Mittwoch, so gegen halb Vier, traf sich die verschworene kleine Gemeinschaft von Umweltschützern in der Nähe der Mühlen-Werke. Zunächst führte Tom, der sich dazu etwas vorbereitet hatte, seine Freunde in das kleine Neubaugebiet, in dem Ellen und er jeweils mit ihren Eltern wohnte. Er machte ein paar Fotos von einigen Gärten. Dann ging es zurück zu der Straße, an der die Mühlen-Werke lagen, durch einen metallenen Zaun von der Straße getrennt.

Hinter dem Zaun konnte man die kleine Wiese sehen, die er ihnen auf Google Earth gezeigt hatte. Und dahinter anschließend dann das neue Produktionsgebäude sehen. Wieder machte er ein paar Fotos. Von Straße und Zaun. Und dann eine Aufnahme, auf der man sehen konnte, wie weit das Haupttor von der äußersten Ecke des Grundstücks entfernt war.

Dann musste Bertram, der mit seinen Eins neunzig der größte von ihnen war, zur anderen Straßenseite bis an den Zaun gehen, damit man die Höhe des Zaunes besser abschätzen konnte. Auch davon machte Tom ein Foto. Die Lage der Laternen wurde angesehen und beschlossen, dass Tom, Bertram und Denise noch einmal abends das Ganze unter die Lupe nehmen sollten, damit man die Beleuchtung genauer in Erfahrung bringen konnte.

„Ne drei Meter lange Leiter bräuchten wir bestimmt." Meinte Tom, der schon einen Plan entwickelte.

„Und ein Wohnmobil." Fügte Denise an, die sich auch schon detailliertere Gedanken machte.

„Ich werde mir das Ganze auch noch mal bei Dunkelheit ansehen." Ergänzte Tom.

Dann beschloss man, sich am nächsten Nachmittag, nach dem Physiklabor, bei Denise zu treffen.

*

„Habt ihr das mit der Pat gehört? Die ist tot!" fragte Ellen Eigner, die als letzte zu dem vereinbarten Treffen der jungen Leute gekommen war.

„Ja, echt traurig. Die hat so gute Reportagen gemacht. Meistens Umwelt und so. Voll gute Sachen." Meinte Bertram Pfeiffer. „Tut mir sehr leid um die!"

„Mir auch." Sagte Denise. „Ich hab's vorhin im Radio gehört. Echter Mist. Und wenn ihr mich fragt, das geht auch auf das Konto der Mühlen-Werke!"

„Du kannst das aber nicht beweisen, Denise!" entgegnete Benjamin Stegner, der kommende Jurist, der in die Fußstapfen seines Vaters treten wollte. „Und ohne Beweise geht gar nichts!

„Ja, Ben, da hast Du Recht." Gestand Denise ein und fuhr fort: „Und deshalb müssen wir da rein, sage ich euch!"

Tom, der sich schon ein paar detaillierte Gedanken gemacht hatte, breitete ein paar seiner Fotos vor seinen Freunden aus und erklärte seine Ideen.

„Also, wir gehen hier am Ende des Zauns, weit weg vom Eingangstor rein. Dazu brauchen wir 2 Ausziehleitern, etwa 3 Meter lang. Die stellen wir so auf, dass man sie nicht sofort von der Straße aus sehen kann. Dort drüben, vor dem Gebäude, müssten die Mauerreste im Boden sein. Da entnehmen wir zwei Bodenproben." Er deutete auf seine Fotos, auf denen man die Stellen vor dem Gebäude sehen konnte. Dann zeigte er auf ein Foto, das das Eingangstor der Mühlen-Werke zeigte. „Und hier vorne, kurz vorm Tor, will ich an den Gully ran, den ich dort hinter dem Zaun gesehen habe. Da ist bestimmt ein Eimer drin, in dem sich Erde von dieser Wiese hier als Schlamm sammelt. Den werden sie immer mit ihren Sonderabfällen entsorgen. Da wäscht sich der Kram von hier hinten aus, und sammelt sich dann dort in dem Eimer des Gullys."

„Da bist Du aber verdammt nah an dem Raum, wo die Wachleute sitzen, Tom!" befürchtete Benjamin.

„Ach, die Wachleute! Die drehen alle Stunde mal ihre Runde und das war's dann." Beschwichtigte Denise, die langsam in Schwung kam.

„Na, zwei Bodenproben – und dann diesen Gully. Ihr müsste die Leitern auf und abbauen. Ich weiß nicht, lass die mal außer der Reihe ein Runde gehen und schon wird es eng für euch." Ließ Bertram sein Zweifel hören.

„Wann startet das Ding?" wollte Denise wissen, die es kaum erwarten konnte.

„In der Nacht vom kommenden Sonntag auf den Montag. Um Ein Uhr."

„Mensch! Montag schreiben wir Chemie!" fiel Ellen ein.

„Na und? Mit mehr als 'ner Vier rechne ich eh nicht. Die schaff ich auch im Halbschlaf." Wiegelte Bertram ab.

„Zur Sache!" Mahnte Tom. „Haben wir etwas vergessen?"

„Ich habe eine Leiter. Wer bringt die zweite?" fragte Bertram.

„Wir haben auch solch ein Teil. Die Packe ich in das Wohnmobil meiner Eltern." Grinste Denise. „Wenn die wüssten!"

„Du bist sicher, dass Du das Teil kriegst?" fragte Ben.

„Nö, aber ich weiß, wo die Schlüssel dafür liegen." Grinste Denise und blickte alle der Reihe nach verschmitzt an.

„Also Leute, ich weiß nicht, mir macht die Chemieklausur echt Bauchschmerzen. Ich habe die erste Klausur verhauen, und wenn die zweite auch in die Hosen geht, dann ist mein Abi in Gefahr!" Ellen schaute sich verzweifelt in der Runde um.

Einen Augenblick war alles mucksmäuschenstill. Das ging natürlich nicht, dass einer das Handtuch wirft. Auch Ben kämpfte mit sich.

„Wenn ich ehrlich bin, ich habe auch meine Bedenken. Wenn da etwas schief geht und wir geschnappt werden, kann ich mir mein Jurastudium abschminken." Gab er kleinlaut zu. „Dann kriegt mein Alter eine Krise, sag ich euch. Der hat doch mein Juraexamen schon eingeplant."

„Ihr beide wollt doch nicht kleinbeigeben, oder?“ fragte Denise ein wenig provozierend.

Wieder war ein Augenblick Nachdenken angesagt. Dann ergriff Tom erneut das Wort.

„Vorschlag zur Güte, Leute.“ Sagte Tom. „Wir verschieben die Sache um eine Woche. Und Ben bleibt außen vor. Ich kann das verstehen, wenn wir bei einem derartigen Unternehmen geschnappt werden, dann ist das zumindest Hausfriedensbruch. Und wenn wir verurteilt werden, …“

„Oh, ihr Weicheier!“ schimpfte Denise. „Am liebsten ginge ich allein da rein!“

Tom blieb bei seiner Meinung. „Denise, ich bleibe dabei: Sonntag in einer Woche. Und Ben bleibt außen vor. Der kann sich später irgendwann noch nützlich machen. Ellen kann in Ruhe die Chemieklausur schreiben. Wir denken noch in Ruhe nach, ob wir an alles gedacht haben. Ich guck mir das auch Sonntagnacht noch einmal in Ruhe an. Wenn mir alles sicher erscheint, dann bleibt es dabei. Und dann gehen wir da rein!“

Tom blickte erst Denise entschlossen an, dann der Reihe nach seine Freunde. Als alle nickten sagte er: „Also abgemacht: Sonntag in einer Woche!“

*

16 Ein Bauernopfer

Als Jürgen Schmitz am nächsten Morgen – am Tag nach dem fürchterlichen Debakel mit der Journalistin Pat– sein Büro betrat, blieb er einen Augenblick stehen und sah sich im Raum um. Er befürchtete, dass dies sein letzter Arbeitstag in dieser vertrauten Umgebung sein würde.

‚Bloß nicht sentimental werden!‘ dachte er und begann, seinen Bericht zu schreiben. Dabei kam er auch zu dem Punkt, wo er die Journalistin aufgefordert hatte, sich hinter die Absperrung zu begeben.

Und erkannte ganz klar, dass hier sein Fehler gelegen hatte. Die vier oder fünf Drehtage, die er mit Pat für LeafGreen gemacht hatte, die durfte er nicht als Maßstab anlegen, wenn es um einen echten Gefahreneinsatz ging. Da mussten alle Sicherheitsaspekte eingehalten werden. Und es musste alles hinter die Absperrung, was nicht Teil des Spezialteams war.

Dort hätte Pat vom Blitz getroffen werden können oder in eine Baugrube fallen. Und genauso tot sein. Aber dann wäre es nicht in seinem Verantwortungsbereich gewesen. Der dumme Spruch von ‚wenn und hätte – Fahrradkette‘ fiel ihm ein. Aber nun war nichts mehr zu ändern. Eigentlich konnte er auch gleich kündigen.

Sein Telefon klingelte. Er blickte zur Uhr. ‚Neun – das wird dein Chef sein. Es geht los!‘

Es war die Sekretärin seines Abteilungsleiters. „Sofort zum Chef!“ war ihr einziger Satz.

Fünf Minuten später betrat er das Vorzimmer. „Sie können gleich durchgehen. Er erwartet Sie schon.“ Sagte die Sekretärin kurz angebunden.

‚Der Henker wartet also schon.‘ dachte er, als er das Zimmer von Dr. Dirk Kaufmann betrat. Dieser legte sofort los, ohne Gruß und ohne einen Stuhl anzubieten.

„Was haben Sie sich bloß dabei gedacht, Schmitz? Wozu haben wir unser Regelwerk gemacht? Der Minister ist stink sauer, wissen Sie! In drei Monaten sind Landtagswahlen und dann so etwas!“ Dr. Kaufmann atmete tief ein und schüttelte fortwährend seinen Kopf, als könnte dies etwas nutzen. „Der Staatssekretär würde Sie am liebsten rausschmeißen. Aber das geht ja nicht. Sie sind Beamter!“

„Ja, es war mein Fehler.“ Bekannte sich Schmitz.

„Das macht die junge Frau aber nicht wieder lebendig! Herrgott noch mal!“

Dr. Kaufmann schnaubte angewidert und schaute zum Fenster hinaus. Dann nickte er ununterbrochen, als hätte er endlich die Lösung des Problems ‚Schmitz‘ gefunden. Unvermittelt drehte er sich kurzentschlossen zu Schmitz um. Und dann verkündete seine Entscheidung.

„In der Vordruckstelle geht heute oder Morgen jemand in Rente. Die Stelle sollte eigentlich gestrichen werden. Da können Sie Ihre Zeit bis zur Pensionierung absitzen. Werden ja noch ein paar Jahre sein. Da können Sie jeden Tag darüber nachdenken, was Sie falsch gemacht haben. So, und nun raus!“

Schmitz packte seine Siebensachen und begab sich zur Vordruckstelle. In einem Winkel des muffig riechenden Raums war ein alter Schreibtisch, bei dem sich die Rollläden nicht mehr bewegen ließen.
Die Schreibunterlage sah aus, als ob sie noch aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg stammte. Eine Schreibtischlampe, zerkratzt und verbeult, gab es zwar, aber sie gab ein ungenügendes Licht.

‚Hoffentlich regnet es hier nicht auch noch rein.‘ dachte Jürgen Schmitz. Dann räumte er seine Sachen ein. Das Telefon war nur ein Hausanschluss. Er musste sein Smartphone benutzen, wenn er nach draußen telefonieren wollte. Das tat er schließlich auch.

*

„Bernd, ist die Stelle bei Dir noch zu haben, über die wir neulich gesprochen haben?“

„Ja, die ist noch nicht besetzt.“

„Dann bewerbe ich mich hiermit darum.“

„Haben sie Dich gefeuert wegen gestern?“

„Gefeuert? Hm – nun – nicht gerade.“

„Verstehe. Aber sie haben Dir nahegelegt, zu kündigen.“

„Auch nicht direkt. Aber so in etwa.“

„Scheiße!“

„Kannste laut sagen!“

„Hm!“ sagte Bernd. „Kannst jederzeit bei mir anfangen, Jürgen.“

„Ich mach ‘nen Auflösungsvertrag. Paar Tage Resturlaub habe ich noch. Und bummle ein paar Überstunden ab. Ich denke, so in zwei Wochen fange ich an.“

„Ist ok. Ich habe ja gesagt – jederzeit.“

„Also bis dann, Bernd“

„Tschüss, Jürgen!“

*

Die Trauerfeier für Kuno fand auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern als Abendandacht in der Dorfkirche statt. Anwesend waren nur die Dorfbewohner, auch auf Wunsch der Eltern, die so von dem jungen Gemeindemitglied besinnlich Abschied nehmen konnten. In den ersten Reihen saßen die Kinder des Dorfes, einige von ihnen gezeichnet von der Chlorakne. Der katholische Pfarrer teilte sich die christliche Aufgabe der Trauerfeier mit dem evangelischen Pastor der Nachbargemeinde. Beide sprachen in ihren kurzen Gebeten auch von der Sünde, mit der die Erde durch die gewissenlose Umweltverseuchung verdorben worden ist. Und dass dadurch ein junger, hoffnungsvoller Mensch vergiftet wurde.

*

In den Mühlen-Werken. Beim Mittagessen in dem Raum, in dem die Direktion ihr Mittagsmenu zu sich nahm. Zubereitet von einem jungen Koch, der großen Wert auf biologische Zutaten legte.

„Ist ja ein Ding! Erst mit das dem toten Jungen, und dann auch noch das mit der Journalistin.“

„Wird doch kein Fass von uns gewesen sein?“

„Das glaub ich nicht. Die gingen doch alle an Gebauer damals.“

„Und wenn der sie verklappt hat?“

„Na, na! Nicht immer gleich so negativ, Herr Kollege!“

„Zum Glück ist ja nichts mehr gemessen worden.“

„Ein paar Tage noch, höchstens eine Woche, dann ist da wieder Ruhe.“

„Ihr Wort in Gottes Ohr.“

*

Im Umweltministerium in der Landeshauptstadt hatte der Staatssekretär Peter Wieczorek-Mühl seinen Abteilungsleiter Dr. Dirk Kaufmann zum Rapport empfangen.

„Wirklich eine tragische Sache. Aber wir müssen sehen, dass an dieser Front wieder ruhe eintritt. Sonst ist das Wasser auf die Mühlen der Grünen. Wir liegen in den Umfragen schon fünf Prozent hinter denen."

„Die Messungen zeigen keine weitere Verschmutzung an. Nur die übliche Belastung durch die Gülle."

„Das macht mir keine Sorge. Da ist schon der Landwirtschaftsminister am Ball. Und der Bauernverband liefert auch gute Argumente." Der Staatssekretär rutsche seinem Abteilungsleiter am Tisch etwas entgegen. „Aber was ganz anderes. Gibt es einen Hinweis auf den Verursacher? Nichts? Wirklich nichts?"

„Keine Beschriftung, kein Typenschild. Gar nichts."

„Und am Fundort?"

„Die Kripo hat alles abgesucht. Auch nichts."

„Na, dann wollen wir mal hoffen, dass auch nichts mehr nachkommt!"

„Ich denke, da kommt nichts mehr."

„Und der Schmitz? Ist in der Vordruckstelle?"

„Nein."

„Wieso nicht? Sie sagten doch, Sie erhalten die Planstelle!"

„Er hat gekündigt! Auflösungsvertrag."

„Na, prima! Ist ja noch besser! Na denn, Herr Dr. Kaufmann, machen sie's gut!"

„Auf Wiedersehen, Herr Dr. Wieczorek-Mühl."

*

Die Beisetzung der Urne mit der Asche von Patrizia Wüst fand auf dem Frankfurter Südfriedhof statt. Hier hatte sich alles was Rang und Namen hat versammelt. Die Spitzen der hessischen Politik, die Medien, die Umweltorganisationen. Schwach vertreten war die Wirtschaft, die Chemie fehlte sogar gänzlich. Auch hier wurden die üblichen Reden gehalten, der Kampf um die Erhaltung der Umwelt beschworen, der sich die ach so jung Verstorbene verschrieben hatte.

Pat war, so jung sie auch war, ein Star unter den Umweltjournalisten. Sie hatte schon einige Auszeichnungen gewonnen und mit den Spots der Sendung LeafGreen regelrecht Furore gemacht. Und ab diesem Zeitpunkt kam man an ihr nicht mehr vorbei, sie wurde in allen Talkshows zum Muss. Ihre Argumente wurden beklatscht. Manche sogar beherzigt. Zumindest gaben das einige der Redner der Trauerfeier an.

Auch Bernd Mühl befand sich unter den Trauergästen und hörte sich die Reden an. Und dachte sich seinen Teil. Wie heuchlerisch doch damit umgegangen wurde. Das alles waren nur schöne Reden. Die Wirklichkeit, wenn es darauf ankam, würde wieder ganz anders aussehen. Da würde erst ab 2035 etwas um 20 Prozent reduziert werden, obwohl es ab sofort komplett eingestellt werden müsste. Pat hatte es auch gewusst, doch sie konnte damit umgehen. Ihr Kampf war schon auf die Dauer ausgerichtet. Sie hätte so

schnell nicht aufgebeben. Deshalb war ihr fürchterlicher Tod besonders schmerzlich. Bernd hatte doppelt verloren: die junge Freundin, die er geliebt hatte und die Kämpferin, die er so dringend an seiner Seite benötigte. Nicht nur Bernd hatte sie verloren. Den Umweltaktivisten würde eine ihrer besten Kämpferinnen fehlen. Und die Erde hatte auch einen wichtigen Menschen an ihrer Seite verloren.

‚Pat, ich kämpfe diesen Kampf weiter. Für Dich, meine Liebe!' dachte Bernd Mühl am Grab ihrer Urne, als er sich von ihr verabschiedete.

*

An diesem Abend brachte das ZDF nach den Heute Nachrichten und vor dem Wetterbericht einen besonderen LeafGreen-Spot. Den letzten Spot, an dem die junge Journalistin mitgewirkt hatte. Und auch die ARD zeigte diesen Spot, kurz vor der Tagesschau um 20 Uhr, und wies ebenfalls darauf hin, dass es Pat Wüst letzte Filmarbeit für das LeafGreen-Team war.

Es ertönt die rhythmische Instrumentalmusik, die schon aus den ersten Spots bekannt ist. Es ist das bekannte Lied des Spots: Besame Mucho. Dieses Mal ganz soft von einem Studioorchester instrumental vorgetragen. Es folgt wieder das Puzzle mit dem Ginkgo. Und während das Blatt wieder verfließt, eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es das Problem mit dem gelben Sack.

Es wird gezeigt, wie wir alles fein säuberlich trennen, was an Abfall tagein tagaus in deutschen Haushalten anfällt. Wir sortieren Biomüll aus und werfen diesen Müll in die Tonne für den Biomüll, aus dem dann auch wieder am Ende der Kette kompostierte Erde wird. Das wird gelobt, das funktioniert auch ganz gut. ‚Vermüll mich nicht, vermüll mich nicht immer!'.

Beim normalen Hausmüll wird festgestellt, dass noch immer zu viel Müll, der dort nichts zu suchen hat, trotzdem dort landet. Es könnte mehr unseres Mülls in der Biotonne aussortiert werden. Und von den wiederverwertbaren Müllanteilen, wandert auch noch einiges in den normalen Müll, wo sie nichts zu suchen haben. Sogar die Müllabfuhr wird gezeigt, wie sie Anweisungen gibt, Dinge in den Hausmüll zu werfen, obwohl sich aus diesen Dingen Rohstoffe wiederverwenden ließen. ‚Vermüll mich nicht, vermüll mich nicht immer!'.

Nun befasst sich der Spot mit dem wiederverwertbaren Müll und beschwert sich, dass es nicht möglich ist, dass dieser Müll vollständig in Deutschland sortiert und wiederverwertet wird. Und dass stattdessen eine Müllexportindustrie entstanden ist, die unseren deutschen wiederverwertbaren Sondermüll in Containerschiffen nach Asien und Afrika exportiert. Wo er eigentlich sortiert und dann wiederverwertet werden sollte, aber letztlich vereinzelt auf legalen Deponien landet. Viel öfter landet er aber auf wilden, illegalen Deponien. Oft ist aber so, dass er weder wiederverwertet wird, noch

auf einer Deponie landet. Sondern stattdessen einfach ins Meer gekippt wird. Auf offener See, wo es keiner sieht. ‚Vermüll mich nicht, vermüll mich nicht immer!'.

Um diesen Wahnsinn begreiflich zu machen, zeigt nun während des Blatts Bilder, wie in Korallenriffen Müll umhertreibt. Wie Fische versuchen, aus diesem Müll Nahrung für sich zu gewinnen. Wie Einheimische auf den Müllhalden mit gelben Säcken aus Deutschland versuchen, wiederverwertbares für sich zu finden. Und man zeigt auch, dass man Anderenorts nicht in der Lage ist, dieser Müllberge Herr zu werden und sie ganz einfach anzündet und sie verbrennt. Wild, ohne Schutzmaßnahmen, ohne Filter. Denn solcher Müll enthält Schadstoffe, die für Mensch wie für die Natur gefährlich sind. ‚Vergift mich nicht, vergift mich nimmer!'.

Es wird an alle appelliert, weniger Müll zu produzieren beziehungsweise unsere Produkte so zu verpacken, dass mehr kompostierbarer Müll entsteht. Oder dass weniger problematische Stoffe zur Verpackung unserer Waren verwendet werden. Oder dass man auf noch mehr Pfandverpackungen ausweicht, wie dies zum Beispiel schon bei Getränken ganz gut begonnen wurde. ‚Vermüll mich nicht, vermüll mich nicht immer!'.

Es wird auch auf die Problematik hingewiesen, die mit der Müllverbrennung und mit illegalen Deponien verbunden ist. Es gibt in den Ländern der Dritten Welt oft keine Vorsorgemaßnahme in teilweise selbst illegalen Müllverbrennungsanlagen. Auch bei wilden Deponien sind keine Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Anwohner in der Nähe solcher wilden Einrichtungen haben oft Krankheiten zu erleiden, die nur auf diese monströsen Einrichtungen zurückzuführen sind.

Und dann endet der kurze Film. So, wie er immer endet. Diesmal wird jedoch im Abspann noch einmal der engagierten Journalistin Patrizia ‚Pat' Wüst gedacht.

*

17 Abtauchen

Als Peter Auerbach den Umschlag öffnete und den Text gelesen hatte, sah er sich reflexartig nach allen Seiten um. Dass ihn auch ja keiner gesehen hatte! Und dann ging ihm auf, dass er ja zuhause an seinem Schreibtisch saß und nicht in seiner Firma. Aber seine Frau sollte auch nichts davon wissen! Auf keinen Fall! Schnell schob er das Pamphlet wieder in den Umschlag und schob diesen in die unterste Schublade.

Und dann grübelte er. Wer konnte hinter diesem Brief stecken? Was war passiert, dass heute einer diese alte Sache wieder ausgrub? Wie sollte er sich

verhalten? Zweihunderttausend Euro waren kein Pappenstiel. Für ihn schon gar nicht. Er hatte für den letzten Kredit für seine Firma ganz schön zittern müssen. Und da ging es damals nur um Einhunderttausend Euro. Und jetzt Zweihunderttausend! Das würde er nicht schaffen. Das war dann das Ende! Und zur Polizei? Dann droht der mir! Will mich sogar umbringen!

Das alles wegen dieser Sache von damals. Bei den Mühlen-Werke. An die er schon gar nicht mehr gedacht hatte. Und von der eigentlich nichts wusste, außer dass sie passiert war. Damals, weil es der alte Mühl so gewollt hatte. Und alle hatten mitmachen müssen. Irgendwie hatte er es geahnt. Schon als es die ersten Meldungen im Radio gegeben hatte, hatte er gewusst, dass es so kommen würde. Und als dann das mit dem Fass und der Journalistin im Fernsehen zu sehen war, setzte sich bei ihm die Gewissheit durch: jetzt kommt der ganze alte Mist ans Tageslicht. Aber, dass das so bei ihm anfangen würde, damit hatte er nicht gerechnet. Nein, damit ganz bestimmt nicht!

Gut, ein paar Tausender hatte es auch gegeben, für sie alle. Die immer beim alten Mühl gesessen waren. Wenn er Hof hielt. Immer musste alles so gemacht werden, wie er es sich in seinen Kopf gesetzt hatte. Und nun war das mit einem Mal wieder an der Tagesordnung. Und einer wollte daraus Profitieren. Einen Zahltag machen. War es gar einer von Denen?

Aber jetzt hunderttausend Euro zahlen? Auf die Schnelle so viel Geld beschaffen. Das würde er nicht schaffen. Niemals! Nun war alles zu Ende. Alles!

*

Peter Auerbach hatte sich vor ein paar Jahren selbstständig gemacht und eine eigene Firma gegründet. Das heißt, nicht gegründet im eigentlichen Sinne. Er hatte eine kleine Firma übernommen, die sich mit der Beseitigung von Sondermüll befasste. Der ehemalige Eigentümer wollte aus Altersgründen aufhören und seine Firma verkaufen. Und sein Job bei den Mühlen-Werken stand damals auf der Kippe. Die Werke produzierten immer sauberer, so dass immer weniger Schadstoffe anfielen. Oder der Lieferant kritischer Substanzen entsorgte sie auch wieder. Daher gab es für ihn und seinen damaligen Kollegen Peter Berger immer weniger Arbeit.

Damals war das wie ein Wink des Schicksals. Der ehemalige Eigentümer war ihm noch entgegengekommen und hatte ein Teil des Kaufpreises als Darlehen in der Firma gelassen. Und zwar äußerst zinsgünstig. Es gab ja schon damals kaum noch Zinsen, weil Draghi es so wollte und immer mehr Euros druckte, um seinen italienischen Freunden billig Geld zuschanzen zu können. Da kam das alles sehr gelegen. Den Peter Berger hatte er wenige Wochen später eingestellt. Damals war einer der alten Mitarbeiter aus Krankheitsgründen auf Frührente gegangen. Da kam ihm der Berger gerade recht. Der arbeitete recht solide, kannte sich ein wenig aus, und kostete relativ wenig.

Aber jetzt? Jetzt würde er zur Bank gehen müssen. Wohin denn sonst? Der

alte Eigentümer war vor einem Jahr verstorben. Die Witwe, die war komisch. Wie ein Geier wachte sie über jeden Euro. Die würde ihm nichts geben. Schon gar nicht zu einem günstigen Zins. Oder auf etwas von dem Darlehen verzichten. Die doch nicht!

Gedankenverloren schloss er seinen Kleiderschrank und rüstete sich für einen neuen Arbeitstag, der ihm wieder viel Langeweile und noch mehr Frust bringen würde. Wenn er per Telefon seine alten Kunden abklapperte und nach Aufträgen fragte. Aber manchmal ergab sich halt doch etwas.

Zum Glück hatte der Berger gerade gekündigt. Angeblich musste er ‚drüben', wie er sagte, und damit wohl die neuen Bundesländer meinte, jemanden pflegen. Und der hatte auch gleich Arbeit für ihn. Ha, dass es solche Glücksfälle auch mal gab.

Peter Auerbach könnte jetzt auch solch einen Glücksfall gebrauchen. Auf die Idee, jemand anderen mit seinem Wissen zu erpressen, wäre er allerdings nicht gekommen. Wer hätte das schon sein sollen? Die Truppe um Auerbach vielleicht? Dazu hätte er viel zu viel Angst! So etwas würde er niemals fertigbringen! Niemals!

Am Nachmittag überfielen ihn wieder die Depressionen. Er sah nur noch Grau und Schwarz. Nichts, aber auch rein gar nichts hatte er am Morgen an Land ziehen können. Es war zum Fürchten. Mit zittrigen Händen nahm er eine Tablette, die ihm ein Psychiater gegen die Depressionen verschrieben hatte. Obwohl ihm die Tablette eigentlich nicht sofort helfen konnte. Es war ein Langzeitmittel. Der Spiegel im Körper musste erst aufgebaut werden. In vier oder fünf Wochen würde es erst besser sein. Jetzt waren seine Glieder bleischwer. Und er fühlte sich, als würde er unter einer Grabplatte liegen. Und später würde sein Mund so trocken sein, als ob er drei Tage in einer Wüste gelebt hätte und nirgends auch nur ein Tropfen Wasser zu finden gewesen war.

Um Vier, zu der Zeit, zu der er in letzter Zeit immer öfter Feierabend gemacht hatte, schloss er sein kleines Büro ab. Dann setzte er sich in seinen alten klapprigen Golf und fuhr in Richtung seiner Wohnung. Aber an jeder Kreuzung, an jedem Kreisverkehr, hörte er eine Stimme in sich, die ihm sagte: ‚Bieg doch einfach ab! Fahr nicht nach Hause, fahr in die Berge! Da gehst du allem aus dem Weg'!

Am vorletzten Kreisverkehr machte er es. Er bog ab, und fuhr in Richtung Taunus. Unterwegs stoppte er an einem Parkplatz und rief seine Frau an. Er müsse noch einen Kunden besuchen. Es würde später werden.

Als Peter Auerbach um Elf immer noch nicht zuhause war, machte sich seine Frau Mia große Sorgen. Sie überlegte, ob sie bei der Polizei anrufen sollte. Hatte Peter einen Unfall gehabt? Ist ihm etwas passiert? Sie grübelte.

Dann klingelte plötzlich das Telefon. Peter war dran.

„Schatz, ich komme heute nicht nach Hause. Ich brauche mal ein paar Tage. Einfach für mich. Du weißt ja, die Firma. Ich pack's einfach nicht. Aber mach

Dir keine Sorgen!“ Bevor seine Frau auch nur einen Ton sagen konnte, hatte ihr Mann wieder aufgelegt.

‚Ich und keine Sorgen machen! Der Peter ist gut!‘ dachte sie. Aber wenigstens wusste sie jetzt, was los war. Es war die Firma – seine Firma – die ihm Sorgen machte. Und für die es im Augenblick so schlecht stand. Und in seinem Alter noch eine Stelle finden. Das kommt dann auch noch hinzu.

Mia ging trotz ihrer tausend Gedanken, die ihr im Kopf herumschossen, ins Bett. Auch wenn man nicht schlafen konnte, der Körper brauchte auch die Möglichkeit, zu entspannen. ‚Und Morgen, da überlege ich, was ich machen werde!‘ dachte sie noch, dann war sie auch schon eingeschlafen.

Peter Auerbach erwachte am Morgen mit einem brummenden Kopf. ‚Das werden wohl ein paar Schnäpse zu viel gewesen sein.‘ dachte er. Aber gut hatte es ihm getan. Dass er Ablenkung gefunden hatte, von seinen Problemen. Er war in den Hintertaunus gefahren. Zu einem Bauernhof. Dort übernachtete er immer, wenn er bei Gumpert die Schadstoffabfuhr gemacht hatte. Gumpert war eine kleine Firma, die für Discounter und Baumärkte Billigprodukte herstellte. Von Spülmittel bis Holzschutz. Das waren halt alte Produktionsstätten, und die Firma war nicht in der Lage, auf neue, schadstoffarme Verfahren umzustellen. Im Prinzip genau wie bei ihm mit seiner Firma: sie hatte kein Geld. Und Kurt Gumpert hatte einen Schwager. Namens Erich Baum. Und der hatte einen Bauernhof, und vermietete auch Zimmer. Einfach, billig, günstig. Und der brannte auch Schnaps. Obstschnaps.

Als Peter Auerbach das erste Mal hier gelandet war, vor ein paar Jahren, da hatte er etwas mehr zu tun. Es dauerte ein paar Tage, bis er alles abgefahren hatte. Er hatte Kurt – er duzte sich seit damals mit Kurt und Erich – gefragt, wo er preiswert übernachten könne. Und da fing das damals so an, mit den Schapsitäten. Und dort war er gestern wieder gelandet. Bei Erich und Kurt. Hatte einfach gesagt, er hätte Zoff mit seiner Frau. Den hatten Erich und Kurt auch dauernd, da konnten sie gut mithalten. Prost! Dann bleibst du halt ein paar Tage hier, bis sich wieder alles gelegt hat. Prost! Was, und der Firma geht’s auch schlecht? Da kann ich mithalten. Und Prost!

Das müssen schon ein paar gewesen sein, ein paar zu viel. Aber wenigstens war es so, Peter hatte ein paar Leidensgenossen. Und wie sagt man so schön: Geteiltes Leid, ist halbes Leid. Die beiden fühlten sehr gut mit. Prost!

Paul Bach hatte nun schon zwei Tage nichts mehr von Peter Auerbach gesehen. Weder hatte er ihn beobachten können, wie er seine kleine Firma betrat. Noch hatte er ihn dort auf dem Hof gesehen, oder wie er die Firma verlassen hatte. Und Aufträge außerhalb, hatte die Firma eigentlich noch solche? Er konnte sich nicht daran erinnern. Und bei sich zuhause konnte den Auerbach auch nirgends ausmachen. ‚Der wird doch nicht abgehauen sein? Oder sich einfach totstellen?‘

Er überlegte. ‚Der kriegt noch einmal eine Mahnung. Und wenn er nicht da

ist, macht seine Frau den Brief auf. Die wird schon schiss kriegen, und wird ihm dann Angst machen.‘

Nachts, als alles schlief, steckte er einen Briefumschlag in Auerbachs Briefkasten. Und am anderen Morgen hielt Mia Auerbach den Umschlag in den Händen. Und überlegte: sollte sie, oder eher nicht? Neugier und Angst lieferten sich ein Gefecht. Die Neugier siegte nach einiger Zeit. Sie öffnete den Umschlag, zog den Zettel heraus der darin lag und las:

Erinnerung!
Nach Freitag 18 Uhr
kann jederzeit
die Bombe hoch gehen!

Mia Auerbach musste sich setzen. Wenn sie das richtig verstand, wurde ihr Mann erpresst. Entweder versuchte er sich zu verstecken, oder …

*

Bei den kleinen Patienten hatte sich eine klassische Chlorakne ausgebildet. Sie hatten alle glückgehabt, denn ihr Kontakt mit dem dioxinverseuchten Stoff, der aus einem der Fässer ausgetreten sein musste, war durch das Wasser des Flusses stark abgeschwächt worden. Alle Patienten konnten bereits das Krankenhaus verlassen. Die weitere Behandlung erfolge ambulant.

*

„Sehen Sie, nun ist es schon ein paar Tage wieder etwas ruhiger um den kleinen Fluss geworden. Die Top News sind andere Themen.“

„Ja, schon. Aber es kann jederzeit wieder etwas Neues dazu geben.“

„Es kann auch jederzeit wieder schneien, lieber Kollege. Man, ruhig bleiben! Ist doch nichts passiert!“

„Sie, mit Ihrer Mottenscheißerruhe.“

„Glauben Sie, verrücktmachen hilft?“

„Sie …“

„Ruhig Blut, Kamerad! Ruhig Blut!“

*

Peter Auerbach tat die Ablenkung mit den beiden Schwagern gut. Es ging zwar immer schon recht früh los, mit der Sauferei, aber sie hatten viel Spaß dabei. Vor allem beim Skat. Das gefiel ihnen richtig gut. Es waren drei ausgesprochen gewiefte Skatspieler. Sie schenkten sich in keiner Runde etwas. Doch, Erich schenkte dauern wieder jedem einen Klaren ein. Diese Quelle wollte anscheinend niemals versiegen. Prost!

*

18 Ein Hilferuf

Mia Auerbach hatte eine Weile über ihre Situation nachgedacht und war zu dem Ergebnis gekommen, dass sie das nicht allein schaffen konnte. Und solche Typen wie Entführer oder Erpresser scheuten ja immer die Polizei wie der Teufel das Weihwasser. Also, war sie fest entschlossen, sie würde die Polizei einschalten. Aber dann, als sie schon das Telefon herangerückt hatte, kamen ihr wieder Bedenken. Dann kam ihr plötzlich der rettende Gedanke: ein Privatdetektiv!

‚Ja,' sagte eine innere Stimme, ‚wo aber hernehmen, wenn nicht stehlen?' Sie versuchte sich zu erinnern, irgendwer hatte doch irgendwann und irgendwo etwas von einem privaten Ermittler erzählt. Was war das bloß gewesen? Ihr wollte es partout nicht einfallen und da machte sie, was sie sonst immer tat, wenn ihr etwas nicht einfallen wollte: sie machte ihre Hausarbeit.

Und richtig, beim Staubsaugen, so ziemlich nach einer Stunde, regte sich was in der Zone ihres Gehirns, die etwas mit Erinnerung zu tun hatte. Und plötzlich hatte sie es. Die Erinnerung an Beate. Ach, wie hieß die jetzt bloß? Sie staubsaugte ein paar Minuten weiter, und schon kam der Rest der Erinnerung zurück. Bronner! So hieß sie jetzt. Die Beate. Ihre ehemalige Kollegin. Die hatte doch erst vor ein paar Wochen geheiratet. Oder waren es schon ein paar Monate? Und der Mann, der soll Privatdetektiv sein!

*

Gell, ist schon klar. Für eine alte Kollegin wirft man schon mal die eben gefassten Vorsätze über Bord und nimmt doch wieder derartige Suchaufträge an. Wie diesen, wo der Offizier verloren gegangen war. Und wo Beate den Täter letztlich in Notwehr angeschossen hatte. Da überzeugt man nicht nur sich. Auch der Mann, und auch das kleine Team wurde überzeugt. Besonders Theo Birkner war hartnäckig. Dem wurden Sonderrationen versprochen. Von was? Ach, ist egal!

*

Also, um es kurz zu machen. Ein paar Tage später kam Jan angereist, saß bei Mia Auerbach im Wohnzimmer und hörte sich alles in Ruhe an. Tief in Gedanken versunken betrachtete er den mit Zeitungsausschnitten beklebten Erpresserzettel. Brief wollte er den Fetzen nicht nennen. Jan versuchte ein wenig Struktur in die recht dünnen Fakten zu bekommen und stellte Mia Auerbach ein paar Fragen. Aber auch danach war die Ausgangslage ein wenig

bescheiden, um es mal so salopp zu sagen.

Die beiden fuhren dann gemeinsam in die kleine Firma, um sich am Arbeitsplatz des Mannes umzusehen. Jan hatte diesen ersten Verdacht, dass es etwas mit Umwelt oder Schadstoffen zu tun hatte. Von dem Unglück am kleinen Fluss in der Nähe hatte er allerdings nichts mitbekommen. Da unten, im beschaulichen Allgäu.

Nun, die Firma war wirklich recht klein, selbst für Jans Verhältnisse. Er war nicht gerade Großraumbüros gewöhnt. Aber das hier, das schien ihm doch sehr klein zu sein. Irgendwo musste der Mann doch seine Buchhaltung machen, schwirrte ihm als Gedanke im Kopf umher.

„Sagen Sie, Frau Auerbach. Wo macht ihr Mann denn seine Buchhaltung. Da fehlt mir hier etwas."

Jan hatte gerade den kleinen Schreibtisch auf den Kopf gestellt und nichts Interessantes gefunden, was ihm auf die Sprünge geholfen hätte.

„Die Buchhaltung mache ich ihm immer. Und dann die ganzen Planungen, die er zu machen hat. Die macht er immer zuhause. Samstag, Sonntag. Auch an Feiertagen. Deshalb hat er das bei uns zuhause eingerichtet." Sagte Mia.

„Na, ich fahre Sie ja eh nach Hause. Dann würde ich mich da gerne noch einmal genau umsehen. Vielleicht finde ich dort etwas, dass mir weiterhilft."

*

Dort angekommen, untersuchte Jan mit besonderem Interesse das kleine Büro seines Klienten, den er sich noch nicht richtig vorstellen konnte. Mia Auerbach brachte ihm gerade ein alkoholfreies Bier, als er sich die Geschäftsunterlagen näher angesehen hatte.

„Gab es einmal mit einem Kunden Differenzen, oder Streit? Ging es vielleicht sogar mal bis vors Gericht?" Wollte er wissen.

„Nein, vor Gericht nie. Differenzen, ich weiß nicht. Eigentlich nicht. Er hat sich, so glaube ich, immer irgendwie geeinigt." War die Antwort.

Jan war gerade an den Schubladen des Schreibtischs und sah sie Etage für Etage durch. Von oben nach unten. Die letzte Schublade ließ ihn dann neugierig werden und nach dem großen Umschlag greifen, der darin lag. Er war schon geöffnet worden. Als er den Brief mit den aufgeklebten Zeitungsausschnitten vor sich liegen hatte, sagte er nur:

"Das ist ja interessant!" und sah dann zu Frau Auerbach. „Das hat ihren Mann so aufgescheucht!"

Mia Auerbach sah etwas ungläubig auf den Erpresserbrief. Sie konnte sich daraus keinen Reim machen, so verwirrt war sie.

„Da muss es doch einmal etwas mit einem Fluss gegeben haben. Der vergiftet worden ist. Und dabei hat Ihr Mann wahrscheinlich auch eine Rolle gespielt. Gab's da mal was, Frau Auerbach?"

Frau Auerbach zögerte ein wenig, aber dann sagte sie mit Bestimmtheit: „Nein, Herr Bronner, da gab es nichts. In so etwas war mein Mann nicht

verwickelt.“

Beide überlegten, wo es einen Zusammenhang auf andere Weise geben konnte.

„Wissen Sie, Herr Bronner, das ist etwas dubios vielleicht. Aber hier gab es vor ein paar Tagen etwas in der Nähe. Dabei spielte ein kleiner Fluss eine Rolle. Dort sind wohl Fässer gefunden worden. Ein Junge kam ums Leben. Und eine Journalistin. Ob es das sein könnte?“

Jan sah Frau Auerbach mit großen Augen an und nickte. „Ich glaube schon, dass wir der Sache jetzt näherkommen. Fragt sich bloß, auf welche Weise ihr Mann darin verwickelt ist. Wenn Sie sagen, dass es bisher zu keiner Auseinandersetzung gekommen ist.“

Er überlegte, wie die Zusammenhänge sein konnten und fragte: „Wie war das genau, mit dem Fluss? Und einem toten Kind? Ist das richtig?“

Dann erzählte Mia Auerbach was sie aus dem Fernsehen und aus der Zeitung über das Unglück an dem kleinen Fluss wusste.

Als Mia Auerbach mit dem, was sie über den kleinen Fluss wusste zu Ende war, sagte Jan Bronner: „Und sie sind sicher, dass ihr Mann bei seinen Arbeiten nichts damit zu tun hatte?“

„Nein, absolut!“

„In den ganzen letzten Jahren nicht?“

„Nein! Mit derartigen Dingen hatte er nie zu tun. Da ist mir auch nichts in Erinnerung. Auch nicht, dass einer seiner Kunden ein solches Problem hatte.“

Jan dachte intensiv nach. Nach einer Weile sagte er: „Dann bleibt mir wohl nichts anderes zu tun, als mich dort, an der Unfallstelle einmal umzusehen. Vielleicht fällt mir da etwas auf.“

Wieder dachte er eine Weile nach. „Haben Sie eine Vorstellung wo das ist? Dieser Fluss?“

„Warten Sie mal, da muss irgendwo eine Straßenkarte sein.“ Sie suchte in einer der Schreibtischschubladen ihres Mannes. „Ah, da ist sie ja!“

Sie faltete sie auf und orientierte sich. „Ja, da ist es! Das ist dieser Fluss.“ Sie fuhr den Lauf des Flusses entlang und deutete dann auf einen Punkt. „Und hier ungefähr muss diese Unfallstelle sein.“

Jan sah zu ihr.

„Dann werde ich mich morgen dort einmal umsehen. Vielleicht fällt mir dabei etwas auf oder ein. Oder ich finde sogar etwas.“ Meinte Jan zuversichtlich.

Jan verabschiedete sich von Frau Auerbach und suchte auf seinem Smartphone nach einem Hotel in der Nähe dieser Unfallstelle. Er fand etwas in einem kleinen Ort, der nicht weit davon entfernt an eben diesem kleinen Fluss lag. Dort angekommen, begab er sich zu einem kleinen Hotel, wo er eincheckte und als erstes mit Beate telefonierte. Er berichtete, dass er gut angekommen war, und dass er Morgen seinen ersten Ermittlungsausflug machen würde.

Das kleine Hotel namens ‚Piccolo' wurde von einer italienischen Familie betrieben. War urgemütlich und blitzsauber. Und, es war ein klein wenig außerhalb des kleinen Ortes gelegen und daher sehr ruhig. Aber was noch mit ausschlaggebend war, dass Jan es sich ausgesucht und dann gebucht hatte: zu dem Hotel gehörte ebenfalls ein kleines italienisches Ristorante mit einer ausgezeichneten italienischen Küche. Und als Jan dort zum ersten Mal gegessen hatte, war er schon recht begeistert.

Seine erste Mahlzeit war zunächst eine Crema di pomodoro gewesen gefolgt von Gnocchi al Gorgonzola. Und als Nachspeise wählte er eine Panna cotta. Dazu genehmigte er sich einen Nero d'avola von einer kleinen Tenuta, die sich auf biologische Weine spezialisiert hatte. Er bereute seine Wahl beim Wein nicht. Und nicht die seiner Speisen. Und auch nicht die seines Hotels.

*

19 Großangriff

Paul Bach war nicht direkt enttäuscht, als er sich eingestehen musste, dass sein erster Erpressungsversuch wohl gescheitert war. Aber ernüchternd war es schon. Er hatte sich überlegt, dass es vielleicht nicht so günstig war, jeden der Umweltverschmutzer einzeln anzugreifen. Er würde sie jetzt alle gemeinsam angreifen! Alle gleichzeitig! Einen Großangriff gewissermaßen starten! Einer von ihnen würde vielleicht die Nerven verlieren und darum bitten, dass ihn die anderen nicht hängen ließen. Und dann hätte er wahrscheinlich gewonnen, wenn nur einer umkippt.

Aber noch war es nicht so, dass er seinen Chef völlig abschreiben wollte. Wenn der sich einfach abgesetzt hatte, oder ganz einfach abgetaucht war, dann bedeutete es auch gleichzeitig, dass er Schiss hatte. Und daraus konnte man immer noch etwas machen. Vielleicht hatte er ja mit seiner Forderung von zweihunderttausend Euro auch falsch gelegen. Der hatte ja gejammert in letzter Zeit. Er habe zu wenig Aufträge, er bräuchte mehr Kunden. Das Übliche halt, wenn der Laden mal nicht so läuft. Vielleicht musste er da nur seine Taktik etwas ändern.

Nun, dann wollte er halt sich mit der Führungsetage bei den Mühlen-Werken befassen. Da war die Sachlage schon anders. Da war Geld vorhanden. Viel Geld. Hatte Auerbach immer betont. Der hatte es schon bedauert, dass er nicht dortgeblieben war. Obwohl, in diese obere Etage wäre der auch nicht reingekommen. Dazu war er nicht clever genug. Das waren alles Doktoren, Ingenieure, Bachelors und schlechtesten falls mal Master. Die hatten Kariere gemacht, oder wollten sogar noch eine Sprosse höher kommen. Und da war das, was sie durch den alten Mühl hatten mitmachen müssen, einfach

hinderlich. Das durfte nicht ans Tageslicht kommen! Dass sie das idyllische Flüsschen mit einer tickende Umweltbombe vergiftet hatten. Denn das war es: es konnte jederzeit zur Katastrophe kommen. Noch lagen dort sieben Fässer, und konnten von heute auf morgen undicht werden!

Im ersten Schritt seiner Vorbereitungen besorgte er sich die Adressen und die Telefonnummern der Mitwisser bei den Mühlen-Werken. Zu seiner tiefsten Zufriedenheit konnte er feststellen, dass alle bis auf den alten Mühl noch am Leben und bei bester Gesundheit waren. ‚Na immerhin,' dachte er, ‚den alten Sack hats schon hingerafft. Ein kapitalistischer Raffsack weniger. Auch gut.'

Dem gewieften Paul Bach war von Anfang an klar, dass er sich das schwächste Glied der Chemie-Bande aussuchen musste. Dort würde er seinen Hebel ansetzen. Nach Lage der Dinge konnte das nur Dr. Mai sein, von dem er noch aus Mühlen-Werk-Zeiten wusste, dass er einmal einen Herzinfarkt hatte. Der Mann war auch bereits pensioniert, der würde ihm rein körperlich keine Schwierigkeiten machen.

Von Herbert Stolz wusste er, dass der kein Kind von Traurigkeit war und es reihenweise mit den Vorzimmerdamen getrieben hatte. Und wahrscheinlich auch noch treibt. Den konnte er auch noch etwas mehr unter Druck setzen, wenn es nötig war.

Den Hambach musste er meiden, der kannte ihn als Peter Berger. Das war nicht gut, dem dürfte er nicht als Paul Bach begegnen. Der würde ihn vielleicht sogar wiedererkennen. Mit dem hatte er geredet damals. Nein, der war tabu.

Der Ebert war für ihn nur einer von denen da oben. Die Chefetage. Mit Anzug und Schlips. Und separater Kantine. Was Besonderes. Rein körperlich, wenn er an die Geldübergabe dachte, würde der auch noch in Frage kommen. Der kannte ihn nicht, mit Sicherheit.

Und Frey, das war der Geldheini. Gehaltsbuchhaltung, Kasse und so. Das war so ein Kleiner, etwas dicklich. Grinste immer an dir vorbei, und grüßte nie zurück. Ja, der kam auch in Frage. Dem das Geld abzunehmen, wäre sogar richtig gut!

Na, Paul, sieht doch ganz gut aus. Deine Partner sind alle sehr passabel. Und alle haben in ihrem hübschen Heim sogar ganz altbacken noch einen Festnetzanschluss. Waren also sehr gut telefonisch erreichbar. Wenn auch nicht persönlich, dann aber immer auch die Ehefrau. Dann kannst du was ausrichten lassen. Und Telefonzellen, wo das alles zunächst anonym bleiben konnte, die gab's ja auch noch. Also, nächster Punkt. Der Brief. Und der ganze Postkram.

Paul hatte lange überlegt, ob er es riskieren sollte, den Brief in einem Internetcafé zu drucken. Dann kam er aber zu der Einsicht: das war zu riskant!

Wer weiß, ob er da wirklich alles löschen konnte. Man weiß ja nie, bei diesen Computer-Fuzzies, ob die nicht doch irgendetwas speicherten und hinterher in den Daten schnüffeln. Kontonummern abfischen, sensible Daten suchen. Nein, er wollte es zuhause machen. Lieber gleich alles sicher am PC löschen. Er hatte Software, die ihm das abnahm. Und wenn es dann losginge, musste er sowieso alles so organisieren, dass an allen Teilen seiner Mission, keinerlei Fingerabdrücke und Spuren waren, die man mit ihm in Verbindung bringen konnte.

Dann entwarf er das Schreiben, dass er seinen ehemaligen Kollegen mit der Post zusenden würde. Einige Versionen hatte er sich überlegt, Probe gedruckt und kritisch angesehen. Dann hatte er sich entschieden. So würde er aussehen, der Erpresserbrief:

ihr zahlt mir eine million euro
weil ihr den fluss vergiftet habt
bis übernächsten samstag 15.00 uhr
keine polizei, sonst stirb einer

Zufrieden knüllte er die verworfenen Entwürfe zusammen und verbrannte sie in einem alten Topf, der ihm dazu dienen sollte, alles Überflüssige dieser Mission zu vernichten. Er hatte von Anfang an Baumwollhandschuhe an. Er hatte Kunststoffhandschuhe probiert, aber die fand er nicht gut. Bei denen hatte er kein Gefühl. Und in denen schwitzten seine Hände außerdem immer so.

Dann ging es an die Briefumschläge. Jeder Umschlag sah anders aus, er veränderte jedes Mal seine Handschrift. Er tütete die Briefe ein. Bei Hambachs Brief fügte er noch eins von seinen alten Fotos bei, um den Druck zu erhöhen. Nun klebte er die Umschläge zu – mit einem Schwammtuch. Dann frankierte er sie, auch mit einem Schwammtuch. Bloß keine DNA versenden! Nun legte alles in eine Papiertüte, die er sich frisch vom Einkaufen mitgebracht und hatte. Als er fertig war, wanderte der Kugelschreiber in den Sondermüll, der am Montag abgeholt werden sollte. Peinlich achtete er darauf, dass er alle Reste vernichtet hatte.

Zufrieden zog er seine Jacke an und nahm die Papiertüte mit den Briefen. Dann machte er sich auf den Weg zum Bahnhofspostamt. Dort war noch eine Leerung bis 22 Uhr. Wenn er die jetzt schaffen konnte, dann hätten diese Drecksäcke ihre Briefe wahrscheinlich alle noch am nächsten Tag. Dem Samstag. Dann hätten sie ein schönes Wochenende, oder würden am Montag ihre Überraschung erleben. Um 21 Uhr 55 warf er die Briefe ein und konnte noch genüsslich sehen, wie der Postbeamte den Briefkasten pünktlich um 22 Uhr leerte. Dann wanderte die Papiertüte in einen Abfallkorb. Erwartungsvoll ging er nach Hause, sah nach, ob er auch wirklich alles beseitigt hatte und schaltete den Fernseher an.

*

Karl Hambach freute sich auf ein gemütliches Frühstück am Wochenende und ging beschwingt zum Briefkasten, um sich seine Samstagsausgabe der ‚Allgemeinen' zu holen. Jetzt, wo alles im Betrieb gelaufen war, wollte er mal so richtig ausspannen. Bald, ja bald, hätte er es geschafft. Endlich! Der Dr. John würde seinen Chairman-Sessel in den USA bekommen. Ja und er, Karl Hambach würde ihn hier beerben. Wäre Vorstand hier in Germany, Vorstand der Mühlen-Werke! Mit einer satten Aufbesserung seines ohnehin schon üppigen Jahresgehalts. Und das könnte er dann noch ein paar Jährchen genießen, bevor es für ihn dann in den Ruhestand ging.

Seine Frau hatte sich mal wieder auf eine dieser Schönheitsfarmen begeben, um sich irgendwelche Fältchen glätten zu lassen. Na, und so schien das ein prima Wochenende zu werden. Seine Freundin war auch verfügbar. Alles bestens, fand er. Er wollte gerade in sein Brötchen beißen und die Zeitung auseinanderfalten, als ihm ein frankierter Umschlag entgegenfiel. Er sah überrascht auf den Umschlag, dann auf die Armbanduhr. Na ja, elf. Stimmt, da war die Post schon da. Er säbelte mit dem Brötchenmesser den Umschlag auf, zog den dünnen Brief heraus, während er auch schon wieder nach dem Frühstücksbrötchen griff. Er überflog den Brief. Dann fiel ihm vor Schreck das Brötchen, in das er gerade beißen wollte, aus der Hand. Als er das alte, etwas grobkörnige Schwarzweißfoto betrachtete, traten ihm Schweißperlen auf die Stirn. ‚Scheiße!' dachte er.

*

Dr. Mai kam am Mittag von seinem Spaziergang nach Hause und schaute in seinen Briefkasten. Nur Reklame, sortierte er schon im Voraus aus und stutzte dann, als ihm der größere Umschlag auffiel. Er ging an seinen Schreibtisch, suchte seinen Brieföffner und schlitze den Umschlag neugierig auf. Dann entnahm er das Schreiben und las es. Als er den Text gelesen hatte, klappte ihm der Unterkiefer runter. Er las es ein zweites Mal. Dann griff er nach seinen Herztabletten und ging in die Küche. Dort nahm er die Ration, die für Notfälle vorgesehen war, mit einem Glas Wasser ein. Und setzte sich hin. Nun holte ihn alles wieder ein: der alte Müll!

*

Walter Ebert war in sein Ferienhaus bei Kronberg gefahren und pflegte das ganze Wochenende dort zu verbringen. Montags fuhr von dort direkt zur Arbeit. Er würde von der ganzen Geschichte erst später erfahren.

*

Bei Wolfgang Frey war es ähnlich, er verbrachte das Wochenende stets im Golfhotel mit seinen Golffreunden. Normalerweise fuhr er auch erst am

Montag im Lauf des Vormittags zurück. Aber bei ihm war das eigentlich auch egal. Bei ihm kam die Post an diesem Samstag aus unerfindlichen Gründen nicht an. Er würde es auch erst später von seinen Freunden erfahren.

*

Und Herbert Stolz? Der hatte ein Wochenende bei seiner neuen Flamme verbringen wollen. Das hatte auch ganz gut angefangen, bis überraschend deren Ehemann nach Hause gekommen war, den sie in den USA auf Geschäftsreise gewähnt hatte. Na, da war etwas verändert worden. Die Rückreise wurde umgebucht. Und dann stand er halt da, der Ehemann, und war überrascht, dass seine Frau einen Hausfreund hatte.

Also, für Stolz war es nicht so gut angelaufen, das Wochenende. Und als er dann den Brief zuhause gelesen hatte wusste er, dass es echt ein Scheißwochenende werden sollte.

*

Wie genau wer wen und wann wegen des Briefs an diesem Wochenende angerufen hatte ist ja unerheblich. Fakt ist, am Sonntagmittag waren die Herren alle auf dem gleichen Stand und wussten: sie wurden erpresst!

Und nun ging es los. Man müsste die Polizei …! Nein – geht nicht, dann sind wir doch auch dran! Und wo soll ich denn eine Million …? Der will doch von uns allen …! Ich schaffe das nicht, mein Herz …! Es war ein aufgeregtes Chaos. Für Spitzenmanager reichlich konfus. Bis Karl Hambach endlich zu Ende gedacht hatte.

Hambach hatte sich bis dahin nicht an dem Durcheinander beteiligt, sondern hatte an der Lösung gearbeitet. Gedanklich. War aber immer wieder ein wenig vom Weg abgekommen, weil ihn einer nach seiner Meinung zu dem Vorschlag gefragt hatte, den er aber gar nicht richtig gehört hatte. Er rief sie dann alle zur Ruhe auf, wie er das manchmal auch im Werk tun musste, wenn es mal sehr turbulent zuging.

„Also, jetzt mal Ruhe bitte! Mal runterkommen, alle! Ganz ruhig! Setzt euch mal hin, nehmt euch, was immer ihr trinken wollt. Und dann entspannen wir uns erst einmal!“

Diesen Aufruf kannten alle. Normalerweise kam nun auch gleich die Lösung – im Werk war das jedenfalls immer so. Alle holten sich irgendein Getränk und setzten sich dann auch artig hin. An den runden Tisch, in Hambachs gemütlichem Bauernkeller.

„Mir fällt da zwar niemand ein, so schnell jedenfalls nicht, der uns diesen Brief geschickt haben könnte. Der Auerbach, der damals auch dabei war? Der würde ja am eigenen Ast sägen. Und außerdem, der ist zu so etwas nicht fähig.“ Stellte er mit Bestimmtheit fest.

Allgemeine Zustimmung in der Runde. Kopfschütteln. Ne – der Auerbach nicht!

„Aber, dass er genau die angeschrieben hat, die damals dem alten Mühl so schnell nachgegeben haben, zeigt mir, dass er etwas weiß. Und das Foto beweist das ja auch. “ Hambach sah die Runde an und fuhr dann fort. „Wir haben Mist gebaut damals. Wir hätten auf Mühls Lösung nicht eingehen sollen. Aber hinterher ist man immer schlauer. Oder geht‘s euch anders? Jetzt, nach dem toten Kind? Dann die Chlorakne. Und dann auch noch das Unglück mit der Journalistin!“

Er sah sich in der Runde um. Sah ihre betroffenen Gesichter, sah ihr Kopfschütteln. Aber immerhin sahen sie und er den Fehler ein, den sie alle gemacht hatten.

„Also, ich sehe, ihr stimmt mir alle zu!“

Wieder sah er alle an. Die Runde sah sich selbst auch um, allgemeines Nicken, vereinzelt war auch Zustimmung zu hören. Die Jahre hatten alle etwas grüner gemacht. Vielleicht dachte auch der eine oder andere etwas anders, weil er in der Zwischenzeit Großvater geworden war und Enkel hatte.

„Gut, ich sehe, wir sind uns darin schon einmal einig.“

Er nahm einen Schluck Averna, der seine Magennerven beruhigen sollte, und fuhr ganz ruhig und bestimmt fort: „Wir zahlen das! Und … “

Jeder wusste, Hambach war noch nicht fertig. Deshalb blieb es Mucksmäuschenstill.

„… wir überweisen der Klinik anonym hunderttausend Euro für die Behandlung der Kinder. Den Rest, den die Klinik nicht braucht, soll sie an die Kinder verteilen. Und auch das … es bleibt alles unter uns!“

Nun war leichter Unmut zu hören. Nicht jeder konnte so viel Geld in solch kurzer Zeit aufbringen. Einige rechneten, dass das für jeden von ihnen ja mehr als dreihunderttausend bedeuten würde. Keiner wusste, wie Hambach rechnen wollte. Es entstand wieder leichte Unruhe.

Hambach verstand, er musste großzügig sein, seinen Kollegen gegenüber. Er sollte bald aufsteigen, da konnte er es sich leisten. Denn wenn jetzt etwas rauskäme, von den alten Sünden, dann würde es sich Amerika, wie er immer zu sagen pflegte, noch einmal überlegen. Und dann wäre ja auch später sicher noch die Sache mit der Polizei. Also, das würde bestimmt teurer werden und würde sogar im Gefängnis enden. Da war er sich sicher.

„Gut. Ich sehe schon, dass ist bei einigen von euch sicher etwas schwierig zu realisieren. Aber ich kann euch da eine Lösung vorschlagen. Ich werde ja bald Vorstand – ich zahle sechshundert – und ihr jeweils den Rest. Also Hunderttausend für jeden von euch.“

Er strahlte seiner Großzügigkeit hinterher und erwartete ihre Zustimmung.

Einen Augenblick war Ruhe in der Runde. Sie rechneten alle. Hunderttausend für jeden. Dann Kopfnicken – erst bei Dr. Mai, dann folgten Stolz und Frey, als letzter nickte Ebert.

„Und Wolfgang, wir haben doch diesen Fond. Da machst Du die Hunderttausend locker. Und anonym, hörst Du! Das kriegst Du auch hin, oder?“

Frey musste kurz überlegen, fand den Weg. Es schien zu gehen. Er nickte und war froh, dass ihnen dieser Mühlstein vom Hals genommen wurde.

„Gut, ich sehe, wir sind uns einig. Wir warten nun einmal ab, wie es weitergehen soll. Jemand von uns wird etwas hören oder … Ich weiß nicht, wie das funktioniert. Aber dann sehen wir weiter. Und am Ende will ich die Beweise – die Negative – haben. Denn da kommen sicher noch mehr Fotos. Das ahne ich schon."

Es dauerte noch ein wenig, dann löste sich die Gruppe auf und man wartete gespannt ab, was nun passieren würde.

*

Unterdessen hatte sich Paul Bach schon den nächsten Teil der Strategie überlegt. Er würde am Montagabend Dr. Friedrich Mai anrufen, und fragen, ob sie schon eine Lösung gefunden hatten. Wenn nicht, würde er ihm eine Frist bis zum nächsten Tag geben. Dann würde er auf Mai schießen. Aber ihn verfehlen, denn es sollte nur eine Warnung werden. Aber treffen? Wenn nötig, würde er auch das tun.

*

20 LeafGreen für die Kids

Bernd Mühl hatte sich ein paar Tage nach der Trauerfeier für Pat freigenommen. Er hatte Mühe, wieder Tritt zu fassen, es schien alles so sinnlos und vergeblich zu sein. Ohne Pat. Aller Antrieb ging ihm verloren. Gehen, das war plötzlich eine Qual für ihn. So schlecht war er zuletzt in der Reha-Klinik gegangen, vor ein paar Jahren. Ohne Rollstuhl und Gehhilfen kam er nicht mehr aus. Und dennoch, er fuhr mit dem Prius raus. Hinaus in die Natur. Fuhr mit seinem Rollstuhl, hatte aber auch immer Gehhilfen zur Verfügung. Fuhr an stille, beschauliche Orte. An Seen, an Tümpel, wo er die Wasservögel beobachten konnte. Sah die Reptilien, die Schmetterlinge, und die Libellen, die ihn alle plötzlich umschwirrten, als ob sie ihn ermuntern wollten, doch an ihrem Treiben teilzunehmen. Lauschte den Vögeln, die ihm alle etwas zuflüsterten.

Und dann tat sich in ihm etwas Neues auf. Pat schien mit ihm zu sprechen und ihn aufzufordern, dieses Unglück mit den Kindern aufzuklären. Dafür zu sorgen, dass die Schuldigen gefunden und danach auch bestraft wurden. Und dass das Gift aus dem Fluss kam. Und er sagte sich, dass das nun sein Auftrag sein sollte, das Vermächtnis, das Pat ihm aufgetragen hatte.

Am Montag erschien er wieder in seiner Firma, mit Rollstuhl und Gehhilfen. Er wollte gewappnet sein. Wenn er gehen konnte, würde er gehen.

Wenn er die Gehhilfen brauchte, würde er sie benutzen. Und wenn alles nichts half, würde er mit dem Rollstuhl antreten. Aber er würde antreten, zu seinem neuen Kampf.

„Kim, ich will, dass Du Dich mit diesem Fluss oder Bach befasst, und herausfindest, wer dafür verantwortlich ist. Drehe jeden Stein um und suche den oder die Schuldigen!“

Kim Bosch, die ehemalige Polizistin, sah ihren Chef nur ernst an. Sie hatte bemerkt, wie ihr Chef dabei war, sich in Pat zu verlieben. Sie wusste aber auch, wie betroffen er vom Tod des Jungen war. Sie nickte nur unmerklich, innerlich biss sie die Zähne zusammen.

„Und ihr,“ sagte er zu seinem Redaktionsteam, „macht mir aus dem Ganzen eine Mahnsendung. Unser üblicher Stil. Vielleicht zehn oder auch fünfzehn Minuten. Ich versuche, an einem Sportwochenende Sendezeit zu bekommen. Da sitzen viele Menschen vor den Fernsehern, die müssen wir alle erreichen. Und, es muss nicht gleich der Schuldige mit rein, den Kim erst noch suchen muss. Das kriegen wir auch später noch. Alles klar?“

Er blickte sich fragend in der Redaktionsrunde um.

Als alle zustimmend nickten, sagte er:

„Und wir machen eine Kindersendung! LeafGreen für die Kids. Aber genauso, wie die andere Sendung. Nur mit den Sesamfiguren und all den anderen. Die Maus, Heidi, Biene Maja und den ganzen Kinderzauber! Besorgt uns die Lizenzen und alles was dazu gehört!“

Ein Raunen ging durch die Runde.

„Irgendwelche Fragen oder Bedenken?“ schaute er sich um.

„Na, dann an die Arbeit!“

*

Einige Zeit später – das Team war überall offene Türen eingelaufen – konnte das Projekt für die Kids starten. Und in Rekordzeit wurde dann der erste Film LeafGreen für Kids erstellt.

*

An diesem Montag starteten im Kinderkanal einige der beliebten Sendungen mit einem LeafGreen-Spot. Aber diese Spots für die Kinder war direkt auf die Kids zugeschnitten. Aber alles andere sah genauso aus, wie für die Erwachsenen und es ging auch genau um die Themen, die dort besprochen wurden. Nur, es war alles für die Kinder gemacht. Otto war als Moderator vorhanden, wie auch das Krümelmonster, Kermit der Frosch oder Heidi. Mal war es Biene Maja, die moderierte, oder die Maus, oder Fuchs und Elster teilten sich den Job.

Es ertönt wieder die rhythmische Instru-mentalmusik, die schon aus den ersten Spots im Fernsehen der Erwachsenen bekannt ist. Und es war auch der gleiche Trailer, wie bei den Sendungen während der Hauptsendezeiten. Auch

die Musik war die gleiche: Besame Mucho. Während das Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute sind es die Kinder, die sich mit dem Problem der Umweltverschmutzung auseinander-setzen sollen. Als Moderator der Sendung erscheint heute Kermit der Frosch, der mit markanter Stimme die Kinder willkommen heißt.

Kermit schaltet als erste Station seiner Müllreportage in den Wald und übergibt an seine dortigen Kollegen.

Fuchs und Elster können es nicht fassen, wie eine Schulklasse bei einem Ausflug ihren schönen Wald versaut hat, und wieviel Mühe es macht, ihn wieder sauber zu kriegen.

‚Verschmutz mich nicht, verschmutze mich niemals! singt ein Chor der Sesamstraße dazu.

Dann befasst sich Kermit mit dem Fall eines Kindes, dass sehr traurig ist.

Das Kind ist deshalb traurig, weil es sich seine neuen Schuhe mit Kaugummi verklebt hat, in den es hineingetreten ist. Nur weil dieser so achtlos von einem anderen Kind auf den Boden gespukt worden ist. Es folgt eine kleine, scherzhafte Ermahnung, dies doch besser zu unterlassen.

‚Verdreck mich nicht, verdrecke mich niemals!‘ singt Kermit der Frosch.

Nun übergibt Kermit an die Reporterin Heidi, die über den Müll in den Bergen zu berichten weiß. Es wird eine Alm in den Bergen gezeigt, wo in einer Reinigungsaktion Schulkinder Müllberge zusammen-getragen haben. Achtlos und gedankenlos. Von Wanderern, aber auch von Kindern. Die sich alle keine Gedanken gemacht haben, wie sehr sie damit gerade sensiblen Regionen wie den Bergen schaden. Weil nämlich dadurch bereits gefährdete Pflanzen oder Tiere noch mehr zu leiden haben. Hier spricht die beliebte Zeichentrickfigur Heidi den Kindern den Text.

‚Vermüll mich nicht, vermülle mich niemals!‘ singt Heidi.

Nun leitet Kermit zu der Problematik Müll im Meer über und zeigt, wie eine Plastikflasche von einem Bach in einen größeren Fluss schwimmt, dann in den nächsten und so weiter, bis sie schließlich im Meer landet. Und wo letztlich Flipper die Flasche findet.

Flipper räumt auf, könnte man sagen. Denn in dieser Folge wird der beliebte Delfin dazu eingesetzt, um Müll zu sammeln, der im Meer gelandet ist. Und Flipper erklärt warum der Müll für den Delfin wie für andere Meerestiere sehr gefährlich ist.

Nun schaltet Kermit zu seinen Freunden Ernie und Bert von der Sesamstraße. Die bekannten Figuren Ernie und Bert befassen sich mit dem Thema Müll und zeigen so allerlei Unsitten von Menschen, mit denen sie dazu beitragen, die Umwelt zu verschmutzen beziehungsweise zu vermüllen. Das Ergebnis ihrer Bemühungen präsentieren sie dem Riesenvogel Bibo, der aber nichts von diesen Dingen versteht und zum Schluss des Spots, selbst die Umwelt vermüllt. Worauf ein Sturm der Entrüstung aller Figuren der Sesamstraße losbricht und plötzlich alle hinter Bibo her sind.

‚Vermüll mich nicht, versau mich nicht dauernd' erklingt es nun aus allen Kehlen der Figuren der Sesamstraße zum Abschluss von Kermits Reportage. Und dann endet der kurze Film. Mit dem Ginkgoblatt, so, wie er begonnen hat. Genau, wie bei den Erwachsenen.

*

21 Ein wichtiges Bruchstück?

Jan wartete noch das Wochenende ab, ehe er zu der Unfallstelle fuhr. Eigentlich hätte er ja dort hinwandern können, wenn er seine Wandersachen dabeigehabt hätte. Aber er kannte das, dort würden sich am Wochenende mit Sicherheit große Mengen von Schaulustigen gegenseitig auf die Füße treten. Da musste er nicht auch noch dazugehören. Außerdem, zu finden wäre da eh nichts mehr. Und wenn die Polizei und das Umweltamt ihre Arbeit richtig gut gemacht hatten, dann gab's dort auch nichts Wichtiges mehr zu finden. Aber den Ort des Geschehens, die Umgebung dazu, die wollte er sehen und einen Eindruck gewinnen.

Auf der kurzen Fahrt durch das Tal des kleinen Flüsschens bestaunte er, wie sauber und ordentlich alles war. Wie aufgeräumt die Dörfer aussahen, wie schmuck die kleinen Häuser. Eine Urlaubsidylle, fand er, und sagte sich, dass es nicht nur im Allgäu schön war. Jede Region in Deutschland hatte ihren Reiz, man musste ihn nur suchen und sich ihm öffnen.

Als er durch das Dorf fuhr, in dessen Nähe sich die Tragödie abgespielt hatte, konnte er schon zwischen den Häusern das Flatterband im Tal sehen. Er fand auch den Feldweg, der ihn nahe an die bewusste Stelle heranbrachte. Überall sah er Spuren von breiten Reifen – sie konnten endlich alle einmal ihre SUVs im Gelände einsetzen. Alles war plattgefahren und runtergetreten, denn hier hatte am Wochenende Katastrophentourismus stattgefunden. Seltsam war, dass das Flatterband noch da war. So etwas war doch sonst ein begehrtes Andenken. An eine Katastrophe, die einen anderen getroffen hatte.

Jan parkte seinen A-Benz am Rande des Platzes und suchte sich einen Weg nach unten. Auch hier konnte er sehen, wie zahlreich die Meute der Gaffer gewesen war. Dass hier überhaupt noch Steine lagen schob er der Tatsache zu, dass sie alle recht schmutzig und ein wenig zu groß als Andenken waren. An einer Stelle hatte er den Eindruck, dass Blut verschmiert war. Die Stelle wahrscheinlich, wo die junge Frau unter der schwebenden Last gestanden hatte. Jan hatte sich in einer Videothek ein Video heruntergeladen und wusste daher über den Ablauf des Unfalls recht gut Bescheid.

Er sah sich nach allen Seiten um und wollte den Ort verstehen. Wollte

sehen, wie das gemacht worden war. Die Sache mit den Fässern. Wie waren sie in den Fluss gelangt? Die Seite des Flusses, auf der er jetzt stand, von dort werden die Kinder gekommen sein. Von dort bis über die Mitte des Flusses, waren sie nicht gerollt worden.

‚Nein,' schüttelte er seinen Kopf, ‚die sind dort drüben, dort wo die Büsche stehen, heruntergekommen. Und die Büsche, die sind doch eine Barriere? Aber nicht vor Jahren. Die Fässer liegen doch schon Jahre hier. Da waren die Büsche noch klein, oder waren noch gar nicht da. Hm. Aber dann müsste dort drüben auch ein Feldweg oder eine Straße lang gehen. Ja, das prüfst du nachher einmal. Da muss es irgendwo eine Brücke geben. Dann weißt du, wie sie es gemacht haben. Und, bringt dir das den Weg zu Auerbach? Ne! Und, hat das hier überhaupt was mit Auerbach und seinem Verschwinden zu tun? Weiß ich noch nicht. Könnte, könnte aber auch nicht. Du musst abwarten, wie sich der Fall entwickelt.'

Jan war am Ufer des Flusses entlang gegangen, mal hierhin, mal dahin. Hatte immer wieder zum Fluss, zum gegenüberliegenden Ufer und zum Strandbereich der Kinder geschaut, auf dem er gerade umherlief und gedankenlos mal einen Stein gekickt, mal einen aufgehoben und in den Fluss geworfen hatte. Dann war er wieder stehen geblieben und hatte zum anderen Ufer geschaut, um zu sehen, ob er eine Straße oder einen Weg sehen konnte. Als er dann gerade langsam wieder losgelaufen war, hatte es aus dem Augenwinkel verschwinden sehen. Ruckartig blieb er stehen und sah genau hin. Da lag ein Stück Metall, ein Bruchstück. Er hob es auf, machte es am Wasser sauber, denn es war schmutzig und voller Sand. Als er es gereinigt hatte, betrachtete er es. ‚Hm? EN-WERK? Ein Stück eines Typenschilds? Aus Metall. Aluminium wahrscheinlich. Ein Stück vom Fass etwa?'

Er blickte vom Fundort zum Ort, wo wahrscheinlich das Fass die junge Frau erschlagen hatte. ‚Das ist ein kleines Stück bis dorthin. Nun, die haben es zur Seite gerollt. Hier sind am Wochenende Hunderte gewesen. Kinder haben hier mit Stöcken gespielt, Steine geworfen, sie weggekickt. Das könnte alles so gewesen sein.' Jan steckte das Bruchstück in seine Hosentasche, ging zu seinem A-Benz und machte sich auf die Suche nach dem Feldweg oder der Straße auf der anderen Seite des kleinen Flusses.

Zehn Minuten später hatte er die Brücke nach drüben gefunden und kurz danach auch den Feldweg. Weitere zehn Minuten stand er auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses an der Stelle, wo sich das Unglück ereignet hatte. Und weitere zwei Minuten später wusste er, dass er die Stelle gefunden hatte, von der die Fässer in Fluss gerollt worden waren.

*

Etwa zur gleichen Zeit, als Jan Bronner am Fluss nach den Spuren gesucht hatte, befragte Kim Bosch die Eltern von Kuno Probst zu dem Tag, als ihr Sohn gestorben war. Später war sie noch mit der Familie Klose verabredet. Als letztes hatte sie sich den Unglücksort vorgenommen, um sich einen Eindruck zu machen und nach Spuren zu suchen, die ihr vielleicht weiterhelfen würden. Große Hoffnung, solche Spuren zu finden hatte sie allerdings nicht. Sie dachte wie Jan Bronner – dieser Katastrophentourismus hatte bestimmt alle Spuren restlos beseitigt!

*

Auf dem Rückweg zu seinem Hotel fuhr Jan noch bei Frau Auerbach vorbei, um ihr seinen Fund zu zeigen. Er hatte schon sehr intensiv darüber nachgedacht und für sich schon gesehen, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden von Peter Auerbach und dem Vorgang ‚Tod im Bach', wie er das für sich bezeichnete, durchaus gab. Aber leider wurde er enttäuscht – Frau Auerbach kannte sich in den Dingen rund um die Firma ihres Mannes nicht aus. Und an die Tatsache, dass ihr Mann einmal bei den Mühlen-Werken gearbeitet hatte, fiel ihr in diesem Moment nicht ein.

Eine halbe Stunde später telefonierte Jan mit seinem Mitarbeiter Barthel, der sich bei den Dingen rund um Abfragen in Dateien gut auskannte. Er wollte ihn suchen lassen, was alles an chemischen Fabriken in der Gegend infrage käme, wenn man das Fragment ‚EN-WERK' als Suchkriterium hätte.

Barthel war zwar im ersten Augenblick begeistert, dass er mal wieder ins kriminalistische Metier eingebunden wurde. Dann aber erkannte er die Problemzone – das war eine Nuss, die Jan ihm da als Aufgabe stellte.

„Ok, Jan, habe verstanden – alle möglichen chemischen Fabriken in dieser Umgebung auf die das Typenschild ‚EN-WERK' passt. Bis wann?"

„Na ja, Du weißt schon – wie im Krimi: möglichst schon bis vorgestern."

„Dann habe ich ja noch ein paar Stunden Zeit."

„Bis morgen früh?"

„Wenn ich 'ne Nachtschicht einlege."

„Aber nicht, dass mir hinterher von Deiner Freundin Klagen kommen."

„Na, die macht da ebenfalls mit. Ist doch auch so eine PC-Maus."

„Das passt ja. Tschüss Barthel."

„Tschüss Jan, bis Morgen."

*

Kim Bosch fuhr den Feldweg, der parallel zum Fluss verlief und schaute sich die Badestelle der Kinder, wo es zu den tragischen Todesfällen gekommen war, von der gegenüberliegen Stelle an. Sie kam zu dem gleichen Schluss, wie Jan Bronner, wenige Stunden vor ihr: „Hier wurden die Fässer in den Fluss geworfen." Womit sie nicht ganz recht hatte, denn die Fässer waren

mit Hilfe von Brettern in den Fluss gelangt. Aber dieser kleine Unterschied hätte letztlich keinen gestört. Jan nicht. Und Kim auch nicht. Im Fluss waren sie letztlich gelandet – so, der so. Und das war das Entscheidende.

*

Am nächsten Morgen rief Barthel bei Jan zurück. „Ich habe noch gestern Abend bei Dir versucht, aber Du bist nicht mehr rangegangen."

„Hab ich vergessen und hatte mein Handy aus. Ich war zum Essen. Und hab's dann nicht mehr eingeschaltet. Ist nicht so schlimm. Vor heute hätte ich eh nichts mehr gemacht."

„Also, pass auf Jan! Viel ist es nicht, was ich gefunden hab. Hast Du was zu schreiben, oder soll ich sie Dir als SMS schicken?"

„Sag's mir mal – und schick die SMS trotzdem, dann hab ich einen Merkzettel dabei."

„Also, das sind die

MÜHLEN-WERKE, dann das
HESSEN-WERK, das
VOLKSWAGEN-WERK, ein
REIFEN-WERK, und ein
MOTOREN-WERK."

Jan hatte alle aufgeschrieben und schaute nun auf seine kleine Liste.

„Mh? Und was bitte schön haben das VW-Werk und das Motoren-Werk mit Chemie zu tun?"

„Na, da fällt auch chemischer Abfall an. Auch bei dem Motorenwerk."

„Aha, und bei dem Reifenwerk auch. Verstehe." Jan überlegte. „Aber reine Chemie sind nur die Mühlen-Werke, richtig?"

„Das Hessenwerk wohl auch. Könnte aber auch sein, dass es die nicht mehr gibt. Pleite vielleicht." Sagte Barthel.

Jan grübelte etwas. „Das habe ich bis jetzt noch gar nicht bedacht. Wenn das ein alter Fall ist, muss ich an die Vergangenheit denken. Könnte ja schon ein paar Jahre her sein."

„Jan, das muss alles sein, was von der Suchmaschine erwischt worden ist. Keine zeitliche Begrenzung. Alles, was registriert wurde, ist in der Abfrage gelandet. Das ist das, was ich übers Netz kriege. Kann natürlich sein, dass ich beim Umweltbundesamt mehr kriege, weil die auch zum Beispiel Nazikram und solchen Scheiß erfasst haben. Da komm ich aber so ohne weiteres nicht ran. Wir müssten dort anfragen."

*

22 Die Nebelkerze

Als Jan das Zimmer von Direktor Hambach betrat, konnte er es noch gar nicht fassen, dass er so ganz ohne Voranmeldung empfangen worden war. Wieso war man so entgegenkommend? War man wegen der Todesfälle und der Chlorakne darauf bedacht, jeden Verdacht sofort im Keim zu ersticken? Oder gab es etwas aufzuklären? Wollte man etwa sehen, oder besser gesagt hören, ob jemand etwas wusste? Wenn ja: was? Und konnte das im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Peter Auerbach stehen?

Karl Hambach hielt das Bruchstück, das Jan gefunden hatte in den Händen und betrachtete es sehr genau und sehr intensiv. Dann kam er zu einem Entschluss, er würde seinem Gegenüber ein paar zusätzliche Informationen geben, die diesen erst einmal zufriedenstellen würden. Aber er würde damit mit Sicherheit auch auf eine falsche Fährte geführt werden.

Oder, dachte Hambach, sollte das ein ganz besonders dreistes Gaunerstück sein, und der Erpresser legt auf diese Weise vor, was er auch noch hat? Als Beweis? Hatte dieser Herr Bronner etwas mit der Erpressung zu tun? Um etwas Zeit zugewinnen, bot er Jan etwas zu trinken an. Er selbst brauchte etwas zur Beruhigung – seinen guten alten Single Malt.

„Herr Bronner, ich weiß ja nicht, warum Sie ausgerechnet zu uns gekommen sind. Haben Sie etwa die Befürchtung, wir könnten in diesen Fall mit dem toten Kind und der Chlorakne verwickelt sein?“

„Nein, Herr Hambach. Das liegt mir fern, an so etwas denke ich nicht. Aber ich bin in dem Fall, in dem ich recherchiere, auf diesen Fluss gestoßen und bin auf ergänzende Informationen angewiesen.“

„Um was geht es dabei, wenn ich fragen darf?“

„Nun, Sie kennen das ja sicher. Verschwiegenheit und dergleichen.“

„Verstehe, Sie wollen also nichts sagen.“

„Nein, ehrlich gesagt, kann ich es nicht. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob der Fall, in dem ich ermittle, etwas mit dem Fluss und dem Gift zu tun hat. Aber er könnte es.“

„Gut, belassen wir es dabei. Ist nicht so wichtig.“ Gab sich Hambach großzügig. „Ich beneide Sie um Ihre Aufgabe nicht. Ist bestimmt nicht einfach, eine Fährte zu finden. Und sie dann zu interpretieren. Ich bin ein Fan von solchen Geschichten. Nicht die fiktiven Krimis, wo einer sich das ausgedacht hat. Und sich die Spur nach dahin, und dann nach dorthin dreht, um den Detektiv in Szene zu setzen.“

„Ich auch nicht, wenn ich ehrlich bin.“

„Sehen Sie, da sind wir ja einer Meinung.“ Hambach trank von seinem Scotch, den er sich zu dieser frühen Stunde bewusst gegönnt hat.

Jan labte sich an ein einem Glas Rhönsprudel.

„Aber nun zurück zum Schild. Oder dem Fragment davon.“ Er leckte sich genüsslich die Lippen. Jetzt ging die Aktion Nebelkerze los, die hoffentlich bis Samstag einen Schleier über diese Sache legen würde.

„Es lässt natürlich den Schluss zu, dass es sich um die Mühlen-Werke

handeln könnte. Ich sage bewusst – könnte! Aber," er trank schon wieder einen Schluck von seinem Whisky – ‚Ist der wirklich so gut?' dachte Jan – und fuhr fort. „das bringt auch andere Kandidaten ins Rennen. Als da wären: die Hessen-Werke, die Reifen-Werke. Volkswagen und die Motoren-Werke. Alles hier aus der Gegend."

‚Der hat ja eine kleine Datenbank im Kopf', staunte Jan. ‚Was läuft hier denn ab?'

„Aber nicht genug, Herr Bronner. Sie müssen auch bedenken – Müll hat die Eigenschaft – zu wandern. Das macht unsere Probleme heute aus. Der Müll wird nicht dort – sagen wir vorsichtig, verarbeitet oder entsorgt – wo er entsteht. Müll wandert. Und dabei ist es egal, ob es sich um chemische Abfälle oder biologische, technische oder auch medizinische Abfälle handelt. Und, das sollten Sie auch bedenken, unsere Mitbürger im Nahen Osten – sprich neue Bundesländer – die hatten immer ein gestörtes Verhältnis zum Müll. Die haben vor der Wende wild im Osten entsorgt. Und nach der Wende haben sie sich auch im Westen breit gemacht. Auch bei uns, damit sie sich ihre ‚Blühenden Landschaften' nicht restlos und endgültig versauen."

Er nahm wieder einen Schluck von seinem ‚Single Malt 18 Years'. Dann nahm er die Flasche anerkennend in die Hand, las das Etikett und stellte sie wieder hin. Jan konnte endlich das Etikett entziffern und bedauerte schon, dass er abgelehnt hatte.

Wieder das genüssliche Abschlecken der Lippen. Dann ging es weiter.

„Und damit haben wir heute auch zu kämpfen. Sie finden bei uns auch diesen Müll, der aus den Neuen Ländern sozusagen exportiert wurde. Damit die dort drüben überhaupt eine Chance behalten konnten. Kohls Prophezeiungen! Dass ich nicht lache. Und wenn Sie das als Datenbasis unterlegen, dann fallen Ihnen noch mehr Möglichkeiten auf. Sachsen-Werk zum Beispiel. Oder Thüringen. ‚EN' und Werk. Nicht? Und wie die Kombinate früher alle hießen, weiß ich nicht. Oder, etwas anderes. Denken sie an Bayern. Da gibt es zum Beispiel so etwas wie – Franken-Werke."

Jetzt war er brillant. Noch einen Schluck Scotch zur Belohnung.

„Oder denken sie an die Transformatoren, die Kondensatoren. Wieder ‚EN'. Und da ist überall etwas von dem drin, was zu Ihrer Chlorakne führt. Oder führen kann."

Jan nahm zur Kenntnis, dass es mittlerweile seine Chlorakne geworden war.

Es klopfte an der Tür und ein bebrillter junger Mann, in Jeans und T-Shirt betrat den Raum. Picklig, und ein wenig ungepflegt.

„Ach, Herr Voss. Sie kommen gerade zur rechten Zeit." Säuselte Hambach.

„Sehen Sie, Herr Bronner. Wir haben nämlich unser ganzes Abfallwesen – auch die Historie – auf EDV umgestellt. Wenn wir da jetzt eine Fallnummer hätten – die fehlt auf Ihrem Bruchstück – Herr Voss könnte – also ich sage, wenn es sich um etwas von unserem Müll handeln würde, diesen sofort herausfinden. Nicht Herr Voss? Ja… Und… Ach, was wollt ich jetzt noch sagen? Also Herr Voss, Sie müssen mich korrigieren. Also besagte Nummer

würde uns doch ganz eindeutig zeigen, der oder jener Betrieb hat diese Charge Müll am soundsovielten entsorgt."

Hambach lächelte und gönnte sich ein Schlückchen. Er war jetzt richtig in Schwung gekommen, dank ‚Single Malt 18 Years'.

„Ist doch so, Herr Voss?"

Herr Voss sagte nichts, sondern nickte nur, aber das bemerkte Hambach nur am Rande. Dafür fragte er Jan.

„Oder was sagen Sie, Herr Brommer?"

„Bronner!"

„Ach ja?" wunderte er sich, fand aber dann wieder den Faden. „Ach, die Nummer!" Wieder ein Schlückchen, dann konnte es weitergehen. „Aber, besagte Nummer, die haben wir nicht. Und deshalb können wir auch nicht suchen. Also, Sie sehen, Herr Bronner, wir haben die Sache hier im Griff. Bringen Sie uns ein Bruchstück mit – ich sage mal – mit nur einem Teil unserer Prüfnummer, und schon können wir Ihnen sagen, welcher Betrieb für uns die Entsorgung erledigt hat. Wenn das überhaupt unsere Prüfnummer war. Oder unser Müll. So. Hm, Herr Voss, ist doch so? Und gescannt auf DVD. Und abrufbar aufs Tablet."

Wieder ein kleines Schlückchen. Jan wusste jetzt, dass es ein Fehler gewesen war, den Whisky abzulehnen.

„Ach ja, und übrigens. Bei solchen Altfällen, das haben wir gerade vorher noch einmal gegengeprüft – so ein Zufall – da haben wir vor ein paar Jahren immer mit der Firma Gebauer zusammengearbeitet. Die hat für uns entsorgt und dann – ah, jetzt hab ich's aber richtig. Und deren Prüfnummer und unsere Prüfnummer – da wird dann ein Pärchen draus – stimmt's Herr Voss? Ach, soo ist es! Und wenn die übereinstimmt, dann wissen wir Bescheid."

Hambach strahlte jetzt eine Souveränität aus, die er zu Beginn nicht hatte. Aber, musste Jan auch einbeziehen, sein Single Malt hatte ihn dabei massiv unterstützt. Fragt sich nur, war er froh, dass er auf seine alten Tage sein System verstanden hatte? Oder hatte er versucht, ihn mit einer Nebelkerze zu verwirren? Oder gab es noch etwas, von dem Jan keinen Schimmer hatte?

Als Jan das Gelände der Mühlen-Werke verließ sah er, dass ihm Hambach an seinem Fenster nachguckte. Jan war sich sicher, der Mann war froh, dass er sein neues System verstanden hatte. Denn, das war auch ihm klar geworden, obwohl der Hambach so viel Stuss geredet hatte. Und ja, der hatte eine Nebelkerze gezündet. Fragt sich bloß warum? Und drittens, auch ja – da lief auch noch etwas anderes ab. Rund um die Mühlen-Werke. Und, wieso taucht da jetzt der Name von einer Firma Gebauer auf? Könnte er dort etwas in Erfahrung bringen? Schade, dass er den verschwundenen Herrn Auerbach nicht dazu befragen konnte. Hätte der dazu etwas zu sagen können?

Jan fand, das es gut war, die Mühlen-Werke besucht zu haben. Anbetracht der Tatsache, dass er Autofahren musste, konnte er es verschmerzen, den Whisky nicht probiert zu haben. Aber den Namen des Whiskys, den hatte er

sich gemerkt.

*

Kim Bosch ging mit ihrer Freundin Firma für Firma durch – nach der Methode mühsam ernährt sich das Eichhörnchen – und fand nur heraus, dass es vor einigen Jahren einen einzigen Betrieb in der Gegend gegeben hatte, der sich mit der Entsorgung kritischer Chemieabfälle befasst hatte. Und das war eine Firma namens Gebauer gewesen. Gewesen deshalb – die Firma war in Konkurs gegangen oder insolvent geworden. Egal, diese Firma existierte nicht mehr. Aber Kim hatte noch die Adresse der Firma. Und die würde zum Umsehen erst einmal genügen.

*

„Nein, der hat nichts gewusst, da bin ich ganz sicher. Der sucht wegen der Journalistin, glaubt mir. Der sucht, woher die Fässer stammen. Hat aber nichts mit der Erpressung zu tun." Beschwichtigte Karl Hambach, als er Ebert und Frey von Jans Besuch berichtete.

„Richtig schade, dass der nur so ein olles Bruchstück ohne Prüfnummer hatte. Sonst hätte ich ihm gleich bewiesen, dass wir alles ordentlich entsorgt haben. Weiß der Kuckuck was der Gebauer damals daraus gemacht hat, aber wir waren erst mal aus dem Schneider gewesen."

„Du meinst also, abwarten? Der hm… meldet sich schon wieder?"

„Ja." Er schaute sein Gegenüber fragen an. „Und Du? Geht das mit dem Geld klar? Zum Samstag?"

„Bin dran. Ein bisschen diffizil. Der Hunderttausend wegen. Aber im Prinzip schon."

„Na also, wenn der sein Geld hat, 'ne Million, dann ist der ruhig – und wir auch."

„Uns bleibt nichts anderes übrig. Wenn ich euch sage. Aber die Negative will ich – die müssen wir haben!"

*

Jan hatte sich im Umweltministerium mit einem seiner ehemaligen Kollegen vom BKA verabredet, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte und von dem er wusste, dass der sich mit illegalen Mülltransporten befasste. Sie tauschten sich kurz über ihre jeweilige berufliche Situation aus und kamen dann zum Kern – dem Müll in Flüssen.

„Das ist immer noch ein Thema. Manche Flüsse sind schwer belastet. Wir machen hier Jahr für Jahr regelrechte Entsorgungsaktionen, um aus einigen Flüssen den gröbsten Dreck wieder rauszukriegen. Und unter Dreck verstehe ich dann alles – vom alten Fahrrad bis zum Abfall aus einem chemischen Werk, dass in den roten Zahlen steckt."

„Und deshalb die Kosten niedrig halten will."

„Genauso ist es."

„Also zu diesem Flüsschen und der Firma Gebauer, was kannst Du mir da sagen?"

„In dem Gebiet war Gebauer der Entsorger. Eigentlich recht zuverlässig, über Jahre. Und dann gingen die Probleme mit ihm los. Hatte sich in Spanien irgendetwas andrehen lassen oder so. Ich weiß es nicht genau. Dann wurde er unzuverlässig. Dann kam die Insolvenz. Ja, das war es dann. Heute ist der Laden eine tickende Zeitbombe. Die Gemeinde ist jetzt der Eigentümer. Und die hat auch kein Geld – für die Sanierung – geschweige denn für einen Neubau. Denn Du kannst den alten Krempel dort nur abreißen. Dann musst Du aber alles abtragen, neuen Boden rauf, und dann kannst Du erst bauen. Und das kostet – Zeit und Geld. Ne Menge Geld."

Der Freund sah zu Jan und fuhr fort.

„Ich habe den Fall mit dem Jungen und der Journalistin verfolgt. Also mir sieht das so aus, das ist solch alter Müll. Zehn, zwanzig, dreißig Jahre alt. Aber das ist meine private Meinung. Fällt nicht in mein Ressort. Ist der Bereich von Wieczorek-Mühl. Der wird sich das vielleicht demnächst genau ansehen. Ich weiß es nicht. Jan, Du musst bedenken, dass kostet auch alles Geld. Und das muss eine Behörde erst einmal haben. Wir sind finanziell auch nicht mehr so gut ausgestattet. Wir sparen uns noch kaputt."

„Du meinst also, da liegt noch etwas drin, in dem Fluss?"

„Dort hat man noch keine große Reinigung durchgeführt. Ja, da ist noch jede Menge alter Dreck drin. Und unter Dreck, da verstehe ich – alles."

„So dreckig, dass deswegen jemand abtaucht – oder entführt wird?"

„Ha, wenn wir hier in Italien wären, würde ich schon ja sagen. Entführen meine ich. Aber abtauchen – wenn einer sehr viel Dreck am Stecken hat, oder wenn ihm finanziell das Wasser bis zum Hals steht? Das schon, ja. Du darfst nicht vergessen, das sind bis auf Ausnahmen – sagen wir mal vornehm ausgedrückt – Entsorger. Die kommen nicht aus Oxford oder Tübingen. Wenn Du weißt, was ich meine."

Er sah Jan mit abschlägigem Blick an. Dann fuhr er fort.

„Ich war mal – vor einem Jahr, oder so – bei dem Gebauer. Nur mal so. Wegen der Gemeinde. Habe mir das von außen angesehen. Geh mal hin, Jan. Vielleicht triffst Du den jungen Gebauer, Tim heißt der, glaube ich. Der Junge ist ganz patent. Der zeigt Dir den ganzen Laden. Und dann weißt Du, was dort – und vielleicht auch in dem Fluss los ist."

„Weißt Du etwas über den Stand der Ermittlungen wegen der illegalen Fässer?" wollte Jan noch wissen.

„Also, soviel ich weiß ist da bis jetzt überhaupt nichts herausgekommen. Weder die Kripo noch unser Amt ist in irgendeiner Weise fündig geworden. Zu den Akten ist der Fall sicher nicht gelegt worden. Aber hier ist auch wieder das Personal das Problem. Es sind nicht genügend Leute verfügbar. Weder bei der Polizei noch bei unserem Amt. Und dann musst Du noch

bedenken, es müssen Spezialisten sein. Da kannst keinen Schupo von der Verkehrspolizei ranlassen.“

Die beiden ehemaligen Kollegen diskutierten noch ein wenig über den Fall. Und über die Müllproblematik allgemein. Am Ende war Jan der Meinung, dass durchaus sein konnte, dass Auerbach in diesem Sumpf mitdrinsteckte oder zumindest etwas Bedeutungsvolles darüber wusste.

Als er aus dem Umweltministerium zurückfuhr hatte er Zeit und Muße, den morgigen Tag zu planen. Ein Punkt davon würde der Besuch bei Gebauer sein. Was immer das auch heute sein mochte. Was bedeutete die Pleite etwa? War die Müllhalde wirklich so schlimm, und damit etwa Ausgangspunkt von allem?

Und Jan dachte auch über Hambachs Nebelkerze nach. Hambach hatte ihm auch Gebauer auf dem Silbertablett serviert – und versucht, die Mühlen-Werke aus der Schusslinie zu bekommen.

‚Wie passt bloß der verschwundene Auerbach in das Bild‘ fragte er sich. ‚Gehören die alle zusammen? Und warum fällt der Name Auerbach einfach nicht?‘

*

„Nein, ganz so schlimm wie mit dem Oberstleutnant von Gernsheim ist das nicht. Da kannst Du beruhigt sein, Beate. Aber noch tappe ich genauso im Dunkeln.“

Jan berichtete Beate von dem Fall, bevor er italienischen Restaurant essen gehen wollte. Damit es hinterher nicht hieß, er habe sich nicht gemeldet. Denn beim Italiener trat ein Musiker auf. Und da konnte es schon einmal etwas später werden.

*

Das Telefon klingelte.

„Dr. Mai.“ Meldete er sich.

„Hallo! Hier ist ein Bekannter. Sie hatten in den letzten Tagen Post von mir bekommen.“

Ängstliches Schweigen.

„Was ist bei Ihrem Meeting herausgekommen? Bei Hambach. Alles klar mit der Zahlung?

„Ja! Sie kriegen das Geld.“

„Gut. Passen Sie auf! Alles Hunderter, Zweihunderter, Fünfhunderter. So, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt.“

„Alles nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. So, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt.“

„Prima, Dr. Mai! Den genauen Ort der Übergabe sage ich Ihnen noch. Schönen Abend noch!“

Ein paar Minuten später.

„Der Kerl hat eben bei mir angerufen."

„Bist Du sicher?"

„Woher soll ich mir da sicher sein? Du bist gut!"

„Na, hat der Kerl etwas genaueres gesagt?"

„Ja, er will alles nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. Und zwar so, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt."

„Hat er was zur Übergabe gesagt?"

„Den genauen Ort der Übergabe sagt er noch."

Nachdenkliches Schweigen.

„Ich sage Wolfgang wegen des Geldes Bescheid. Der soll auch die Tasche besorgen. Tschüss, Friedrich!"

„Ja, tschüss, Karl!"

Wieder ein paar Minuten dazwischen. Wieder per Telefon.

„Der will nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. Und eine Sporttasche von Adidas."

„Da soll das rein?"

„Ja! Besorg die gleich mit!"

„Mache ich. Und wo?"

„Das teilt er uns noch mit."

„Mein Gott, bin ich froh, wenn das vorbei ist!"

„Nun reiß dich mal zusammen, Wolfgang!"

Auch Herbert Stolz und Walter Ebert wurden noch von Karl Hambach informiert. Sie sagten alle übereinstimmend, dass sie froh seien, wenn der ganze Spuk vorbei sei. Auch hier kam der Apell von Hambach an beide, dass sie sich gefälligst zusammenreißen sollen.

*

23 Drin!

In der Nacht von Sonntag auf den Montag lief bei den Umweltschützern alles wie geplant ab. Die Leitern wurden an beiden Seiten des Zaunes angelegt, und ratzfatz waren die sportlichen jungen Leute auf dem Gelände der Mühlen-Werke. Die Bodenproben wurden professionell genommen und in säurefesten Kunststoffgläser eingefüllt und diese zugeschraubt. Tom schlich sich zum Gully, um eine Probe des Schlamms zu entnehmen. Das ging auch zunächst noch ganz gut. Aber als er gerade dabei war, sein Glas zuzuschrauben, kam der Wachmann aus seiner Kabuchte, gähnte, streckte sich und blickte müde zum Tor.

Denise, die mit ‚drin' war, zischte Tom leise eine Warnung zu. Tom bekam ein wenig Panik und huschte zu Denise in den schattigen Bereich, vergaß aber dabei, den Gullydeckel wieder richtig zu schließen. Dann rannten beide zu den Leitern, kletterten darüber und holten die Leiter nach, die im Inneren des Werksgeländes an den Zaun angelehnt stand. Draußen vor dem Zaun schoben sie beide Leitern zusammen und trugen sie zum Wohnmobil, an dessen Steuer Bertram saß. Auf dem letzten Meter vor dem Wohnmobil stolperte Tom über irgendetwas und vertrat sich dabei seinen rechten Fuß ziemlich toll. Tom hinkte mehr als dass er lief. Schmerzverzerrt setzte er sich nach hinten, während Denise sich auf dem Beifahrersitz Platz nahm. Bertram, der den Job des Fahrers übernommen hatte, fuhr in aller Seelenruhe los.

„Was hast Du denn gemacht, Tom?" fragte Denise.

„Ach, Mist. Da muss ein Pflasterstein oder so etwas gelegen haben. Hab mir den Fuß vertreten. Tut irre weh!" stöhnte Tom.

„Krankenhaus?" fragte Bertram, während er das Wohnmobil in Richtung Hauptstraße fuhr.

„Nee, lass mal. Fahr mich nach Hause. Ich pack Eis rauf. Wird 'ne Bändergeschichte sein. Muss ich halt etwas langsamer machen." Meinte Tom mit schmerzverzerrtem Gesicht.

*

Der Wachmann wurde durch die Schritte am Zaun hellhörig und leuchtete mit seiner Stablampe in die Richtung, aus der die Geräusche gekommen waren. Ihm fiel aber nur der Gullydeckel auf, der da aufgedeckt neben dem Schacht lag. Er hob ihn wieder an seinen Platz und machte seine Runde.

‚Seltsam!' dachte er. ‚Der Deckel war doch vorhin auf der Runde zu. Das wäre mir doch aufgefallen!'

Dann entdeckte er die beiden Stellen, an denen die Bodenproben entnommen worden waren. Nun war er wach! Das musste am Morgen im Büro des Sicherheitsbeauftragten melden. Hier war jemand zugange gewesen. Es muss jemand auf dem Betriebsgelände gewesen sein! Unerhört!

*

Die Meldung des Wachmannes war am Montag noch am Vormittag bis zu Hambach gelangt. Und sie regte bei diesem einen ganz bestimmten Verdacht an.

‚Der Erpresser macht Druck!' dachte Hambach. ‚Der weiß wirklich etwas und will uns damit zeigen, dass er wirklich etwas in der Hand hat. Nicht nur die Fotos.' Grübelte er. ‚Es wird uns nichts anderes übrigbleiben: wir müssen zahlen! Und hoffen, dass es damit dann ein Ende hat!'

*

Nach ein paar Tagen humpelte Tom mit einer Bandage zu seinen Freunden. Sein Kumpel hatte es geschafft, und die Proben zwischen seine Arbeitsproben aus den Forschungslaboren geschummelt. Er hielt einen schmalen Ausdruck eines Laborgerätes in seinen Händen und zeigte auf eine Kurve.

„Also, die Probe aus dem Gully zeigt hier einen ganz schwachen Peak. Und diese Stelle bedeutet Dioxin! Und die anderen Proben, na ja? Mein Kumpel meint, man kann erahnen, dass da auch etwas ist. Aber die Werte seien zu schwach für eine eindeutige Aussage.“ Berichtete er.

Denise war sofort wieder auf dem Kriegspfad. „Ich hab’s gewusst! Find ich echt Klasse! Dann gehen wir da noch einmal rein und graben an diesen Stellen halt ein bisschen tiefer! Dann kriegen wir die richtig am Arsch!“

„Mensch, Denise!“ bedachte Ben, „das ist doch gerade einmal gut gegangen. Wenn ihr da richtig graben wollt, dann dauert das doch länger! Und wenn ihr dann dabei erwischt werdet!“

„Das ist auch nur ‘ne Sache von ein paar Minuten. Mit ‘nem Spaten vielleicht ‘nen Meter tief. Was meinst Du, Tom?“ nahm Denise die Sache auf die leichte Schulter.

„Zwei Meter wären besser.“ Meinte Tom und schaute schon ein wenig betrübt drein.

„Also, eins fünfzig!“ bot Denise an und fuhr gleich fort. „Und, wieder am Sonntag um Eins?“

„Würde ich schon sagen.“ Sagte Tom und hängte aber gleich an: „Für mich muss aber ein anderer übernehmen. Mit meiner Bänderzerrung mache ich das da drinnen diesmal nicht.“

Die Truppe sah sich einen Augenblick an. Im Grunde hatten alle damit gerechnet, dass Tom das nicht machen konnte. Die ganzen Tage hatte er sich mit seiner Bandage zur Schule gequält und tapfer durchgehalten.

„Dann springe ich für Dich ein, Tom!“ sagte Bertram überzeugt. „Also, kommenden Sonntag. Und wieder 1 Uhr nachts!“

„Und ich fahre diesmal!“ sagte Ellen Eigner entschlossen.

*

24 Nachharken

Jan hatte sich im Umweltministerium mit einem seiner ehemaligen Kollegen vom BKA verabredet, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte und von dem er wusste, dass der sich mit illegalen Mülltransporten befasste. Sie tauschten sich kurz über ihre jeweilige berufliche Situation aus und kamen dann zum Kern – dem Müll in Flüssen.

„Das ist immer noch ein Thema. Manche Flüsse sind schwer belastet. Wir machen hier Jahr für Jahr regelrechte Entsorgungsaktionen, um aus einigen

Flüssen den gröbsten Dreck wieder rauszukriegen. Und unter Dreck verstehe ich dann alles – vom alten Fahrrad bis zum Abfall aus einem chemischen Werk, dass in den roten Zahlen steckt."

„Und deshalb die Kosten niedrig halten will."

„Genauso ist es."

„Also zu diesem Flüsschen und der Firma Gebauer, was kannst Du mir da sagen?"

„In dem Gebiet war Gebauer der Entsorger. Eigentlich recht zuverlässig, über Jahre. Und dann gingen die Probleme mit ihm los. Hatte sich in Spanien irgendetwas andrehen lassen. Eine miese Immobilie oder so. Ich weiß es nicht genau. Dann wurde er unzuverlässig. Dann kam die Insolvenz. Ja, und das war es dann. Heute ist der Laden eine tickende Zeitbombe. Die Gemeinde ist jetzt der Eigentümer. Und die hat auch kein Geld – für die Sanierung – geschweige denn für einen Neubau. Denn Du kannst den alten Krempel dort nur abreißen. Dann musst Du aber alles abtragen, neuen Boden rauf, und dann kannst Du erst bauen. Und das kostet – Zeit und Geld. Ne Menge Geld."

Der Freund sah vielsagend zu Jan und fuhr fort.

„Ich habe den Fall mit dem Jungen und der Journalistin verfolgt. Also. mir sieht das so aus, das ist solch alter Müll. Oder könnte es zumindest sein. Zehn, zwanzig, vielleicht dreißig Jahre alt. Könnte aber auch aus der Nachkriegszeit stammen. Aber das ist meine private Meinung. Fällt nicht in mein Ressort. Ist der Bereich von Wieczorek-Mühl. Der wird sich das vielleicht demnächst genau ansehen. Ich weiß es nicht. Jan, Du musst bedenken, auch dies kostet alles Geld. Viel Geld. Die Entsorgung solcher Altlasten. Und das muss eine Behörde erst einmal haben. Wir sind finanziell auch nicht mehr so gut ausgestattet. Wir sparen uns noch kaputt."

„Du meinst also, da liegt noch etwas drin, in dem Fluss?"

„Dort hat man noch keine große Reinigung durchgeführt. Ja, da ist noch jede Menge alter Dreck drin. Und unter Dreck, da verstehe ich – alles."

„So dreckig, dass deswegen jemand abtaucht – oder entführt wird?"

„Ha, wenn wir hier in Italien wären, würde ich schon ja sagen. Entführen meine ich. Aber abtauchen – wenn einer sehr viel Dreck am Stecken hat, oder wenn ihm finanziell das Wasser bis zum Hals steht? Das schon, ja. Du darfst nicht vergessen, das sind bis auf Ausnahmen – sagen wir mal vornehm ausgedrückt – halt nur einfache Entsorger. Die kommen nicht aus Oxford oder Tübingen. Wenn Du weißt, was ich meine."

Er sah Jan mit abschlägigem Blick an. Dann fuhr er fort.

„Ich war mal – vor einem Jahr, oder so – bei dem Gebauer. Nur mal so. Wegen der Gemeinde. Habe mir das von außen angesehen. Geh mal hin, Jan. Vielleicht triffst Du den jungen Gebauer, Tim heißt der, glaube ich. Der Junge ist ganz patent. Der zeigt Dir den ganzen Laden. Und dann weißt Du, was dort – und vielleicht auch in dem Fluss los ist."

„Weißt Du etwas über den Stand der Ermittlungen wegen der illegalen Fässer?" wollte Jan noch wissen.

„Also, soviel ich weiß ist da bis jetzt überhaupt nichts herausgekommen. Weder die Kripo noch unser Amt ist in irgendeiner Weise fündig geworden. Zu den Akten ist der Fall sicher nicht gelegt worden. Aber hier ist auch wieder das Personal das Problem. Es sind nicht genügend Leute verfügbar. Weder bei der Polizei noch bei unserem Amt. Und dann musst Du noch bedenken, es müssen Spezialisten sein. Da kannst keinen Schupo von der Verkehrspolizei ranlassen. Und von dem Umweltministerium dort, kannst Du keine Wundertaten erwarten."

Die beiden ehemaligen Kollegen diskutierten noch ein wenig über den Fall. Und über die Müllproblematik allgemein. Am Ende war Jan der Meinung, dass durchaus sein konnte, dass Auerbach in diesem Sumpf mitdrinsteckte oder zumindest etwas Bedeutungsvolles darüber wusste.

Als er aus dem Umweltministerium zurückfuhr hatte er Zeit und Muße, den morgigen Tag zu planen. Ein Punkt davon würde der Besuch bei Gebauer sein. Was immer das auch heute sein mochte. Was bedeutete die Pleite etwa? War die Müllhalde wirklich so schlimm, und damit etwa Ausgangspunkt von allem?

Und Jan dachte auch über Hambachs Nebelkerze nach. Hambach hatte ihm auch Gebauer auf dem Silbertablett serviert – und versucht, die Mühlen-Werke aus der Schusslinie zu bekommen.

‚Wie passt bloß der verschwundene Auerbach in das Bild' fragte er sich. ‚Gehören die alle zusammen? Und warum fällt der Name Auerbach einfach nicht?'

*

„Nein, ganz so schlimm wie mit dem Oberstleutnant von Gernsheim ist das nicht. Da kannst Du beruhigt sein, Beate. Aber noch tappe ich genauso im Dunkeln."

Jan berichtete Beate von dem Fall, bevor er wieder in dem kleinen italienischen Restaurant essen gehen wollte. Damit es hinterher nicht hieß, er habe sich nicht gemeldet. Denn beim Italiener trat ein Musiker auf. Und da konnte es schon einmal etwas später werden.

*

Das Telefon klingelte.

„Dr. Mai." Meldete er sich.

„Hallo! Hier ist ein Bekannter. Sie hatten in den letzten Tagen Post von mir bekommen."

Ängstliches Schweigen.

„Was ist bei Ihrem Meeting herausgekommen? Bei Hambach. Alles klar mit der Zahlung?

„Ja! Sie kriegen das Geld."

„Gut. Passen Sie auf! Alles Hunderter, Zweihunderter, Fünfhunderter. So, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt.“

„Alles nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. So, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt.“

„Prima, Dr. Mai! Den genauen Ort der Übergabe sage ich Ihnen noch. Schönen Abend noch!“

Ein paar Minuten später.

„Der Kerl hat eben bei mir angerufen.“

„Bist Du sicher?“

„Woher soll ich mir da sicher sein? Du bist gut!“

„Na, hat der Kerl etwas genaueres gesagt?“

„Ja, er will alles nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. Und zwar so, dass alles in eine Sporttasche von Adidas passt.“

„Hat er was zur Übergabe gesagt?“

„Den genauen Ort der Übergabe sagt er noch.“

Nachdenkliches Schweigen.

„Ich sage Wolfgang wegen des Geldes Bescheid. Der soll auch die Tasche besorgen. Tschüss, Friedrich!“

„Ja, tschüss, Karl!“

Wieder ein paar Minuten dazwischen. Wieder per Telefon.

„Der will nur Hunderter, Zweihunderter und Fünfhunderter. Und eine Sporttasche von Adidas.“

„Da soll das Geld rein?“

„Ja! Besorg die gleich mit!“

„Mache ich. Und wo?“

„Das teilt er uns noch mit.“

„Mein Gott, bin ich froh, wenn das vorbei ist!“

„Nun reiß dich mal zusammen, Wolfgang!“

Auch Herbert Stolz und Walter Ebert wurden noch von Karl Hambach informiert. Sie sagten alle übereinstimmend, dass sie froh seien, wenn der ganze Spuk vorbei sei. Auch hier kam der Apell von Hambach an beide, dass sie sich gefälligst zusammenreißen sollen.

Von dem Vorfall auf dem Betriebsgelände hatte er am Mittagstisch erzählt, als sie in ihrem separaten Raum ihr Menü serviert bekamen und keiner vom Service mehr zu sehen war. Kurz nur hatte er das Thema gestreift und gleich zu verstehen gegeben, dass er keine Diskussionen darüber in der Firma hören wolle. Wahrscheinlich, so meinte er, seien das irgendwelche Spinner aus der Umweltszene gewesen, die ein wenig Ärger wegen des Flusses machen wollten. Womit er ja sogar nicht einmal falsch liegen würde. Aber er selbst glaubte daran, dass der Erpresser damit Druck auf sie machen wollte.

*

25 Tim

Jan Bronner fuhr vor dem Haus der Gebauers vor und parkte seinen A-Benz im Schatten einer großen Kastanie. Es war eine breitere Sandstraße, auf der linken Seite nur Laubenkolonien, rechts das Grundstück der Familie Gebauer. Vor ihm stand ein kleiner Smart mit der Aufschrift eines Pflegeunternehmens.

Gerade als Jan bei Gebauers geklingelt hatte, kam aus dem gegenüberliegenden Laubengrundstück ein Mann heraus. Er hatte ein Fahrrad dabei und Einkaufstaschen.

„Da brauche Se gar net klingele. Da macht Ihne jetzt kaaner uff. Probiern Se des mal abends. Da iss de Tim da. De Tim is ganz in Ordnung. Abber die Annern – alle plemplem! Un de Pflechedienst, der weiß nix. Schöne Tach noch!“

Spruchs und fuhr davon, mit seinem Fahrrad. Ehe Jan noch etwas fragen konnte. Jan blickte skeptisch zu dem Wohnhaus. Es hätte dringend eine Renovierung nötig. Auch das Grundstück direkt nebenan sah sehr verlodert aus. Viel konnte er allerdings nicht sehen, da es von einer hohen undurchsichtigen Mauer umgeben war.

Es musste riesig sein. Denn es reichte bis zur nächsten Straßenkreuzung, wie Jan feststellen konnte, als er bis dort hingegangen war. Auch hier gab es nur eine Sandstraße, ebenso breit wie die andere. Und auch hier verdeckte die Mauer jeglichen Einblick. Und auch hier war die Mauer bis zum nächsten Ende des Grundstücks sehr lang. Ein Stapel alter Fässer überragte sie an einigen Stellen. Es lag ein muffiger Geruch in der Luft.

‚Da bleibt Dir wohl nichts anderes übrig: Du musst abends noch einmal wiederkommen.‘ dachte Jan für sich und ging zu seinem Auto zurück. Jan war gerade losgefahren, da bog Kim Bosch um die Ecke und hielt direkt vor dem Haus von Gebauers. Auch sie klingelte dort – und bekam ebenfalls keine Antwort. Da fuhr auch sie unverrichteter Dinge wieder ab. Aber das bekam Jan nicht mit.

*

Das Redaktionsteam des LeafGreen saß zusammen und wollte die weitere Vorgehensweise über einen Spot zum Thema ‚Bengalos im Stadion‘ besprechen, als Bernd Mühl mit seinem Rollstuhl in das Besprechungszimmer kam. Das Gehen fiel ihm zurzeit so schwer, dass er auf dieses Hilfsmittel permanent angewiesen war.

„Leute – Strategieänderung! Nachdem, was Kim bisher recherchiert hat, fangen wir ein neues Thema an. Und zwar ‚Verschmutzung von Flüssen und Seen‘. Die Bengalos frieren wir lediglich ein. Die kriegen wir irgendwann später. Aber jetzt, wie gesagt, die Gewässer. Und Petra,“ dabei blickte er zu seiner Mitarbeiterin, die sich mit den finanziellen Dingen befasste, „Du setzt

Dich bitte mit den Eltern der Kinder mit der Chlorakne zusammen. Wenn dort irgendwie eine finanzielle Lücke entstanden ist – also, wenn jemand ein Problem mit den Kosten hat, dann springen wir ein. Und sieh zu, dass Du eine Drehgenehmigung für dieses Thema bekommst. Wir brauchen die Erlaubnis der Eltern, dass wir diesen Fall als warnendes Beispiel in Form eines unserer LeafGreen-Spots ausstrahlen dürfen. Wir müssen das Land wachrütteln. Unsere Flüsse und Seen sind kein Klo!“

*

Das Telefon klingelte, als gerade die Tagesthemen zu Ende waren und der Wetterbericht gesendet wurde. Wolfgang Frey bekam einen Schreck – so spät rief doch eigentlich nur Karl an.

„Ja? Frey?“

„Sind Geld und Tasche schon gepackt?“

„Ja – wer? – ach so. Ja, die Tasche habe ich im Safe. In der Firma.“

„Gut – also die Tasche – aber das Geld? Die Million, ist die auch drin?“

„Ja, es ist alles bereit.“

„Hat alles gut reingepasst?“

„Ja, es ist sogar noch Platz.“

„Na, fein, dann können Sie weiter fernsehen. Jetzt kommt noch ein alter Tatort. Da geht’s um Erpressung. Da wird einer erschossen, weil er der Anweisung nicht Folge geleistet hat. Damit Sie sehen, was Ihnen blüht, wenn Sie nicht spuren! Gute Nacht, Herr Frey! “

Es knackte in Wolfgang Freys Leitung.

Wolfgang Frey folgte dem Rat des Entführers und konnte tatsächlich in dem alten Tatortfilm sehen, wie ein Mann nicht den Anweisungen des Erpressers gefolgt war. Und er wurde dabei erschossen.

Freys Fantasie spielte ihm nun einen Streich, denn kaum, dass der Krimi beendet war, bekam er es mit der Angst zu tun. Er ließ alle Rollläden runter – der hat dich beobachtet! – und prüfte nach, ob alle Türen zum Garten verschlossen waren. Als er auch die Haustür noch ein zweites Mal abgeschlossen hatte, rief er Mitten in der Nacht bei Karl Hambach an.

„Ja, Wolfgang, ich habe den Film auch gesehen.“

„War das nicht furchtbar?“

„Ach, der wollte Dir ein bisschen Angst machen, glaube mir!“

„Ich bin erst froh, wenn der Samstag vorbei ist!“

„Ja, ganz ruhig, Wolfgang. Das kriegen wir schon!“

Insgeheim hoffte er aber, dass er das Geld nicht übergeben musste. Da hatte er nämlich die allergrößte Angst davor.

*

Jan Bronner klingelte am nächsten Tag nachmittags um Fünf bei der Familie

Gebauer. Es dauerte einen Moment, dann summte der Türöffner und auch die Haustür wurde einen Spalt geöffnet. Jan ging den Plattenweg entlang, der eine dringende Neuverlegung nötig hatte und stieg die Stufen zur Haustür hoch. Als er an der Tür stehen blieb, hörte er von Innen eine Stimme rufen.

„Kommen Sie ruhig rein! Ich bringe nur meinen Vater zum Fernseher, dann bin ich für Sie da."

Jan betrat das Haus und blieb in der Diele stehen. Einfach, relativ sauber, aufgeräumt – stellte er fest. Er konnte einen Blick in die Küche werfen, die sicher schon bessere Tage gesehen hatte. Im Wohnzimmer war die Zeit stehen geblieben – zwanzig Jahre waren hier bestimmt die Maler ferngehalten worden.

Dann schoss ein junger Mann von vielleicht Mitte Zwanzig um die Ecke und strahlte Jan an.

„Guten Tag. Tim Gebauer. Was kann ich für Sie tun?"

Jan schüttelte Tims Hand. Sympathischer Händedruck, offene Art – empfand Jan.

„Jan Bronner." Er machte eine Kopfbewegung in Richtung des alten Gerümpels, dass er durch ein Fenster sehen konnte und sagte: „Ich komme wegen dieses Krams dort."

„Hm? Wollen Sie was loswerden? Oder wollen Sie das Gelände kaufen? Dann sind Sie falsch hier. Diese Firma existiert nicht mehr."

„Nein, ich wollte näheres darüber wissen."

In diesem Augenblick klingelte es.

„Moment!" sagte Tim und es lief die gleiche Prozedur wie bei Jan ab.

Schließlich trat eine hübsche junge Frau, Typ Jody Foster, in den Flur.

„Ja, ich bin Tim Gebauer. Was …

„Ich bin Kim Bosch. Ich würde gerne etwas über den Müllplatz … Ach, entschuldigen Sie, ich sehe, Sie haben Besuch?" Sie machte eine Handbewegung in Richtung Jan Bronner.

„Ja, äh … nein. Er will auch … etwas wissen, meine ich. Aber ich mache zwar keine Führungen hier – jedoch, wenn Sie beide wollen, ich erzähl Ihnen, was Sie wissen wollen."

Kim und Jan lächelten sich beide an und machten Gesten, die besagen sollten, dass es ihnen recht ist. Und sagten beide gleichzeitig:

„Ja – das ist ok!"

Dann lachten beide, reichten sich die Hand und stellten sich gegenseitig vor.

„Jan Bronner."

„Kim Bosch."

Tim schmunzelte und sagte: „Kommen Sie auf die Terrasse und setzen Sie sich hin. Ich hole uns ein Wasser. Und dann geht die Führung los."

Er verschwand. Und Kim und Jan suchten sich ein Plätzchen im Schatten mit Blick auf einige Berge aus blechernen Fässern. Mitten in einer morastigen Umgebung, die rötlich schimmerte und auf der sich Öllachen ausbreiteten. Tim kam mit drei Gläsern und zwei großen Sprudelflachen zurück und setzte

sich zu ihnen. Dann goss er Wasser ein und sagte nur: „Ist Medium richtig?“

Kim und Jan sagten wie im Chor: „Ja, prima!“ und mussten dann herzhaft lachen. Und dann setzten sie beide gleichzeitig an uns sagten, jeder mit einem Grinsen im Gesicht: „Beim dritten Mal …“

Tim musste fröhlich lachen: „Das habe ich auch noch nicht erlebt, echt witzig ihr beiden. Was wollt ihr denn wissen?“ Und deutete in das unwirtliche Gelände des Müllplatzes. „Über meinen Monte Scherbelino, wie man ihn hier auch nennt, den Müllhaufen dort drüben.“

Dann kam die nächste witzige Szene zwischen Kim und Jan, sie deuteten beide auf einander und
sagten: „Sie zuerst!“ dann mussten sie wieder herzlich lachen.

Jan fasste sich zuerst und sagte dann lachend: „Ist doch egal, Tim! Fangen Sie einfach an, und erzählen sie, was es damit auf sich hat. Die Fragen stellen wir dann hinterher. Oder?“ und schaute dabei fragend zu Kim.

Und Kim ergänzte, immer noch lachend: „Genau!“

Dann erzählte Tim Gebauer die Geschichte seines Vaters und seiner Firma. „Und dann hat das nach der Pleite die Stadt übernommen. Aber die tut nun auch nichts. Weil sie ebenfalls kein Geld hat. Kein Wunder, bei der miesen Gemeindefinanzierung heute. Das Land tut nichts – für alle Kinkerlitzchen haben die Geld. Dann kosten die ganzen Asylanten, die Wirtschaftsflüchtlinge. Und hier tun sie einfach nichts. Wenigstens haben sie den Laubenpiepern hier gegenüber eine neue Wasserleitung gelegt. Denn wer weiß, wann etwas von dem Dreck bis ins Grundwasser durchgesickert ist. Dann würden die das wieder hochpumpen, damit ihre Tomaten gießen. Na, dann gute Nacht!“

„Und Sie können da nichts machen, nicht wieder den Betrieb aufnehmen?“ fragte Kim.

„Nee, das gehört uns nicht mehr. Ich würde ja liebend gerne wollen. Aber mit der Pleite war letzten Endes alles weg. Das Haus hier,“ er deutete aufs Haus, „hat mein Vater lange vorher auf meine Mutter überschrieben. Sonst wäre das alles weggewesen. Wegen dieses Flitzes, Spanien! Costa soundso!“ Tim trank, ihm klebte schon die Zunge am Gaumen. „Ich war da ein paarmal mit, ja. Mh, war schön. Heute, wenn mein Vater unruhig wird – da habe ich eine DVD – mit Filmen von der Küste da unten. Die schieb ich ein, setz ihn davor. Dann beruhigt er sich wieder. Sollen Sie mal sehen – einsfixzwei – dann ist Ruhe.“

Jan wollte etwas wissen. „Wann hat das angefangen, mit der Pleite? Was schätzen Sie. Oder was wissen Sie? Wie lief das ab?“

„Na, vor etwas mehr als zehn Jahren, denk ich. Er hat nur noch Geld von seinen Kunden genommen und dann nach Spanien überwiesen. Und die Fässer haben sich hier gestapelt. Und bedenken Sie, irgendwann ist ihm der Ofen kaputt gegangen. Dann konnte er nichts mehr verbrennen und hat nur noch gestapelt. Er durfte ohnehin nicht alles entsorgen. Nur die Stoffe, die er in seiner Anlage verbrennen durfte. Da waren ihm schon Grenzen gesetzt. Die

hat er schon eingehalten, glaube ich wenigstens.“

„Und weil dann irgendwann der Platz knapp wurde, hat er vielleicht auch in den Gewässern der Umgebung entsorgt.“ Meinte Kim.

„Aber trotzdem ordentliche Quittungen ausgestellt. Die Kunden brauchten so etwas. Und damit die nicht absprangen, lieferte er einen fingierten Beweis, damit alles ordentlich ausgesehen hat.“ Ergänzte Jan, trank einen Schluck Wasser und fuhr dann fort: „Mal ganz ehrlich, Tim, ohne für Sie böse Hintergedanken zu haben, wissen sie etwas davon?“

„Ne, ich reime mir das alles selbst nur zusammen. Ich war damals vielleicht zwölf, dreizehn, vierzehn. Mitbekommen habe ich davon nichts.“

„Wirklich nichts, Tim? Nicht mal eine nächtliche Aktion oder so?“ fragte Kim

Tim blieb ruhig, dachte nach, versuchte sich zu erinnern.

„Na ja, doch. Schon. Da war ein paarmal was. Wo ich im Bett lag. Nachts. Wo ich Stimmen gehört hab dort drüben. Und Autos. Aber genau beschreiben könnte ich nichts.“

„Namen? Von Firmen? Von Personen?“ fragte Kim.

„Nix!“ schüttelte Tim den Kopf.

Jan konnte sich eine Frage nach Auerbach ersparen. Dafür wollte er wissen, was Tim heute tun würde. „Und, Sie würden das heute wieder zum Laufen bringen wollen?“

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „Ja! Bloß ein Problem gäbe es! Das Gelände müsste wieder mir – ich meine uns – gehören, mir und meiner Familie. Und ich bräuchte ‘ne schöne Stange Geld.“

Kim und Jan sahen beide zum Monte Scherbelino und dem mistigen Gelände und schüttelten fassungslos den Kopf.

„Heidenarbeit.“ Meinte Jan.

„Kannste laut sagen.“ Ergänzte Kim.

„Wollen wir dabeibleiben?“

„Bei was?“

„Beim Du!“

Kim nahm ihr Sprudelglas und stieß es an Jans Glas, der ihr seins entgegenhielt.

„Prost Jan!“

„Prost Kim!“

Dann wiederholten sie das Ganze mit Tim.

Sie redeten noch über Einiges, dann fragte Tim: „Und Ihr, wollt ihr mir sagen, warum ihr hier bei mir aufgekreuzt seid? Gleichzeitig auch noch. Obwohl ihr vorher nix miteinander zu tun hattet?“

„Du zuerst – heiß doch immer: Ladies First.“ Meinte Jan zu Kim.

Kim nickte und legte los. „Ist bei mir ganz einfach – ich bin für LeafGreen am Recherchieren. Wegen des Jungen und der Journalistin. Wir wollen damit irgendetwas machen.“

Tim nickte interessiert. „Na, von meiner Terrasse aus habt ihr sozusagen einen Logenplatz. Ich lade euch gerne ein. Ich find eure Sendung prima!“

Einen Augenblick verharrten alle bei diesen mahnenden Spots, die den ganzen Schwachsinn aufs Korn nahm, mit dem wir uns alle zum Feind der Erde gemacht hatten. Dann schauten Kim und Tim auffordernd zu Jan. Nun war er dran.

„Bei mir ist es einfach so: ich bin privater Ermittler. In meinem Fall ist jemand verschwunden. Und je tiefer ich hier in diese Umweltgeschichte eintauche, denke ich, der hat damit auch irgendwas zu tun.“ Jan schaute zu Kim. Die würde ihn sofort verstehen können. Mit dem, was er nun sagen würde. „Aber seltsamerweise ist dieser Name bisher noch nicht in diesem Spiel aufgetaucht. Und das wundert mich schon ein bisschen.“

Jan konnte sehen, wie bei Kim einige Gehirnwindungen zusätzlich eingeschaltet wurden. „Hm, kann ich verstehen, würde mir genauso gehen.“

„Krass, echt Krass!“ war Tims Kommentar.

Hier hatte sich eine kleine Truppe gefunden, die, was die Umweltproblematik anbelangte, auf gleicher Wellenlänge lag. Ihre Anteilnahme am Tod des Jungen und an der Problematik der Kinder war gleich. Und die Trauer, die sie für die zu Tode gekommene Journalistin hatten, war tief und echt. Das war alles, was man brauchte, um sagen zu können, die drei würden sich gegenseitig puschen und sich helfen und unterstützen, wenn es darauf ankam.

„Komm doch mal mit, zu Bernd Mühl. Ihr beide werdet euch mögen!“ sagte Kim zum Abschied zu Jan.

„Der Mann und LeafGreen wird jeden Tag für mich interessanter.“ Entgegnete Jan.

„Übermorgen. 11 Uhr. In der Redaktion?“

„Ja, gut. Übermorgen. 11 Uhr.“

„Ich mach uns einen Termin. Tschüss Jan!“

„Tschüss Kim!“

Dann fuhren sie beide nach Hause beziehungsweise Jan fuhr in sein Hotel. Dann telefonierte er lange mit Beate. Die es bedauerte, dass sie sich nicht hatte entschließen können, ihn zu begleiten. Und danach speiste er im Ristorante. Carpaccio mit Spargel – kalt – delissimo! Dazu einen Chiaretto Bardolino vom Gardasee.

*

Es klingelte, das Telefon. Bei Walter Ebert. Walter, der ein wenig kränklich geworden war, auf die alten Tage, schleppte sich an den Apparat.

„Ebert.“

„Und – alles klar, Herr Ebert?“

„Um was geht es denn?“

„Na, um die Million! Ist nun alles klar?“

„Aber um die kümmert sich doch Wolfgang Frey?“

„Das ist auch gut so. Aber wir brauchen doch auch einen Boten.“

„Ja, was - und da haben Sie …“

„Genau – an Sie gedacht.“

„Aber ich … „

„Nicht so schüchtern, Herr Ebert. Sie packen das.“

„Also, ich weiß nicht …“

„Doch, doch … Sie, oder der Dr. Mai.“

Ebert dachte an seine angegriffene Gesundheit, dann erst an Dr. Mai.

„Aber mein Herz … ich bin … nun ja, ich muss mich …“

„Schonen – ich weiß Herr Ebert. Aber der Dr. Mai ist auch nicht mehr der Frischste. Wenn Sie wissen, was ich meine. Aber sehen Sie, ich muss auch an mich denken. Vielleicht will einer von Ihnen um sein Geld kämpfen – da hätte ich bei Ihnen keine Bedenken. Sie würden das nicht tun. Da bin ich mir sicher.“

„Nein, würde ich nicht.“

„Sehen Sie, Herr Ebert, das wusste ich. Wer von Ihnen beiden das wird, sag ich Ihnen dann am Freitag. Tschüss.“

„Er hat sich wieder gemeldet!“

„Und?“

„Dr. Mai oder ich sollen den Boten machen! Aber ich, mit meiner Gesundheit!“

„Der Mai ist auch nicht besser dran. Also, reißt euch zusammen!“

„Du hast gut reden.“

„Und sagt ihm das nächste Mal, dass wir die Negative wollen!“

„Kannst Du das nicht machen?“

„Würde ich ja tun, wenn er bei mir anruft. Man, Walter! Der nächste, bei dem er sich meldet, muss das unbedingt fordern. Sonst geht das ewig so weiter! Hörst Du?“

„Kannst Du das den andern sagen?“

„Ja, ist gut. Mache ich.“

*

Jan hatte am Tag nach dem Besuch bei Tim Gebauer ein wenig länger geschlafen. Dann hatte etwas ausgiebiger gefrühstückt und danach einen längeren Spaziergang gemacht. Hier hat er die nötige Ruhe gefunden und alles noch einmal rekapituliert. Dabei kam ihm dann die Erkenntnis: er musste unbedingt noch einmal mit Mia Auerbach sprechen. Also fuhr er am Nachmittag auf direktem Weg zu ihr. Nachdem sie im Wohnzimmer platzgenommen hatten, stellte Jan ihr eine wichtige Frage.

„Frau Auerbach, überlegen Sie bitte in aller Ruhe und sagen Sie mir dann, wo könnte sich ihr Mann verstecken?“ Jan sah sieh eindringlich an. „Ich will Ihnen ein paar Denkhilfen geben. Hat er Dienstreisen gemacht, wo er mal eine

längere Zeit weg war? Oder gab es Aufträge, wo er über Nacht wegbleiben musste, weil es sich sonst nicht gelohnt hätte? Ich meine, den Weg. Wenn er ihn zweimal hätte fahren müssen. Irgendetwas in dieser Art. Es ist sehr wichtig, dass ich ihn finde. Ich glaube nicht, dass er wirklich in Gefahr ist. Aber ich muss unbedingt mit ihm sprechen. Und deshalb muss ich ihn finden, verstehen Sie?“

Mia Auerbach hatte Jans Worte zwar gehört – das heißt, ihren vordergründigen Sinn verstanden – aber was sich dahinter verbarg – das tiefere Warum – war ihr nicht in den Sinn gekommen. Wie konnte sie auch? Sie wusste nicht das, was Jan wusste. Und sie konnte auch nicht so denken, wie Jan dachte. Und das war das Problem – sie erkannte den Ernst der Lage nicht. Und hier war nicht die Lage ihres Mannes gemeint, sondern die Lage des kleinen Flusses. Und dabei geht es auch nicht um die geografische Lage. Die lag durch die geografischen Koordinaten bereits fest. Es ging um seine biologische Lage. Und Jan hatte die Befürchtung, dass es um diese Lage schlecht bestellt war.

„Ja, ja, ich verstehe Sie schon. Das ist ja … ich weiß auch nicht. Ich habe mich nie groß um die Belange meines Mannes gekümmert. Er wollte das auch nicht. Verstehen Sie? Ich wollte mich da auch nie einmischen. Ach, das ist vielleicht auch nicht das richtige Wort – Einmischen. Ich muss nachdenken, Herr Bronner. Das ist für mich schwer – jetzt, so aus dem … Lassen Sie mir etwas Zeit. Ich denke nach, und rufe Sie dann an, ja?“

„Frau Auerbach, ich kann das verstehen. Das fällt einem nicht ein, wenn man krampfhaft darüber nachdenkt. Bleiben Sie locker, entspannen Sie sich. Schalten Sie sich Ihre Lieblingssendung im Fernsehen ein oder hören Sie Ihre Lieblings-CD. Dann kommt es, wenn Sie es wissen. Dann fällt es Ihnen wieder ein. Und dann können Sie mich anrufen. Mitten in der Nacht – und dann sagen Sie es mir. Es könnte ja sonst verloren gehen. Rufen Sie mich an, wenn Sie es wissen, ja?“

„Ja, Herr Bronner, ich rufe Sie an, wenn ich es gefunden habe. Ich verspreche es. Mitten in der Nacht, wenn es sein muss.“

Jan war nach dem Besuch bei Frau Auerbach direkt zu Carmine gefahren, wo er zu Abendessen wollte. Als er sich seinen Rotwein, einen Ricossa Barbaresco aus dem Piemont und eine Variazione di antipasti bestellt hatte, dachte er kurz daran, bei Beate anzurufen. Aber dann fiel ihm ein, dort, bei Andrea, war heute eine Feier für die Kinder aus dem Dorf, die irgendeinen Umweltpreis gewonnen hatten. Da konnte sein Anruf warten, er würde jetzt nur stören. Dafür genoss er seinen Wein, lauschte der italienischen Musik, und dachte einen Moment an Frau Auerbach. Ob sie ihn wohl anrufen würde? Dann dachte er amüsiert an Kim – eine tolle Frau. Er würde Beate beruhigen müssen, wenn er ihr sagen würde, dass er zusammen mit einer Frau an diesem Fall arbeitete.

*

Das Telefon hatte wieder geklingelt und Dr. Mai hatte sich gemeldet.

„Passen Sie auf Dr. Mai, Sie stehen am Samstag um Punkt 14 Uhr in Frankfurt mit dem Geld vor dem ‚Café Hauptwache'. An der Seite, gegenüber der Katharinenkirche. Schreiben Sie es sich auf! Haben Sie einen Zettel?"

„Ja, habe ich."

Paul Bach hörte, wie es raschelte und Dr. Mai vor sich hinbrubbelte. „Samstag – 14 Uhr – Frankfurt – Hauptwache. Habe ich! Sonst noch etwas?"

„Café Hauptwache, an der Seite gegenüber der Katharinenkirche!"

Wieder war Geraschel zu hören und dann wurde noch einmal bestätigt: „Café Hauptwache, an der Seite gegenüber der Katharinenkirche!"

„Ja! Gut. Prima." Ein Moment Pause, dann ging es weiter: „Ich sage dann ‚Chemie'. Lesen Sies noch mal zur Sicherheit vor. Man weiß ja nie, ob Sie ausreichend ‚Vitasprint' genommen haben."

„Samstag, 14 Uhr, Frankfurt, an der Seite von Café Hauptwache, gegenüber der Katharinenkirche. Und ‚Chemie'. Habe ich was vergessen?"

„Ja, das Geld – eine Million. In einer Adidas Tasche. Nicht vergessen!"

„Gut! Schreib ich auf." Es raschelte einen Moment, dann meldete sich Dr. Mai wieder. „Ich wiederhole: Samstag – 14 Uhr – Frankfurt – an der Seite von Café Hauptwache – gegenüber der Katharinenkirche – Chemie sagen – Geld nicht vergessen – Adidas Tasche. Alles richtig?"

„Prima, Herr Dr. Mai. Das wird schon gut gehen. Sie machen das hervorragend!"

„Halt! Bevor Sie auflegen. Wir wollen die Negative, hören Sie?" sagte Dr. Mai ängstlich.

„Das habe ich mir schon gedacht. Sie kriegen einen Umschlag. Da ist alles drin."

*

An diesem Tag, also am Samstag, würde die Eintracht gegen die Bayern spielen. Das Bundesligaspiel war schon seit Monaten ausverkauft. Um 14 Uhr würde ein Trubel sein, gerade auch an der Hauptwache, wie zur Weihnachtszeit oder zum Rosenmontag. Da würde Paul Bach prima abtauchen können, falls ihn jemand verfolgen wollte. Und wenn, er würde noch ein paar Täuschmanöver einbauen. Er war sehr guter Dinge. Am Samstag würde er Millionär sein!

*

26 Zahltag

Freitag

Der Anruf war nicht mitten in der Nacht, sondern morgens um halb neun gekommen, während Jan frühstückte. Und Jan hatte sich nach dem Frühstück etwas sputen müssen, denn er hatte um elf einen Termin – bei LeafGreen. Und den wollte er auf gar keinen Fall absagen, oder zu spät kommen.

„Ich glaube, ich weiß wo mein Mann stecken könnte. Es ist ein kleiner Ort im Taunus. Oder Hintertaunus sagt man besser. Dort hat er einen Kunden. Das dauert immer zwei bis drei Tage. Dort übernachtet er dann meistens. Vielleicht ist er dort."

„Frau Auerbach, das ist gut. Aber wie heißt der Ort, wie heißt der Kunde? Sie sagten mir doch, Ihnen sei das alles eingefallen!"

„Ja, ja, Herr Bronner. Ich habe es mir aufgeschrieben. Heute am frühen Morgen. Hier ist der Zettel. Wir haben es jetzt, stimmt's?"

Jan las den Zettel und sagte: „Ja, Frau Auerbach. Es könnte sein, dass wir es haben."

„Ich habe dort vorhin angerufen. Aber die haben nur so rumgedruckst. So getan, als wäre er nicht da. War das richtig, was ich gemacht habe?"

Jan überlegte kurz. „Wenn das mit dem ‚rumgedruckst' – oder wie haben Sie gesagt – stimmt, dann denke ich schon, dass er da ist. Wir werden sehen."

*

Jan fuhr ein wenig schneller als sonst, und das behagte ihm gar nicht. Aber er wollte auf keinen Fall den Termin mit Bernd Mühl überziehen. Der Termin war ihm sehr wichtig. Um elf Uhr zehn betrat er Bernd Mühls Zimmer. Und noch ein wenig außer Atem, begrüßte er zunächst Kim und dann Bernd Mühl und entschuldigte sich für seine Verspätung.

„Macht nichts, Herr Bronner. Wir haben die Zeit genutzt, und Kim konnte mir von ihrem Besuch gestern bei Tim Gebauer berichten. Verloren haben wir deshalb nichts. Im Gegenteil, ich bin da ‚up to date', und das könnte wichtig sein. Finden Sie nicht?"

„Ja, ich finde auch, dass die Firma Gebauer eine Schlüsselrolle in der Geschichte mit dem verseuchten Fluss spielt. Aber wir – was sag ich – Sie brauchen einen konkreten Beweis, einen Zeugen, einen eindeutigen Hinweis auf ein Vergehen."

Bernd Mühl lächelte und schaute ein wenig verschmitzt zu Kim Bosch. „Entschuldigen Sie, das ich das jetzt belächle – aber genau das hat vor fünf Minuten Kim genau mit diesen Worten auch gesagt."

Jan sah zu Kim und sagte amüsiert: „Nicht schon wieder, oder?"

Kim grinste. „Doch."

Bernd Mühl war etwas verwirrt. „Was ist, hab ich was falsches gesagt?"

„Nein, Bernd, genau das Richtige. Wir beide – Jan und ich – wir ticken offenbar vollkommen synchron. Hab ich ihm das richtig erklärt, Jan?"

„Da fragst Du noch, Kim? Ich hätte ihm das genau mit Deinen Worten

gesagt.“

Kim und Jan schütteten sich aus vor Lachen und Bernd stand etwas ratlos daneben. Da er beim Stehen Probleme spürte, setzte er sich hin, deutete auf seine Sitzgruppe und lachte mit. „Ich muss das jetzt nicht verstehen, oder?“

Kim lachte immer noch herzerfrischend und sagte nur: “Ne, Bernd, musst Du nicht sofort. Aber wenn Du Jan eine Stunde erlebt hast, dann wirst Du es ohne weitere Erklärung verstehen. Er denkt sehr ähnlich wie ich. Und spricht auch so ähnlich. Und damit möchte ich auch sagen, er denkt ähnlich wie Du. Wirst schon sehn.“

„Wobei wir beim Thema wären.“ Meinte Jan. „Wenn ich an gestern denke, Kim. Ich habe vielleicht meinen Abgetauchten gefunden.“

„Nein! Das wär ja super! Dann würde uns endlich einer sagen, was da läuft – oder was da gelaufen ist.“ Meinte Kim.

„Ich verstehe wieder nur Bahnhof ihr beiden! Könnt ihr mich jetzt mal vernünftig informieren!“ meinte Bernd amüsiert.

Jan wurde sehr sachlich. „Entschuldigung, Herr Mühl. Aber … ach … wir beide, Kim und ich, vermuten, dass der kleine Fluss vor einiger Zeit vorsätzlich als Müllhalde verwendet worden ist. Aber, das ist der Punkt: wir brauchen einen Zeugen. Einen Zeugen, der uns sagen kann, wo der ganze Müll liegt. Denn Kim und ich vermuten, dass die drei Fässer, die man dort geborgen hat, noch nicht alles gewesen ist.“ Dann sah Jan zu Kim, um sich das von ihr bestätigen zu lassen.

Kim grinste fröhlich: „Jan, genau meine Worte!“

Bernd Mühl war ein wenig erschüttert, aber dabei würde es nicht bleiben. „Und wer, bitteschön, soll das gemacht haben? Habt ihr dafür auch schon jemanden im Verdacht?“

Kim sah zu Jan. Sie wusste, er hatte einen gewissen Ermittlungsvorsprung. „Ab jetzt bist Du dran, Jan. Du weißt etwas mehr als ich. Aber ich checke gleich mal durch, was Du da ermittelt hast.“

Jan atmete tief ein. „Ich könnte mir vorstellen, dass es diese Firma Gebauer gemacht hat.“ Dann legte er sein Fundstück auf den Tisch vor Bernd Mühl und Kim Bosch und sagte: „Und dass es der Müll der Mühlen-Werke war, den Gebauer dort verklappt hat.“

Kim nahm sofort das Bruchstück an sich und begutachtete es.

Bernd Mühl starrte Jan entsetzt an und stammelte: „Nein – das wäre ja furchtbar – das kann doch nicht …“

Kim fasste ihren Chef liebevoll am Arm. „Doch, Bernd. Nach allem, was ich bis jetzt zusammengetragen habe, ist das die logischste Erklärung. Ich bin auch auf diese Möglichkeit gekommen.“

Bernd Mühl schüttelte noch immer ungläubig seinen Kopf. „Aber das hieße ja, mein Vater, oder mein Großvater haben den Fluss vergiftet!“

„Ja, Bernd, das könnte es heißen.“ Stimmte ihm Kim zu.

Nun hatte Jan ein kurzes Informationsdefizit zu überwinden. „Kann mich jemand mit den mir sicherlich fehlenden Informationen versorgen, damit ich

euch jetzt folgen kann?“

„Das mache ich, Jan.“ sagte Kim und sah Jan dabei ernst an. „Mühlen-Werke – Mühl. Verstehst Du, Jan? Bernd Mühls Vorfahren – so will ich es mal ausdrücken – die haben die Mühlen-Werke gegründet. Und Bernd hat sie – vor vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren – verkauft. Als er die Firma geerbt hat. Da war der Müll aber schon ein paar Jahre im Fluss.“ Kim fasste Bernd liebevoll am Arm. Sie wusste, was ihr Chef – was Bernd – gerade durchmachte. „Und er wusste nichts davon.“

Bernd stand plötzlich auf, etwas ungelenk, polterte mit den Stühlen, die ihm etwas im Weg standen. Sein Kinn zitterte. Er dachte an Pat. Kämpfte mit den Tränen. Sein Hase tauchte vor seinem inneren Auge auf. Er schüttelte ungläubig seinen Kopf.

„Fahrt! Fahrt ihr beiden! Fahrt in den Hintertaunus, glaube ich. War das so, Herr Bronner? Zu diesem Zeugen. Und klärt mir das alles auf. Restlos! Und ich will, dass der ganze Müll ordentlich entsorgt wird. Das dieser kleine Fluss wieder so sauber ist … Ich kann es nicht fassen! Nein, ich glaube das nicht! Dieser alte Teufel! Dieser alte verdammte Mistkerl!“ Dann kippte er um.

Bernd Mühl lag völlig verkrampft am Boden. Die Atmung ging schwer. Der Puls war hoch! sehr hoch, wie Kim feststellte.

„Er braucht einen Arzt! Schnell.“ Rief Kim, und griff zum Telefon. „Petra, ruf Dr. Hussein! Bernd braucht einen Arzt!“ Dann sah sie zu Jan und erklärte: „Dr. Hussein hat seine Praxis hier im Haus. Der ist in zwei Minuten hier.“

Tatsächlich, zwei Minuten später wurde die Tür etwas forsch geöffnet und ein arabisch aussehender Mann in einem weißen Kittel schritt energisch ins Zimmer und steuerte sofort auf Bernd zu.

„Was ist passiert?“ fragte er, ohne hochzusehen. Er kniete schon neben dem Patienten.

Kim erklärte dem Arzt was geschehen war. Der Arzt öffnete Bernds Hemdkragen. Sah, dass er ein Hemd mit kurzen Ärmeln anhatte. Befühlte Arme und Beine, stellte dabei die Spannungen im Körper fest. Dann fühlte er den Puls, machte eine Blutdruckmessung. Als der Wert feststand, murmelte auf Arabisch etwas vor sich hin. Nun kramte er in seiner Arzttasche, fand was er gesucht hatte und schon zog er eine Spritze auf. Er nahm einen Alkoholtupfer und bereitete eine Stelle an Bernds Arm für die Injektion vor. Dann gab er Bernd langsam die Spritze.

„Das wird ihn beruhigen, entkrampfen, und ein wenig dämpfen. In einer Viertelstunde ist er wieder Alte. Hatte er Stress in letzter Zeit?“

„Kann man wohl sagen.“ Meinte Kim trocken.

Dann kam der Arzt hoch, sah Kim an und sagte: „Soll mal wieder vorbeischauen, der Gute. Und Du, Kim, warst auch lange nicht mehr da.“ Dabei gab er ihr einen freundlichen Klaps auf ihren Arm. „Übrigens, eure Filmchen – LeafGreen – sind echt super! Meine Kinder sind ganz begeistert! Die werden überzeugte Klimaschützer.“

„Wenn Kinder diese Filme gut finden und sie dann auch später beherzigen, ist das das beste Lob und der beste Erfolg, den wir uns wünschen können. Dann hätten wir schon ein bisschen gewonnen, Achmed.“ Sagte Kim.

Langsam kam Bernd wieder auf die Beine und setzte sich etwas benommen an seinen Schreibtisch.

„Immer mit der Ruhe, Bernd. Lass Dir Zeit!“ sagte Dr. Hussein.

„Geht schon, Achmed. Danke.“

„Gerne Bernd. Ist alles ok? Ich muss dann wieder – ein frischer Armbruch. Gerade als Du umgekippt bist. Der Junge muss jetzt den Gips kriegen. Bis dann.“

„Danke, Achmed. Bis dann.“

Zehn Minuten später, als sich Bernd Mühl wieder soweit erholt hatte und noch einmal über den Stand der Dinge gesprochen worden war, zog Bernd eine Zwischenbilanz. Am Ende sagte er dann:

„Herr Bronner, Sie fahren Nach Weilburg – so hieß doch die Stadt – und nehmen Kim mit. Kim stammt von dort, da haben Sie ein lebendes Navi neben sich. Und alles andere verschieben wir auf – wann immer ihr von dort zurück seid.“ Er sah zu Kim. „Einverstanden?“

„Ich fahre – kenne mich dort noch immer bestens aus. Auf, Jan!“ drängte sie zur Eile. „Das ist etwas Weg bis dort hin. Sonst müssen wir vielleicht noch übernachten.“

„Hab keine Zahnbürste dabei.“

„Du wirst lachen – ich auch nicht. Aber die sollen dort schon so zivilisiert sein, dass Du welche kaufen kannst.“ Neckte Kim.

„Meine Scheckkarte hab ich wenigstens dabei – dann kann ja nichts schiefgehen.“ Gab Jan lachend zurück.

„Also Bernd, wir rufen Dich an, wenn es etwas Neues gibt. Ciao!“

„Tschüss Herr Mühl!“ sagte Jan.

„Machts gut ihr beiden.“ Erwiderte Bernd.

*

Freitag gegen 14 Uhr. Wieder klingelte das Telefon bei Dr. Mai. Nachdem Mai sich gemeldet hatte, sagte der Erpresser:

„Ich will Sie nur an Ihren Termin morgen erinnern. Damit Sie ihn nicht vergessen.“

„Nein, den vergesse ich bestimmt nicht.“

„Na, prima.“

*

Kim fuhr den RAV4 Hybrid sehr routiniert. Sie war eine gute, sportliche Fahrerin, wie Jan fand, und er fuhr sehr entspannt neben ihr mit. Sie sprachen über ihren Werdegang und ihren privaten Lebensweg und fanden sich

gegenseitig immer sympathischer. Nachmittags hatten sie Weilburg endlich erreicht. Nun ging die Sucherei los.

Es kostete sie einiges Geschick die Firma auszumachen, mit der Auerbach geschäftliche Verbindungen hatte, aber ein pfiffiger Pförtner kannte Peter Auerbach – und auch dessen Kumpane Kurt und Erich. Nun, ein wenig Aufwand in Form von Schnäpsen mussten Kim und Jan mit ihm und seinen Skatbrüdern treiben, aber dann hatten sie den guten Peter Auerbach spätabends letztlich in sein Bett verfrachtet.

Samstag

Kim und Jan saßen zusammen mit Peter Auerbach am Frühstückstisch. Jan hatte einen kleinen Brummschädel, aber er wusste, eine gute Tasse Kaffee, und er würde auch ohne Aspirin oder ein anderes Kopfschmerzmittel auskommen. Kim war von allem unverschont, weder Kater noch Kopfschmerzen plagten sie. Aber Peter Auerbach war nicht gut drauf. Dem hatten die vielen Klaren einen ganz schönen Hieb versetzt.

Jan wusste, viel trinken! Wasser, half jetzt mit, den Alkohol zu verdünnen, damit ihn der Körper besser abbauen konnte. Also, Peter Auerbach musste viel Wasser trinken. Und Kaffee, damit er richtig wach wurde. Nach etwas mehr als einer Stunde und fast zwei Litern Flüssigkeit war Auerbach ‚vernehmungsfähig'.

„Nein – das war Mist, das war Wahnsinn, was wir damals geduldet haben. Nur weil es der alte Mühl so gewollt hat. In den normalen Zeiten war das alles ok. Der Gebauer hat alles – ich denke – ganz ordentlich entsorgt. Die Quittungen, die man damals noch gemacht, waren bestimmt alle gut. Aber dann, als bei uns dieser alte Müll entdeckt wurde – und dann auch noch Gebauers Laden immer schlechter lief. Fing alles an. Und der alte Mühl wollte unbedingt bauen, und die Amis als Investor gewinnen. Und dazu musste er den Müll schnell loswerden. Der Gebauer hat den Kram gekriegt – und wir die Quittung. Na ja – wir waren ihn los, den Müll. Und daran war Heinrich Mühl am meisten gelegen. Alles andere war ihm wurscht egal."

‚Na, ja,' dachte Jan, ‚das vermutete ich auch schon. Aber ich will wissen, wo der Müll liegt.'

„Haben Sie denn eine Vorstellung, wie viele von den Fässern verklappt worden sind. Und wissen Sie vielleicht sogar, wo genau sie gelandet sind?"

Auerbach dachte einen Augenblick nach, bevor er antwortete.

„Ich war früher mit den Abfallprodukten bei den Mühlen-Werken betraut. Bis zu diesem Zeitpunkt, als gebaut werden sollte, war meiner Meinung nach alles ok. Wirklich alles. Aber dann – es werden so um die zwanzig Fässer gewesen sein. Da wird Ihnen bei den Mühlen-Werken keiner sagen können, wo genau die verblieben sind. Selbst der alte Mühl nicht. Da bin ich mir sicher."

Auerbach wandte sich plötzlich ab und sah zum Fenster hinaus.

„Jetzt fällt mir etwas ein – ha! Dass ich darauf noch nicht gekommen bin!

Auf jeden Fall der Gebauer. Dessen Leute. Ein Fahrer, ein Hiwi. Und dann einer von unseren Leuten damals!“ und nun sah er abwechselnd zu Jan und Kim und hoffte auf Anerkennung. „Peter Berger, der könnte etwas wissen. Der hat damals bei dieser Entsorgung mitgeholfen, damit es schneller ging. Ja! Und den können wir …“. Hier fiel ihm etwas Entscheidendes ein. „Der hat ja bei mir gekündigt! Scheiße!“ er sah zu Kim und Jan und sagte: „Entschuldigung, das ist mir so rausgerutscht.“

Kim tat das ab. „Macht nichts – passiert mir auch dauernd.“

Jan feixte sich eins. „Oh, Kim. Diesmal warst Du schneller!“

Kim musste grinsen, weil sie Jan verstanden hatte. Sie fragte jetzt aber bei Auerbach nach. „Und der Berger, der hat bei Gebauer mitgearbeitet, obwohl er eigentlich bei den Mühlen-Werken angestellt war?“

„Den hat Mühl praktisch an Gebauer ausgeliehen. Damit es schneller geht.“

„Nun, wenn der gekündigt hat – wissen Sie, wo er hin ist?“ fragte Jan und kramte in seiner Tasche.

„Der war aus dem Osten – ehemalige DDR. Da wollte er … jemanden Pflegen oder so.“

„Jan, den finden wir über Melderegister.“ Meinte Kim.

Jan nickte, schließlich hatte Kim noch gute Beziehungen zur Polizei. Er wusste seit dem vorherigen Abend, dass sie fest mit einer ehemaligen Kollegin zusammenlebte. Er legte sein Bruchstück vor Peter Auerbach auf den Tisch und frage: „Kommt Ihnen so etwas bekannt vor?“

Auerbach nahm das Bruchstück in die Hand und studierte es ziemlich genau.

„Ja, Herr Bronner. Ich denke, wenn Sie das dort in dem kontaminierten Bach gefunden haben, dann ist das ein Bruchstück von einem unserer Fässer.“

Nun hatte es Kim eilig. „Auf, meine Herren! Die Pflicht ruft. Es ist ein langer Heimweg. Wir brauchen ein bisschen, bis wir am Ort des Geschehens sind! Schließlich ist Wochenende, und soweit ich weiß, findet der Bundesligahit Eintracht gegen Bayern statt. Da ist auf den Straßen rund um Frankfurt die Hölle los.“

Sie fuhren nicht in Kolonne, denn mit Kolonnenfahren hatten Kim und Jan schlechte Erfahrungen gemacht. Sie hatten sich darauf geeinigt, sich bei Bernd Mühl zuhause zu treffen. Und dabei sollte es nicht auf die Minute ankommen.

*

Samstag, um 13.30 an der Hauptwache. Das Bundesligaspiel war schon seit Monaten ausverkauft. Es war ein Trubel, auch an der Hauptwache, wie zur Weihnachtszeit oder zum Fasching. Die Bundesligasaison hatte in diesem Jahr bereits früh im August begonnen, weil im Jahr darauf die EM stattfinden sollte. Und so war es bereits am zweiten Spieltag der noch jungen Saison zu diesem Knaller gekommen.

Paul Bach hatte sich verkleidet: Schnurrbart, Brille, braune Haarperücke, Jeans, Wendejacke. Er hatte geübt, vor dem Spiegel, im Bad seiner kleinen Wohnung. Und er hatte einen Faltrucksack bei sich. Er beobachtete die Szene an der Hauptwache ganz genau, wie früher, als er das noch für das MfS gemacht hatte. Das war immer sehr amüsant, fand er jedenfalls. Alles war im grünen Bereich, stellte er zufrieden fest. Nirgends war etwas Verdächtiges zu sehen. Etwas, was nach Polizeifalle aussehen könnte. Dann startete er sein Unternehmen.

13.35 Paul Bach – verkleidet – schlendert an den Schaufenstern vorbei, er nutzt die Spiegelbilder der Schaufenster aus und beobachtet alles – was sich vor, neben, hinter oder über ihm auch nur einen Hauch bewegt – nichts Verdächtiges
13.40 Paul schlendert zur Katharinenkirche, dreht sich langsam zur Hauptwache
13.45 Paul Bach bezieht Stellung – beobachtet alles wie ein Luchs – nach allen Seiten – keine Gefahr – alles im grünen Bereich
13.50 Dr. Mai trifft mit der Sporttasche ein
13.51 Paul Bach entdeckt Dr. Mai, sucht die Umgebung ab, keine Polizei in Sicht
13.52 nirgends eine verdächtige Person, viele Fußballfans
13.53 Dr. Mai wird unruhig, keine Polizei, keine Verdächtigen, noch mehr Fans
13.54 eine Gruppe Bayernfans ziehen johlend über den Platz – brennen Bengalos ab
13.56 Eintracht Fans kontern, Dr. Mai bekommt Angst – keine Polizei
13.57 wieder etwas ruhiger, immer noch keine Polizei, keine Verdächtigen
13.58 Paul Bach verlässt seinen Posten, geht langsam auf die Hauptwache zu
13.59 Paul Bach schlendert langsam auf Dr. Mai zu, keine Verdächtigen
14.00 Paul Bach steht bei Dr. Mai, Bach sagt ‚Chemie‘, erhält die Sporttasche von Dr. Mai
14.01 Paul Bach verschwindet im Café Hauptwache, Dr. Mai hält einen Umschlag in der Hand

Paul Bach geht nun ganz ruhig zu den Toiletten nachdem er feststellen konnte, dass ihn niemand verfolgt. Dort öffnet eine Kabine und verschwindet darin. Und schließt ab. Er lauscht, ob ihm jemand gefolgt ist. Es bleibt still. Er

öffnet seinen Faltrucksack, dann die Tasche mit dem Geld. Er stockt einen Augenblick und sieht fasziniert auf das Geld. Sein Geld!

Er kramt das Geld aus der Sporttasche, prüft, ob es verwanzt ist und verstaut langsam das Geld in den Rucksack. Dabei zählt er. Jemand kommt in den Klosettraum, betritt eine Kabine und verriegelt seine Tür. Kurze Zeit danach hört Paul die Spülgeräusche einer Toilette. Der Mann verlässt sie wieder. Paul hatte sich die ganze Zeit ruhig verhalten. Bach verstaut und zählt weiter. Fertig. Es stimmt alles. Nichts von Wanzen hat er entdecken können.

Nun dreht Paul seinen Wendeblouson um und zieht ihn wieder an. Er entfernt seinen angeklebten Schnurrbart, wirft ihn ins Toilettenbecken. Dasselbe macht er mit seinen falschen Haaren. Er spült alles hinunter und verlässt dann seine Kabine, die leere Sporttasche lässt er zurück. Er verlässt die Toilette, nachdem er sich die Hände gewaschen und sein Outfit kontrolliert hat und strebt dem entgegengesetzten Ausgang zu. Niemand folgt ihm. Er geht die Treppen hoch, wendet sich zum U-Bahn-Eingang und begibt sich zum Bahnsteig.

Ein U-Bahnzug läuft ein, hält, öffnet alle Türen. Im letzten Augenblick steigt Bach ein und Sekunden später fährt die U-Bahn los. Niemand kann mehr einsteigen. Er fährt bis zu der Station, wo sein Auto geparkt ist. Bach steigt aus, dreht eine Runde, wartet ein paar Minuten und beobachtet seine Umgebung. Er ist allein – niemand ist ihm gefolgt! Er geht zu seinem Auto, steigt ein und fährt kurz darauf los.

Er kontrolliert seinen Rückspiegel. Kein Fahrzeug weit und breit hinter ihm zu sehen. Geschafft! Paul Bach ist Millionär!

*

27 Zwischenbilanz

Kim lenkte den RAV4 auf die Auffahrt des Hauses von Bernd Mühl. Bernd Mühl öffnete ihnen. Er hatte Sky und war gerade beim Fußball anschauen im Fernsehen. Die Eintracht gegen die Bayern. Es stand immer noch 0:0. Aber es war ein flottes Spiel und beide Mannschaften hatten viele Gelegenheiten in Führung zu gehen. Peter Auerbach kam kurz vor Spielende. Er war zuerst nach Hause gefahren und hatte sich von seiner Frau gehörig den Kopf waschen lassen müssen.

Nun wurde Bernd Mühl über alles genauestens informiert. Bernd und Auerbach kannten sich noch von der Zeit, als er in den Mühlen-Werken gearbeitet hatte und Bernd das Labor dort ‚zerlegt' hatte.

„Gut – oder besser – nicht gut, Herr Auerbach. Sie bestätigen das, was wir bereits vermutet hatten: es wurde illegal Abfall beseitigt. Und mein Vater hatte seine Hände darin, in diesem schmutzigen Vorgang. Und, was für mich

auch sehr verwerflich ist, er hat seine Führungsmannschaft in der Firma mehr oder weniger dazu verdonnert, das dreckige Spiel mitzuspielen. Richtig?“

Alle nickten. Das hatten alle als erwiesen angesehen.

„Nun wissen wir durch die Todesfälle und die Chlorakne, dass einiges von diesem Müll in dem Fluss gelandet ist. Fragt sich aus meiner Sicht:
- Waren die drei Fässer alles, was dort gelandet ist?
- Wie viele Fässer sind es insgesamt gewesen?
- Wo ist gegebenenfalls der Rest gelandet?
- Wer kann uns darüber genau Auskunft geben?“

Bernd Mühl sah sich in der kleinen Runde fragend um und wartete auf Wortmeldungen.

Peter Auerbach ergriff das Wort als erster: „Also, dass ich den Mist bereue, den ich da gemacht habe, das können Sie mir alle glauben. Da gibt es kein Pardon. Soviel zunächst dazu.“ Sprache er sehr glaubhaft und fuhr dann mit fester Stimme fort: „Was ich weiß – und das trifft wahrscheinlich auf alle Mitarbeiter der Führung der Mühlen-Werke zu – ist, dass das ungefähr zwanzig Fässer waren. Wo die Fässer abgeblieben sind, werden diese Männer aber auch nicht wissen.“

Er überlegte, fuhr dann fort. „Bis auf wenige Ausnahmen. Ihr Vater hatte vielleicht Kenntnisse – aber der scheidet aus. Herr Mühl hatte aber auch direkt mit Gebauer zu tun. Wahrscheinlich hat er etwas gemacht, was unter dem Tisch gelaufen ist. Da kriegt man dann nichts mehr raus, weil man den alten Gebauer auch nicht mehr befragen kann. Der hatte einen Schlaganfall – und scheidet definitiv aus. Der Tim, hm – der war zu jung. Das ist genau wie bei Ihnen, Herr Mühl. Sie haben wahrscheinlich auch nicht von alledem gewusst.“

Bernd Mühl schüttelte nur seinen Kopf. Auerbach sprach dann weiter. „Nun – kommen wir zu denen, die etwas wissen könnten. Ich sage mit Vorsicht – könnten. Ich will keinen verdächtigen. Da ist zunächst Karl Hambach. Der könnte da wohl etwas tiefer drinstecken, etwas wissen. Denn – ich weiß das von Peter Berger, meinem ehemaligen Mitarbeiter, der hat solche Andeutungen gemacht.“

Er nickte, so, als wollte er sich selbst bestätigen. „Dann Peter Berger selbst. Der war dazu sogar von den Mühlen-Werken abgestellt worden. Er hat, wie er mir sagte, den Transport zu Gebauer begleitet. Der könnte – der müsste – eigentlich mehr wissen!“

Er nickte weiterhin, ging das im Kopf alles durch. „Und dann die Mitarbeiter von Gebauer. Die waren ja auf unserem – ich sage unserem, bin ja nicht mehr dabei – Gelände. Ich meine, ich hätte mindestens zwei gesehen.“

Kim sagte trocken: „Dann befragen wir doch Peter Berger. Ist doch ganz einfach.“

„Ja, gute Idee, Frau Bosch. Nur, ich kann ihn nicht mehr fragen: er hat bei mir gekündigt. Ist in die Ex-DDR und pflegt jemanden aus seiner

Verwandtschaft.“ Entgegnete Auerbach.

„Hat er ‘ne Adresse angegeben?“ Wollte Jan wissen.

„Kann ich nicht auswendig sagen. Den Personalkram macht meine Frau für mich. Ich glaube aber eher nicht.“ Sagte Auerbach dazu.

„Wird ja wohl irgendwo in den neuen Ländern gemeldet sein. Krieg ich raus für uns!“ meinte Kim leichthin.

„Sonst haben wir nichts?“ fragte Bernd Mühl etwas enttäuscht.

„Nun ja …“ schaltete sich Jan ein. „Die Leute von Gebauer, wissen Sie etwas über die, Herr Auerbach?“ fragte Jan

„Ich habe da mal kurz reingeschaut, damals. Als die aufgeräumt haben. Zwei Mann. Wie gesagt. Ein Fahrer und noch ein Mann. Ein Türke war das, glaube ich.“

„Immerhin, mehr als nichts.“ Meinte Kim und sagte zu Jan: „Ob Tim sich an was erinnern kann?“

„Der wird doch noch zur Schule gegangen sein. Also eher nicht, denke ich.“ Entgegnete Jan skeptisch.

„Aber der war doch an diesen Sachen sehr interessiert?“ Lies Kim nicht locker.

„Ja, schon. Wir fragen ihn. Der hat vielleicht auch noch ‘ne Idee.“ Sagte Jan daraufhin. „Vielleicht gibt auch deren Personaldatei etwas her.“

„Und ich rede mit Karl Hambach. Der muss mir Rede und Antwort stehen!“ Steuerte Bernd Mühl bei, finster entschlossen, diesen Frevel auszumerzen, den sein Vater da wohl begangen hatte.

Jan schaltete sich sofort ein. „Das würde ich nicht tun. Damit warnen Sie diese Bande und wenn Sie Pech haben, sind die hinterher über alle Berge. Ich habe da später eine viel bessere Idee, Herr Mühl.“

„Ich lass meine Frau in unseren Unterlagen wegen Berger nachschauen.“ Meinte Peter Auerbach.

„Ja, das ist schon besser.“ Meinte Jan.

„Nicht gerade viel.“ Zog Bernd Mühl etwas enttäuscht ein Fazit.

„Besser als nichts allemal. Oder?“ Kam von Kim. Dann schob sie nach. „Ich kann meine Lebensgefährtin, die bei der Polizei arbeitet, darum bitten nachzusehen, wo sich dieser Peter Berger ab und wieder angemeldet hat. Da brauche ich aber zusätzlich ein paar Daten. Geburtstag, letzte Wohnadresse und so weiter. Die müssen Sie mir geben, Herr Auerbach. Hier ist meine Handynummer drauf.“ Sie gab Peter Auerbach ihre Karte.

„Verbleiben wir doch so – es ist alles sehr dringend. Und die Polizei hat ja alles mehr oder weniger eingestellt. Die warten auf das Umweltamt. Es liegt an uns, die Sache wieder ins Rollen zu bringen. Können wir uns morgen um elf wieder bei mir treffen? Und Sie, Herr Bronner, würde ich gerne noch um etwas bitten, könnten Sie noch etwas bleiben?“ sagte Bernd Mühl zum Abschluss.

Kim Bosch und Peter Auerbach brachen auf und versprachen vorher, am

nächsten Tag wieder vormittags zu erscheinen. Und zurück blieben Bernd Mühl und Jan Bronner.

*

Als das Fußballspiel gerade beendet war, kam Dr. Mai bei Karl Hambach an, wo er von allen mit Spannung erwartet wurde. Erleichtert reichte er Hambach wortlos den Umschlag, den er noch nicht geöffnet hatte.

„Und wie ist es gelaufen? Geht es Dir gut, Friedrich?“ wollte Frey wissen.

„Frag nicht! Für mich ist das nichts mehr auf meine alten Tage. Macht mir einer mal einen Grappa? Ich brauch jetzt so etwas. Auto fahr ich heute nicht mehr. Ich rufe mir nachher eine Taxe.“ Sagte Mai und ließ sich in einen Sessel fallen.

Hambach hatte den Umschlag geöffnet und fluchte: „Mist! Der Kerl hat uns gelinkt! Da sind nur die alten Bilder drin!“

Stolz schaute sich die Bilder an: „Doch, das sind genau die Bilder, die den ganzen Mist zeigen, der damals verzapft wurde. Wo liegt Dein Problem, Karl?“

„Die Negative fehlen!“ zischte Hambach. „Ich will in zwei Wochen nicht noch einmal eine Million bezahlen! Der hätte uns die Negative geben müssen, das war so abgemacht!“ Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Gib mir auch einen Grappa!“

Frey reichte Mai seinen Grappa und goss auch einen für Hambach ein.

Stolz fingerte in dem Umschlug herum und sagte plötzlich: „Hier ist noch ein Zettel drin!“

„Lies vor!“ befahl Hambach und trank seinen Grappa auf ex.

„Die Negative der Bilder kommen mit der Post in zwei Tagen.“

„Jetzt brauch ich auch einen Grappa!“ sagte Frey und fügte an: „Und der wird mir wahrscheinlich nicht reichen.“

Hambach hielt nur sein leeres Glas hin. Auch Stolz goss sich jetzt einen Grappa ein.

*

28 Jan und Bernd

„Ein Glas Rotwein, Herr Bronner? Ich habe einen guten Syrah aus Sizilien. In guter Eiche gereift. Nicht in Barrique. Wie wär’s damit?“ schlug Bernd Mühl vor.

„Gute Rebe. Braucht viel Sonne und die kriegt sie auf Sizilien. Und Eiche könnte ihr besser bekommen als Barrique. Nicht schlecht. Gerne.“

„Ich hatte gehofft, dass Sie ‚ja‘ sagen und habe ihn schon dekantiert. Ich

hole ihn.“

Als sie zusammensaßen und den ersten Schluck getrunken hatten sahen sie sich anerkennend an. Ihnen hatte der erste Schluck schon mal recht gut geschmeckt.

„Alle Achtung, guter Tropfen.“

„Find ich auch, Herr Bronner.“ Erwiderte Bernd Mühl.

Dann sah er Jan direkt an und ließ raus, was er auf dem Herzen hatte. „Herr Bronner, ich möchte Sie bitten, dass Sie im Team bleiben und helfen, den Verbleib der Fässer aufzuklären. Ihre Kosten übernehme ich selbstverständlich. Wären Sie dazu bereit? Noch sind ein paar sehr wichtige Punkte zu klären. Nicht dass ich Kim das nicht zutrauen würde, aber wir haben vielleicht auch den Faktor ‚Zeit‘ mit im Spiel. Wir müssen die Schlagzahl erhöhen!“

Jan überlegte nur kurz. „Ja, Herr Mühl, das sehe ich genauso. Und mir liegt ehrlich gesagt auch daran, dass die Sache restlos geklärt wird. Die Polizei und die Umweltbehörde scheinen ja nicht gerade sehr aktiv zu sein.“

„Das ist es ja. Ich habe mit meinem Vetter gesprochen. Der ist Staatssekretär im Umweltministerium. Der sagt mir, der Fall gilt praktisch als abgeschlossen. Die haben nichts herausgefunden, die Messwerte sind ruhig. Das wars. Aber wir wissen etwa mehr als diese Stellen.“

„Also, ich bin weiterhin gern dabei. Das heißt, richtig drin war ich ja nur für Frau Auerbach. Sie ist eine ehemalige Kollegin meiner Frau.“

„Ach, das ist mir neu.“

„War ja ziemlich turbulent hier. Wir konnten uns noch nicht so richtig bekannt machen.“

„Ja, da haben Sie Recht, Herr Bronner.“ Er ging zur Terrassentür und öffnete sie. Kommen Sie, lassen Sie uns ein wenig die Beine vertreten, Sie haben heute doch auch noch nicht genug Bewegung gehabt. Wir gehen ein wenig im Garten umher.“

„Ja, gerne.“ Sagte Jan und sah in den Garten, der eigentlich schon ein Park war.

Sie stiegen ein paar Stufen hinab.

„Wenn ich fragen darf, Herr Mühl, warum haben Sie eigentlich die Firma Ihres Vaters nicht übernommen?“ fragte Jan und sah Bernd Mühl dabei interessiert an.

Bernd holte tief Luft und überlegte einen Moment, bevor er antwortete.

„Wissen Sie, Herr Bronner, es ist doch so: wenn man eine Sache macht, oder machen will, oder in meinem Fall, auf Wunsch – oder besser Wille – des Vaters machen soll, dann wird dabei nur etwas draus, wenn man zwei entscheidende Dinge hat. Das sind einmal das Talent, und zum anderen der Wille. Wenn eines von Beiden nicht vorhanden, oder zu schwach ausgeprägt ist, dann wird nichts draus.“

Er ging einen Schritt und blieb dann wieder stehen und sah Jan erneut an.

„Sehen Sie, ein Beispiel. Wenn ich nicht Malen kann, dann kann ich noch so viel Wollen, es wird nichts mit dem Malen. Wenn ich keine Stimme habe, wird kein Pavarotti aus mir. Verstehen Sie?“

Jan nickte, er konnte sich vorstellen, wie Bernd Mühl weiterargumentieren würde.

„So ist das mit unseren Berufen auch. Wenn ich kein Talent zum Chirurgen habe, kann ich so viel wollen wie ich will, es wird kein guter Chirurg aus mir.“ Fuhr Bernd fort.

Wieder blickte er zu Jan und unterstrich mit einer Geste seine Rede. „Und mit der Chemie ist es genauso. Wenn ich Chemie nicht richtig kann, oder auch nicht richtig will, wird kein guter Chemiker aus mir. Und dann spielt noch eine Sache eine wichtige Rolle. Und das ist die spezielle Ausbildung. Also die Ausbildung zum Maler, zum Sänger, zum Chemiker. Und da spielt auch wieder das Wollen eine Rolle. Man muss also Talent haben, dann den Willen zur Ausbildung – denn die ist anstrengend – und dann noch, wenn Sie so wollen, das generelle Wollen.“

„Und sie wollten auch nicht?“

„Ja, das ist es. Oder, das war es.“ Er blieb stehen, sah Jan an und nickte. „Ich wollte die Chemie nicht. Das, was mein Vater da getan hat, was er mit der Chemie der Erde angetan hat – ich wollte es nicht. Ich wollte nicht so werden wie mein Vater! Und ich wollte nicht so enden wie mein Vater!“

Er ging ein paar Schritte während er über seine Motivation nachdachte. Dann blieb er wieder stehen und sah zu Jan.

„Jetzt könnten Sie sagen: Sie hätten doch Ihre Chemie machen können, nicht die Ihres Vaters, und die Firma anders ausrichten können.“

„Ja, genau dies wäre meine Frage gewesen.“

„Sehen Sie, genau dies habe ich auch überlegt. Und bin zu dem Schluss gekommen: dazu hätte ich ein verdammt guter Chemiker werden müssen. Einen Betrieb völlig konträr ausrichten, das braucht auch etwas. Und das wusste ich: das kannst Du nicht!“

Er schüttelte seinen Kopf.

„Dazu haben auch wieder Talent und Wille nicht ausgereicht. Da wird man, selbst wenn man die Ausbildung noch so sehr will, eben nicht oder nur mäßig erfolgreich sein können.“

Dann hob er seine Hand und zeigte mit dem Zeigefinger bedeutungsvoll in die Luft.

„Aber, was ich all die Jahre schon verfolgt habe, den Tierschutz, den Umweltschutz – da hatte ich Talent. Das haben meine Noten in der Schule bewiesen. Mir bewiesen – und auch meinem Vater. Darin war ich gut. Und das wollte ich. Das hat aber auch mein Vater gewusst.“

Er drehte sich wieder zu Jan und lächelte ein wenig verbittert.

„Und deshalb sollte ich den Betrieb auch nicht übernehmen. Ich hätte ihn so oder so kaputt gemacht, glaubte er. Deshalb sollte mein Vetter sein Nachfolger werden.“

Er nickte Jan nur stumm an.

„Und dann ist er gestorben. Mein Vater. Zu meinem Glück, wenn Sie so wollen. Und hatte sein Testament vorher nicht mehr geändert. Und ich habe alles geerbt. Und nun ich konnte mich frei entscheiden. Ich musste nicht unbedingt übernehmen. Ich konnte bleiben – oder verkaufen."

Er blickte zufrieden zu Jan und nickte, um seine Worte zu bestätigen.

„Und habe mich für LeafGreen entschieden. Und bin sehr zufrieden damit."

Er nickte weiter und blickte in die Ferne, als ob er dort sehen konnte, wie die Zukunft von ihm und seinem Anliegen LeafGreen aussehen konnte.

„Das will ich! Und das kann ich auch! Dazu habe ich auch das notwendige Talent. Und vor allem – darin kann ich der Erde etwas zurückgeben. Etwas von dem wieder richten, wo mein Vater Schaden verursacht hat."

Nun blieb Jan einen Moment stehen, dachte nach über Bernds Worte und nickte.

„Ja, das verstehe ich. Und ich denke auch, dass das ein guter Schritt in die richtige Richtung war."

„Ist." Sagte Bernd. „Ist, Herr Bronner. Ich bin gerade dabei, diesen ersten Schritt zu tun. Beendet ist er noch nicht. Wenn Sie so wollen, denn ich habe gerade das Bein am höchsten Punkt des ersten Schrittes. Ich muss ihn noch beenden und dann den nächsten tun."

Jan verstand ihn gut. Er hatte auch schon einige der LeafGreen-Spots gesehen und war auch der darin geäußerten Meinung, dass das alles nicht im Handumdrehen geht.

„Wir, das heißt die Menschen, wir werden Geduld und Ausdauer brauchen. Da haben Sie sicher Recht."

„Ja." Bestätigte Bernd Mühl. „Wir brauchen einen langen Atem. Mancher Schritt wird sogar ein, zwei oder drei oder mehrere Generationen dauern, bis er gegangen, bis er zu Ende ist. Das heißt aber auch, wir werden unendlich viel Geduld und Durchstehvermögen brauchen, bis wir einen Erfolg sehen können. Und manchmal wird er ausbleiben, der Erfolg. Und dann werden wir betrübt feststellen müssen, das etwas endgültig verloren gegangen ist. Das unsere Mühe beinahe umsonst war."

„Warum beinahe?"

„Nun, etwas anderes haben wir durch unseren Schritt vielleicht retten können. Oder einen weiteren Rettungsschritt erst möglich gemacht, um einer anderen Art das Überleben zu ermöglichen. Wissen Sie, das können und dürfen wir auch nicht machen: wir dürfen uns nicht nur auf ein Ding, eine Art, eine Pflanze, eine Region konzentrieren. Auf die Gesamtheit kommt es an. Die Erde ist nicht nur ein Teil, sie ist alles – das Alles – das Universum unserer irdischen Welt. Um sie dreht sich für uns Menschen alles, weil es unser Leben im Alles ist."

Er lächelte.

„Und da hat jeder gedacht, er kann machen was er will. Diese Erde ist nicht klein zu kriegen. Aber das ist sie doch, wie man sieht."

Sein Blick wurde wieder nachdenklich.

„Wissen Sie, man sollte es aber auch nicht zu pessimistisch sehen. Denken Sie nur einmal, was die Erde schon alles aushalten musste. Sie war ja bei weitem nicht immer so, wie wir sie jetzt, in diesem irdischen Wimpernschlag – unserem Leben – erleben. Denken Sie nur an die Saurier: ein Meteorit – danach alle Urzeitriesen ausgestorben. Oder die jüngere Zeit: Säbelzahntiger und Mammut – klimatische Veränderungen – ausgestorben. Das war nicht der Mensch. Das waren die irdischen Umstände, wenn man so will. Und trotzdem ging alles weiter, alles irdische Leben.

Denken sie an die Zeitabschnitte, Carbon, Jura, Kreide. Dort ging viel unter, ging für immer verloren. Aber immer war Evolution. Immer ist auch etwas Neues entstanden, hat sich entwickelt oder angepasst. Lebewesen kamen, Lebewesen gingen. Denken Sie an all die Versteinerungen. Oder an die eingeschlossenen Lebewesen im Bernstein.

Ich glaube, dass da, wo eine Lücke entsteht, auch wieder etwas nachrückt. Kritisch wird es erst dann, wenn dabei eine Kreatur überhandnimmt und ein Ungleichgewicht entsteht. Wenn eine Kreatur keinen Fressfeind mehr hat und dadurch eine Überpopulation entsteht, die dann zum Schädling für die vorhandene Natur wird.“

„Und dann müsste der Mensch steuernd eingreifen?“ Meinte Jan ihn zu verstehen.

„Damit er dann nach zwei Generationen merkt, dass er den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben hat? Und nun ein neues Problem entstanden ist, was er nicht auf Anhieb beherrscht. Oder dem er dann vielleicht machtlos gegenübersteht?“

Jan schüttelte als Antwort nur fragend seinen Kopf.

Bernd Mühl schien auch ein wenig ratlos dieser Frage gegenüber zu stehen.

„Vielleicht sollten wir uns Mut machen an den Dingen, die wir retten konnten, die wir wiederbelebt haben. Die Moore zum Beispiel. Wir können Teile der Natur erhalten, retten, sie wiederbeleben und dann nach einiger Zeit sehen, dass etwas Renaturiertes wieder zu leben beginnt. Dass Pflanzen und Insekten, Tiere, die wir für bereits ausgestorben hielten, plötzlich wieder da waren – sozusagen aus dem Nichts. Wenn wir der Erde Zeit und Raum geben, vielleicht schafft es die Erde, und sie heilt sich selbst. Wenn wir nicht gleichzeitig an anderer Stelle ihre Selbstheilungskräfte überfordern.“

Jan war skeptisch.

„Aber das Raubtier Mensch denkt nicht so.“

„Es ist noch nicht zu dramatisch genug. Es erkennen noch nicht alle. Manche verneinen es, und behaupten sogar, die Umweltprobleme seien eine Lüge.“ Bernd schüttelte skeptisch den Kopf. „Wissen Sie, erst wenn er tatsächlich erkennen würde, dass nur noch Ressourcen für, sagen wir fünf Generationen, bereitstehen würden, begreift er es, der Mensch. Erst dann würden es vielleicht alle begreifen. Und selbst dann würde die vorletzte Generation so leben, als wäre alles im Überfluss da. Für mich reicht’s ja noch

– würden sie argumentieren. Und auf Kosten ihrer Kinder im Überfluss leben.“

„Also müssen wir unser Bewusstsein, unsere Einstellung zum Leben auf der Erde ändern.“ Bemerkte Jan.

„Ich denke auch, in diese Richtung geht die Reise. Aber es wird dauern. Wir werden das Generation für Generation beibehalten müssen. Wir müssen andauernd und mit Überzeugung daran arbeiten, und es den nachfolgenden Generationen verpflichtend weitergeben.“

„Aber könnte die Politik nicht stärker eingreifen? Sollte sie es?“ wollte Jan wissen.

„Natürlich, jemand Kluges mit Visionen. So ein neuer Kennedy. Das wäre vielleicht hilfreich. Aber die heutige Generation, bis auf Macron vielleicht … „Er winkte ab. „Jetzt, bei dieser Trauerfeier letzthin, da konnten Sie es wieder hören, dieses Geschwafel, voller Pathos, Äh …!“ er schüttelte verächtlich den Kopf.

„Da reden sie. Und reden. Und dann, nächste Woche, wenn irgendwo irgendwelche Gewinne auch nur etwas gefährdet sind. Dann haben die Konservativen wieder Schiss. Da sitzen die Lobbyisten wieder auf ihrem Schoß. Und, wie bei der Braunkohle, dass wirft dann die Sozen wieder um. Dabei muckt die Gewerkschaft auf und droht: ‚Bei den nächsten Wahlen … ‘ und ‚… was soll das mit den Arbeitsplatzverlusten‘ … Und dann die Gelben. Na, bei denen ist alles heilig, was die Steuern erniedrigt und nichts kostet. Ne, eine neue Art Politik brauchen wir mit Sicherheit auch. Also, auch eine Frage der Jugend. Aber mit denen von heute … ach … vergessen Sie’s. Die wollen nur Spaß haben, sonst nichts. Wir leben in einer Spaßgesellschaft, Herr Bronner.“

Sie gingen wieder ins Haus zu ihrem Wein und sprachen weiter über das Thema Umwelt und der damit verbundenen Probleme.

„Nehmen Sie als anderes Beispiel das Thema Automobil.“ Sagte Bernd.

„Der Deutschen liebstes Thema.“

„Sagen wir mal lieber, des deutschen Mannes liebstes Thema, Herr Bronner.“

Jan winkte zustimmend. „Ja, richtig, Stammtischthema!“

„Genau.“ Sagte Bernd Mühl. „Glauben Sie, dass ‚rein Elektrisch‘ die richtige Antwort ist?“

Jan schüttelte den Kopf. „Bringt uns unterm Strich gesehen noch keinen Vorteil. Die gesamte Bilanz muss negativ ausfallen, weil die Fertigung, zum Beispiel die Akkus zu belastend sind, und der Strom aus der Dose ist noch zu dreckig.“

„Alle Achtung, Herr Bronner.“

„Herr Mühl, ich denke ähnlich wie Sie. Mich treibt das alles um, was hier für ein Mist gemacht wird. Das können Sie mir glauben.“

„Wie würden Sie es lösen, oder den ersten Schritt angehen?“

„Den nächsten Schritt?“ Jan überlegte kurz. „Wenn ich meine A-Klasse nicht so unendlich lieben würde, würde ich mir ein Hybridauto kaufen. Also, es so wie Sie machen.“

„Und der nächste Schritt danach?“

„Vielleicht zweispurig – sauberen Strom aus der Steckdose und die Wasserstoffzapfsäule. Also rein Elektrisch und Brennstoffzelle. Ein Mix. Zur Not noch Hybrid.“

„Und wie verreisen Sie in Zukunft?“

„Nicht mit dem Flieger und keine Kreuzfahrt mehr. Schon gar nicht in die Fjorde, wo mein Bio-Lachs herkommt. Und nach Venedig fahr ich mit der Bahn und geh danach zu Fuß. Und bleiben tu ich auch ein paar Tage, dass dort ein wenig Geld von mir bleibt. Und das gebe ich nicht für irgendwelche Andenken Made in China aus. Und, überhaupt – warum noch einen Geländewagen in einer Großstadt fahren lassen? Außer vielleicht den Oberförster, der auch mal seinen Staatsforst verlassen muss. Und noch einmal zurück zu Venedig. Ich würde dieses Schaulaufen der Kreuzfahrtschiffe schlichtweg verbieten. Das macht mir die Lagune kaputt, frisst mir die Fundamente an, und bringt mir außer Liegegebühren nichts, rein gar nichts.“

„Habe ich Sie etwa mit LeafGreen – dem neuen Siebenten Sinn – ein wenig angesteckt, Herr Bronner?“

Jan musste lachen. „Nein, Herr Mühl. Ich war schon immer so. Aber – alle Achtung – Ihr LeafGreen ist echt gut. Genau das Richtige.“ Jan hob sein Glas und sah Bernd Mühl auffordernd an. Es war eigentlich Zeit, ihm das Du anzubieten. „Prost, Bernd – ich bin Jan! Schön, dass ich Dich persönlich kennen lernen durfte.“

„Jan, Prost! Ich freue mich auch!“

Sie stießen leicht ihre Gläser aneinander und tranken beide den letzten Schluck aus ihrem Glas.

„Bleiben wir dabei – ich meine bei dem Syrah?“

„Dann muss ich mir nachher eine Taxe nehmen.“

„Na, ich habe auch ein Gästezimmer.“

„Ich müsste aber an meinen Koffer – Wäschewechsel. Weilburg hat mich etwas aus dem Trott gebracht.“

„Ist ja noch früh am Abend.“

Jan und Bernd verbrachten einen interessanten Abend, sprachen noch über dies und das und stellten viel Gemeinsamkeiten bei sich gegenseitig fest. Dann aßen sie zusammen Abendbrot, schauten ein wenig Fußball in der Sportschau an. Vor dem letzten Spielblock, wo auch das Spiel der Eintracht gegen Bayern gezeigt wurde, gab es einen neuen Spot von LeafGreen zu sehen.

Es ertönt wieder die rhythmische Instrumen-talmusik, die schon aus den ersten Spots bekannt ist. Während das Ginkgo-Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es das unsinnige Rasen auf unseren

Straßen und Autobahnen.

Es folgen in sehr vielen Kameraeinstellungen Szenen auf Autobahnen, Landstraßen und Großstädten, wo es zu regelrechten Jagdszenen auf diesen Straßen kommt. Ein Porsche 911 jagt bei Tempo 200 einen Audi A8 vor sich her. Macht Lichthupe, drängelt, fährt Schlangenlinien. Aber der A8 weicht nicht. Immer musikalisch mit dem Lied Besame Mucho unterlegt: ‚Rase nicht, rase nicht immer …'.

Dann kommt eine Szene, wo drei Sportwagen einer deutschen Firma sehr dicht hintereinanderfahren, ebenfalls bei Tempo 200. Und im Pulk, ohne viel Abstand zueinander zu haben, auf der dritten Spur die Autobahn entlang schießen. Testfahrten von Werksfahrern.

Die Frage wird gestellt, ob dieses Rasen notwendig ist, wo es nachgewiesenermaßen so ist, dass Raserei die Hauptursache für verheerende Unfälle auf allen Straßen ist. Und dass jugendliche Unerfahrenheit und Alkohol, aber auch Drogen einen entscheidenden Einfluss auf die Unfallgefährdung haben. Aber, dass auch die Raserei ganz erheblich zur Klimaerwärmung beiträgt.

Und es wird gesagt, dass Deutschland neben Guinea, Togo, Vanuatu oder der Isle of Man, einer der wenigen Staaten oder Regionen ist, wo man seinem Auto mal richtig freien Lauf lassen kann. Ein tödlicher Wahnsinn, den sich Deutschland leistet.

Es folgt ein Vergleich zu anderen europäischen Ländern, wo es auf Autobahnen und Landstraßen eine allgemeine Geschwindigkeitsbegrenzung gibt. Dass dort die Unfallzahlen heruntergehen, dass es weniger Verletzte und weniger Unfalltote gibt. Dass die europäische Union beabsichtigt, eine in allen Ländern der EU gültige Geschwindigkeitsbegrenzung einzuführen. Sehr sinnvoll, findet LeafGreen – warum aber bleibt das wieder nur eine Absichtserklärung? Warum gilt das nicht ab sofort? Hier geht es um Unfälle, die Menschenleben kosten! Und hier geht es um die Umwelt. Eigentlich geht es um die Erde. Die Erde braucht gewisse Lebensbedingungen, damit sie Erde sein kann. Und wenn wir ihr die nicht mehr geben, wird sie aufhören Erde zu sein. Der Mensch verliert das Paradies ein zweites Mal. ‚Rase nicht, rase nicht immer …'. Erklingt die Musik.

Es wird auch vorgerechnet, um wieviel mehr ein Auto im Durchschnitt mehr verbraucht, wenn man statt einer Geschwindigkeit von konstant 120 km/h einzuhalten mit einer Geschwindigkeit von 160 km/h fährt und kommt zu dem Ergebnis: es wird rund ein Drittel Kraftstoff mehr gebraucht. Also steigt auch der Schadstoffausstoß um ein Drittel. Und mit 160 über die Autobahn zu brettern, da gilt man, wenn man die linke Spur benutzt, weil man überholen muss, schon manchmal als Verkehrshindernis. ‚Rase nicht, rase nicht immer …'.

Also, wird vorgerechnet, dass die Raser mindestens ein Drittel ihres Kraftstoffverbrauchs einsparen könnten. Und damit auch ein Drittel des Schadstoffausstoßes. Und das sofort. Von heute auf Morgen. Ohne

Vorwarnung. Sie müssten es nur wollen. Und wenn das generell so gemacht werden würde, dann wäre dieser Effekt auch messbar.

‚Rase nicht, rase nicht immer …'. Es klingt wie formelhafte Vorsatzbildung, eine Technik, die aus dem Autogenen Training stammt. Eine Technik, mit der man einen gefassten inneren Beschluss im täglichen Leben langsam aber sicher die Tat umsetzen kann. Man muss es nur wirklich wollen. Und man muss sich den Beschluss immer wieder nur selbst sagen. Das ‚Rase nicht, rase nicht immer …'.

Und dann endet der kurze Film. So, wie er stets beendet wird.

*

„Der kurze Film spricht wirklich für sich. Und man muss sich wirklich fragen, warum die Politik nicht endlich handelt. Warum beschließt man das generelle Tempolimit nicht einfach?" fragte Jan und schüttelte seinen Kopf.

„Weil sie die Automobilbranche schützen will. Ganz einfach." Antwortete Bernd.

„Ja, natürlich. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, wir müssen beim Klima etwas tun. Und wenn wir mit einem weinenden Auge unsere Strafzahlung leisten, hat sich doch damit noch nichts zum Positiven verändert. Wir müssen unsere Schadstoffemission verringern. Da beißt keine Maus den Faden ab. Und hier, beim Tempolimit auf den Autobahnen gäbe es ein echtes Minus. Das reduziert die Schadstoffe." Ereiferte sich Jan.

„Jan, mich brauchst Du nicht zu überzeugen. Berlin. Die Politik – die musst Du dazu bringen. Aber, dort ist es genauso wie bei den Autoherstellern, die setzen jetzt alle auf den reinen Elektroantrieb. Und glauben, damit hätten sie es dann geschafft." Meinte Bernd dazu.

Jan schüttelte den Kopf. „Gut, das wird auch etwas bringen – eines Tages. Aber bei unserer schlechten Bilanz ist etwas schneller Wirksames gefragt. Und das wäre das Tempolimit. Du hast doch eben gehört – zwischen 120 und 160 – der Unterschied, ich verbrauche dann ein Drittel mehr. Das heißt, umgekehrt – ich spare bis zu einem Drittel Kraftstoff und verpeste die Luft dann auch mit weniger Schadstoffen."

„Ja, eine sofort wirksame Maßnahme." Bestätigte Bernd.

„Oder nimm den Güterverkehr. Die haben eben in Deinem Film gesagt, dass von den Treibhausgasen ein Drittel auf das Konto des Lkw-Verkehrs gehen. Das ist doch ein Wahnsinn. Und die Dieselloks liegen bei einem Anteil von 0,6 Prozent. Da lassen wir das Potential der Bahn weitgehend ungenutzt und lassen uns stattdessen lieber das Geld als Emissionssteuer aus der Tasche ziehen. Die Pkw verursachen ungefähr 60 Prozent der Treibhausgase." Ereiferte sich Jan wieder.

„Jan, ich kenne diese Zahlen. Wir waren in unseren Redaktionsbesprechungen auch immer von den Socken." Sagte Bernd. „Weißt Du, ich stelle mir immer vor, ich komme als Chef von Daimler, BMW oder VW nach Hause, habe gerade wieder solch spritfressendes Monsterauto auf

den Markt gebracht. Und mein Sohn oder meine Tochter sagen zu mir: ‚Spinnst Du eigentlich, oder denkst Du auch mal an meine Enkel und Urenkel?'"

„Ja, genau. Und dann noch die Frage: warum muss ich überhaupt Autos bauen, die bei 250km/h abgeregelt werden? Das heißt doch, die können auch noch schneller fahren, wenn ich die Sperre überlisten könnte."

„Aber, Jan, immerhin will Volvo diese Sperre jetzt 180km/h herabsetzen."

„Ob sie das Käufer kosten wird?" fragte Jan.

„Gute Frage, ich hoffe nicht." Antwortete Bernd. „Mal sehen, wie Daimler und BMW darauf reagieren."

„Porsche wird sicher die Finger davonlassen."

Bernd lachte auf. „Davon kannst Du ausgehen. Die drosseln den Neunelfer nicht. Dann hat ja keiner mehr was zum Rasen."

So hatten die beiden ausreichend Gesprächsstoff rund um das Auto, des deutschen Mannes liebstem Kind. Später fuhr Jan mit einer Taxe zu seinem A-Benz. Im Hotel rief er dann bei Beate an und berichtete, obwohl es schon recht spät geworden war, von zwei ereignisreichen Tagen.

*

Im Sportstudio, eine beliebte Sendung des ZDF, wurde zu später Uhrzeit der gleiche LeafGreen-Spot gezeigt und mit den Gästen des Sportstudios diskutiert, bevor es an die Torwand ging. Auch hier war zu spüren, dass die Bürger des Landes für eine grüne Wende bereit waren.

Bernd Mühl hatte auch diese Sendung gesehen und empfand Genugtuung dabei. Offensichtlich hatte er etwas bewegen können. In dem Fall der Fässer, wie auch im Bewusstsein der Menschen. Das machte ihn ein wenig zufriedener. In diesem Augenblick dachte er an Pat und sagte still: ‚Das ist auch Dein Verdienst, Pat!'

*

29 Der wird doch nicht …?

Um elf Uhr trafen sie nacheinander wieder bei Bernd Mühl ein. Kim und Jan trafen gleichzeitig ein und fanden dies natürlich wieder extrem lustig. Peter Auerbach kam nur wenig später. Kim berichtete, ihre Lebenspartnerin Gunda habe nichts Aufregendes über Peter Berger finden können. Den ersten Wohnsitz habe er abgemeldet. Aber ein neuer erster Wohnsitz, sei bisher Fehlanzeige. Und ein Auto auf diesen Namen sei abgemeldet worden. Aber keins wieder angemeldet. Und ein Handyeintrag auf diesen Namen ließ sich ebenfalls nicht finden.

„Wann hat der bei Ihnen gekündigt, Herr Auerbach?" wollte Bernd Mühl wissen.

„Das habe ich auch gleich nachgesehen. Berger hat vor etwa drei Wochen gekündigt. Hatte noch ein paar Tage Resturlaub und ein paar Überstunden. Und ist praktisch von heute auf morgen gegangen. Wie er mir sagte, hatte er seine Wohnung auch schon gekündigt. Das Auto, das weiß ich, war ‘ne alte Klapperkiste.“ Sagte Auerbach.

„Also müsste er schon längst angekommen sein – in Erfurt oder Dresden, oder sonstewo im Nahen Osten. Und hätte sich auch schon anmelden können.“ Bemerkte Bern Mühl.

„Aber nicht müssen.“ Meinte Auerbach, der ihn wohl ein wenig in Schutz nehmen wollte.

„Doch, muss er schon. Aber hat vielleicht noch etwas Zeit.“ Erklärte Kim.

„Wann war das mit dem Jungen und der Chlorakne?“ fragte Jan.

„Vor etwa vier Wochen.“ Sagte Kim mit etwas Stirnrunzeln.

Es herrschte einen Moment Ruhe.

„Der wird doch nicht …?“ meinte Jan skeptisch.

Und Kim vollendete: „… ihr Erpresser gewesen und rechtzeitig abgetaucht sein, Herr Auerbach?“

„Meinen Sie? Wie kommen Sie denn darauf?“ fragte Auerbach erstaunt.

„Nun, der wusste doch sogar von Ihnen, dass da etwas gelaufen war.“ Bemerkte Jan.

Ein Augenblick herrschte betretenes Schweigen.

„Also, alles ist möglich: der meldet sich noch ordentlich an und wir kriegen dann die Anschrift. Er könnte aber auch abgetaucht sein. Hilft uns bloß in der Sache nicht weiter. Wir brauchen dringend Angaben zu den Fässern. Und das möglichst sofort!“ stellte Jan fest.

„Stimmt.“ Bestätigte Bernd Mühl. “Die Zeit drängt, würde ich sagen.“

„Also, Sie meinen wirklich, der könnte …“ hing Peter Auerbach seinen Gedanken nach. Und man konnte ihm ansehen, dass er das langsam erst begreifen konnte, was die anderen vermuteten.

„Jan, was hältst Du davon? Wir gehen noch mal zu Tim. Vielleicht gibt es dort noch Unterlagen. Du weißt schon, in diesem mistigen Büro dort?“ fragte Kim, an Jan gewandt.

„Wollte ich Dich gerade fragen. Du bist mir zuvorgekommen.“ Antwortete Jan amüsiert. Kim war wirklich immer auf seiner Wellenlänge.

„Und ich wende mich heute noch an Karl Hambach. Der muss bei all dem Mist, den mein Vater angerichtet, halt ein Einsehen haben, dass er jetzt ein bisschen aus dem Quark kommt.“ Steuerte Bernd Mühl bei.

„Nein, Bernd. Ruf den Hambach nicht an! Du warnst ihn nur! Das soll die Polizei oder sonst wer machen. Wenn Du dem Hambach sagst, was wir wissen, können die alle abtauchen und keiner bekommt seine gerechte Strafe. Verstehst Du? Ich telefoniere mit Tim. Der hat wegen seiner Eltern nicht immer Zeit. Da muss man sich schon anmelden.“ Sagte Kim und holte ihr Smartphone heraus. Anschließend verschwand sie auf die Terrasse und telefonierte.

„Na ja, Kim hat ja Recht.“ Zeigte sich Bernd Mühl einsichtig und sah Jan fragend an.

Und auch Peter Auerbach telefonierte. Jan ging währenddessen zur Toilette. Nach zehn Minuten traf man sich wieder im Wohnzimmer.

„Wir, Jan und ich, können um zwei Uhr bei Tim Gebauer erscheinen. Dann wollen wir überlegen, wie wir dort vorgehen können. Tim kennt den Bürokram seines Vaters zwar nicht, könnte sich aber denken, dass dort noch etwas zu finden ist. Um zwei kommt die Pflegerin der Eltern. Dann hat er Zeit für uns.“ Erklärte Kim.

„Der Junge gefällt mir. Was der da erlebt: beide Eltern pflegebedürftig, aber jeweils extreme Pflegefälle. Und dann so ausgeglichen und hilfsbereit. Der will doch auch mal Freizeit haben.“ Erklärte Jan seine Ansicht zu Tim Gebauer.

„Kim und Jan, dass müsst ihr mir mal bei Gelegenheit genauer erzählen, was da los ist. Vielleicht kann ich da irgendwie helfen.“ Wollte Bernd wissen.

„Ich habe mit meiner Frau noch mal genau wegen Peter Berger gesprochen. Wegen des Zeitpunkts der Kündigung und so, und habe ihr auch von dem Verdacht erzählt, dass er der Erpresser sein könnte. Und da hat sie mir gesagt, der Herr Berger sei ihr in den letzten Tagen damals irgendwie merkwürdig vorgekommen. Anders als sonst. Kurz angebunden sei er gewesen, und habe mich permanent belauert. Sei ihr so aufgefallen. Sie hatte mich damals ein paar Mal in der Firma aufgesucht. Da war etwas mit dem Finanzamt zu klären. Ach so, und wegen einer früheren Adresse, da hat sie aber nichts gefunden.“ Berichtete Peter Auerbach.

„Interessant.“ Kam von Kim.

Man beratschlagte sich noch ein wenig. Dann brachen Kim und Jan auf, um bei Tim Gebauer nach eventuellen Geschäftsunterlagen zu suchen. Und Peter Auerbach hatte mit Bernd Mühl noch ein paar Dinge zu besprechen, die ihn belasteten.

*

Im Kinderkanal gab es eine neue Folge Sendung Löwenzahn mit einem LeafGreen-Spot, diesmal mit der Muppet Show. Moderiert wurde der Spot heute von Kermit dem Frosch. Nach dem üblichen Trailer erschein als Moderator der Sendung Kermit der Frosch, der mit markanter Stimme die Kinder willkommen heißt. „Heute geht es um die Erderwärmung und ich habe hier zwei Spezialisten, die euch das alles prima erklären können:“ Und dann wechselt die Szene.

Statler und Waldorf sitzen in ihrer Loge und fachsimpeln über die Probleme mit der Erderwärmung. Ein Problem sei das Auto, und zwar das mit Verbrennungsmotor, stellen sie fest. Nun, das sei doch ganz einfach zu lösen, dann stellen wir halt auf Elektroauto um. Aber, stellen sie fest, dann reicht die

ganze Energie aus der Steckdose nicht mehr für alle anderen Geräte aus. So viel Strom habe man nicht. Dann kommt Kermit, der Frosch mit der Lösung. Es werden alle Steckdosen der Regierungen, angefangen von der Bundesregierung, über die Regierungen der Länder bis hin zu den Städten und Gemeinden vom Stromnetz abgekoppelt, dann sei genügend Strom für alle E-Autos da. Als Begründung wird festgestellt: da kommt eh nicht mehr raus als die E-Rollerlösung von diesem bescheuerten Verkehrsminister Scheuer. Und ‚Verschmutz mich nicht, verschmutze mich niemals' singt der Chor der Muppet Show.

Kermit hat ein Problem – er will mit einem E-Auto von Berlin nach München fahren. Hat aber nur ein E-Auto, dass 200 km schafft. Jedoch ist die Strecke von Berlin nach München 600 km lang. Nun überlegt er, wie er das am besten anstellt. Kommt Grobi hinzu und hört sich das Problem an. Er schlägt vor, dass Kermit zweimal übernachtet und nachts das Auto auflädt. Kermit ist nicht begeistert. Das kostet zweimal Übernachtung. Gonzo schaut vorbei und meint das sei doch ganz einfach, er solle sich drei E-Autos kaufen und die auf der Strecke so postieren, dass er alle 200 km ein aufgeladenes Auto zur Verfügung hat. Kermit stellt fest, dass auch diese Lösung nicht die richtige sein kann. Das kostet ja zwei zusätzliche E-Autos. Nun schaut Crazy Harry vorbei, und hört sich Kermits Problem an. Er überlegt einen Augenblick und schlägt als Lösung vor, Kermit solle sich doch auch noch einen Lastwagen mieten, zwei E-Autos darauf laden und dann losfahren, den Laster im Schlepptau. Und immer dann, wenn seinem E-Auto der Saft ausgeht. Na, dann hat er ja immer ein E-Auto in Reserve auf dem Laster. Zum Schluss geht der entnervte Kermit zum Bahnhof und kauft sich eine Bahnkarte nach München. ‚Verschmutz mich nicht, verschmutze mich niemals' singt der Chor der Muppet Show.

Nach diesem Sketch stellen Statler und Waldorf fest, dass die Regierung total versagt hat, weil für dieses Problem noch keine Lösung gefunden sei. Meint Miss Piggy, die Automobilindustrie hätte aber auch eine Mitschuld, sie habe die Entwicklung von E-Autos total verschlafen. Nein, meint Rizzo, die Ratte, im Vorübergehen, die Autoindustrie sei eine Truppe Mafiosi und die seien zu sehr mit der Abgasmanipulation beschäftigt gewesen. Da hätte sie nebenbei auch nicht noch vernünftige E-Auto entwerfen können. Schallendes Gelächter von allen Figuren der Muppet Show und dann sagt Kermit den Abgang: „Und das war sie wieder, die Muppet Show!"

‚Verschmutz mich nicht, verdrecke mich niemals - Vermüll mich nicht, versau mich nicht dauernd' erklingt es nun aus allen Kehlen der Figuren der Sesamstraße zum Abschluss der Muppet Show.

Und dann endet der kurze Film. So, wie er begonnen hat. Und wie alle Sendungen von LeafGreen stets enden, mit dem Ginkgo-Blatt.

„Seht selbst, was das für ein Weg ist. Durch diese aggressive Brühe wollt ihr gehen? Da könnt ihr nicht mit euren Sonntagsklamotten mal eben so

durchgehen. Da könnt ihr den Kleiderkram gleich wegschmeißen und morgen als allererstes beim Arzt vorbeischauen und euch neue Füße anschrauben lassen.“ Meinte Tim kompromisslos.

„In echt jetzt? So schlimm das Zeug?“ fragte Kim ein wenig zweifelnd.

„Kim, säurefeste Gummistiefel ist das Mindeste. Bis zum Eingang dort. Und fürs Gebäude? Vielleicht noch mal Gummistiefel. Bei dem Scheiß der da überall rumliegt. Und eure Klamotten, die könnt ihr hinterher wegschmeißen, so dreckig ist es da drinnen. Na, immer noch Lust drauf?“ Antwortete Tim.

Jan hatte ein Einsehen. „Kim, wir besorgen uns das morgen und sind dann um fünf hier. Geht das in Ordnung, Tim?“ sagte Jan schon im Planungsmodus.

„Geht zu dem Baumarkt, zwei Straßen weiter von hier. Ich brauche Größe 43. Und sonst Größe L.“ Sagte Tim. „Und, Arbeitsklamotten kriegt ihr auch bei denen.“

„Woher weißt Du das so genau?“ fragte Kim interessiert.

„Ich arbeite da. Wenn ihr vorher dort zu mir kommt, dann kriegt ihr sogar noch Personalrabatt.“ Meinte Tim.

„Klasse, gut durchorganisiert. So lieb ich das!“ Schloss Jan die Erkundungsphase ab.

*

Jan kam früh zu seinem Mozzarella Buffola mit Tomaten, frischem Basilikum und zu einem leichten und süffigen, aber trockenen Rotwein aus Apulien, was er sich alles bei Carmine bestellte. Danach telefonierte er mit Beate und teilte ihr mit, dass der Fall des vermissten Ehemannes ihrer Schulfreundin zwar gelöst sei, er aber bei Bernd Mühl zugesagt habe, den Verbleib der restlichen Fässer aufzuklären. Und dass er das für sehr wichtig hält, da sich die Behörden zurzeit überhaupt nicht damit befassen würden.

Beate, die inzwischen recht gut über diese neue Situation Bescheid wusste, ermutigte Jan, die Fässer zu finden. Sie war von dem Schicksal der Kinder und der jungen Journalistin sehr betroffen, und hoffte, dass Jan bald mit der erlösenden Nachricht anrufen würde, dass die Fässer und die Schuldigen des Dramas gefunden seien.

Als Beate aufgelegt hatte, dachte sie noch eine ganze Weile über die ganze Situation, in der sie und Jan jetzt steckten. Und sie bedauerte, dass sie im Augenblick Andrea auf dem Reiterhof nicht alleine lassen konnte. Aber Lust verspürte sie schon. Das war immer schön gewesen, mit Jan zusammen. Aber dann dachte sie an die Probleme, die der Fall des vermissten Offiziers mit sich gebracht hatte und verwarf ihren Gedanken wieder. Und machte sich auf, zu ihrem Pferd – zu Friesa.

*

In dieser Nacht traf sich die kleine Truppe von Umweltaktivisten rund um

Denise ein paar Querstraßen von den Mühlen-Werken entfernt. Denise war es wieder gelungen, sich die Schlüssel für das Wohnmobil ihrer Eltern zu angeln. Als sie damit vorgefahren war, rutschte sie zur Seite und machte Ellen Eigner Platz, die den Fahrerpart übernehmen sollte. Die anderen nahmen im hinteren Teil des Wohnmobils ihre Plätze ein. Dann gings es ab zum Einsatzort am Ende des Zauns der Mühlen-Werke.

Denise und Bertram erledigten ihren Job sehr gut, wie Tom beobachten konnte. Alles sah sehr routiniert aus. Recht flott waren die Leitern auf beiden Seiten des Zauns aufgestellt. Fix waren dann die beiden darüber geklettert und danach nur noch schemenhaft im Schattenbereich des Gebäudes zu sehen.

Diesmal wurde ca. 1,5 Meter tief gegraben. An zwei Stellen. Zwei Grasnaben hatten sie zunächst ausgehoben, mit denen sie die Löcher, die sie graben mussten, wieder verschließen wollten. Als sie die Erde tief genug gegraben hatten, füllten sie ihre beiden Kunststoffdosen mit ein wenig sandiger Erde, die schon etwas muffiger roch. Dann füllten sie die Löcher wieder zu. Bevor Denise die Grasnaben darauflegte, fegte sie den Rasen mit einem Handfeger ab.

Das Ganze lief ohne Zwischenfall ab und dauerte keine zehn Minuten. Als sie die Proben und den Handfeger in einem kleinen Rucksack verstaut hatten, nahmen sie ihre Spaten und machten sich auf den Rückweg. Gekonnt kletterten sie über den Zaun. Bertram holte die Leiter aus dem Innenraum, während Denise schon die Spaten zum Auto brachte. Dann half sie Bertram mit den beiden Leitern, die sie vom Heck des Wohnmobils in den Innenraum schoben. Dann bestiegen sie ihre Plätze im Wohnmobil und atmeten erleichtert durch. Keiner hatte sich verletzt! Und sie hatten die gewünschten Proben! Dann fuhr Ellen Eigner davon.

*

Am nächsten Morgen traf sich Jan mit Kim im Baumarkt, in dem Tim Gebauer arbeitete. Sie ließen sich den Weg zu ihm zeigen und bekamen von ihm einen Schein, der ihnen den Personalrabatt sicherte. Dann suchten sie für sich und Tim die notwendigen Kleidungsstücke und Gummistiefel aus.

Als Jan an der Kasse zahlen wollte, sagte Kim zu ihm:

„He, Jan, das übernehme ich. Warum sollst Du Dich in unser kompliziertes Abrechnungswesen einarbeiten? Ich mach das schon seit einiger Zeit und komme damit schon ganz gut klar. Und wenn unsere Abrechnungstante eine Frage hat, mach ich das gleich für Dich mit.“

„Ich hatte schon richtig Horror davor, diesen ganzen Steuerkram wieder einmal machen zu müssen. Danke Kim. Bei der nächsten Gelegenheit bin ich dran!“ sagte Jan echt erleichtert.

„Ist gut, Jan.“ schmunzelte Kim.

*

30 Eine kleine Überraschung

Kurz nach siebzehn Uhr hatten sich Kim, Tim und Jan in ihre Schutzklamotten geworfen und zogen sich gerade die säurefesten Gummistiefel an. Die anderen Gummistiefel wollten sie sich umhängen, damit sie im Haus dort drüben oder was immer das auch sein sollte, nicht mit den verseuchten Gummistiefeln rumlaufen müssten.

„Ihr habt euch das auch gut überlegt? Noch könnt Ihr hierbleiben. Ihr müsst nicht mit!“ fragte Tim besorgt.

„Wenn ich einmal gesagt habe, dass ich mitkomme, dann bleib ich auch dabei, Tim. Und dass ich dabei mehr oder weniger einbreche, ist mir auch egal. Für mich ist hier der Grundsatz der ‚Gefahr im Verzug‘ gegeben.“ Zeigte sich Kim beharrlich.

„Bei mir ist das genauso.“ Sagte Jan und zwängte sich in einen Gummistiefel hinein.

„Gut, ich habe euch gewarnt, Reklamationen werden ab jetzt nicht mehr berücksichtigt.“ Stellte Tim noch einmal fest und erhob sich. „Am besten ihr folgt mir in meiner Spur. Ich versuche die übelsten Säuren auszulassen. Mir nach!“

Im Gänsemarsch ging es nun durch das beängstigend riechende Gelände des maroden und verseuchten Abfallentsorgungsbetriebs. Tim voran, dann Kim, den Schluss bildete Jan. Jan schaute sich öfters mal eine Lache der stinkenden und schillernden Brühe an, die ihn überall umgab. Auch die gestapelten Fässer sahen bizarr aus. Er dachte, dass es Fotografen gab, die hier durchaus Foto schießen konnten, mit denen man Preise gewinnen konnte. Jeder Schritt quatschte wie in einem Hochmoorgebiet. Er fragte sich, wie das alles noch zusammenhalten konnte, denn überall sah man, wie der Rost an den Behältern nagte. Es war nur eine Frage der Zeit, und alles würde restlos durchgerostet sein und dann zusammenbrechen. Dann würde sich der giftige Inhalt der Fässer zu der stinken und schillernden Substanz am Boden ergießen. Und wann diese dubiose Substanz dann in tieferen Regionen ins Trinkwasser gelangen würden, würde einem Keiner sagen können. Und das alles mitten in Deutschland, es war nicht zu fassen. Es war ein Skandal, dass die Gemeinde diese tickende Zeitbombe so vernachlässigte.

Tim war stehengeblieben und wartete auf ihn. „Immer schön geschlossen bei der Truppe bleiben! Ich möchte keinen von Euch verlieren.“

Jan wusste nicht genau, ob das ein Scherz sein sollte. „Meinst Du wirklich, dass es so schlimm ist?“

„Ich frage mich schon seit mindestens zehn Jahren, wann die ersten Fässer durchgerostet sind und der ganze Schrottkram zusammenbricht. Die klammern sich alle an dem Gedanken fest, dass hier in einem großen Teil des

Landkreises eine Lehmschicht darunter ist, die quasi alles abdichtet. Und Trinkwasser wird hier auch nirgends abgezapft. Aber ich sage mir, die Tonschicht muss nicht wie ein Teller nach innen gewölbt sein. Es könnte auch anders herum sein. Und dann dringt diese Horrorbrühe hier vielleicht doch noch irgendwo ins Grundwasser oder in einen Fluss. Aber der Heini von Stadtrat für Umweltschutz sagt, dass er dafür kein Geld hat. Behauptet er jedenfalls.“ Erklärte Tim.

Kim winkte ab. „Hör mir mit diesen Politikern auf. War von denen schon mal jemand hier?“

Tim deutete auf ein Tor. „Dort vorne, einen Meter nach diesem Tor, ist ihre Reise damals zu Ende gegangen. Und heute, da machen sie die drei Affen: keiner sieht was, keiner hört was, keiner sagt was!“ Er zog seine Augenbrauen zu seiner Stirn und atmete tief durch. Dann schritt er weiter voran. Die anderen folgten ihm hinterher. Jan ließ keine große Lücke mehr entstehen.

Als sie ins Haus kamen – alles verdreckt und verstaubt – sagte Tim: „Ratten gibt’s hier wohl nicht. Die wissen auch, dass sie in einer unwirtlichen Umgebung leben müssten. Auch schon bezeichnend. Und zu fressen finden sie auch wenig. Oder es ist ungesund. Ratten sind sehr intelligent, müsst ihr wissen.“

Jan schüttelte fassungslos seinen Kopf. Kim strich angewidert eine Spinnenwebe von sich. Dann wechselten sie ihre Gummistiefel und ließen die säurefesten am Eingang stehen. Für den Rückweg.

„Die Tierchen vom Stamme der Arachnide sind auch selten geworden. Also die Spinnen. Vermutlich ist dort draußen etwas aus der Familie der Insektiziden dabei und wirkt immer noch, oder ist zusammen mit den anderen Chemikalien noch giftiger geworden.“ Erklärte Tim wie bei einer touristischen Führung.

„Wenn Babelsberg mal eine Umgebung für einen derartigen Horrorthriller braucht und ein besonderes Set sucht, dann sollten sie hier mal vorbeischauen.“ Glaubte Jan eine witzige Bemerkung machen zu müssen.

„Mit Drohnen, die über dem ganzen schweben, ja. Aber anderes filmtechnisches Equipment würde ich hier nicht opfern. Aber auch Außenaufnahmen kannst Du hier wirklich nicht gefahrlos machen. Und so etwas wie dort draußen, das kriegst Du mit Torf, Wasser und Öl auch gut hin. Wenn Du ein Horrorszenario brauchst. Und das ist wenigstens ungefährlich.“ Sagte Tim.

„Und das würdest Du wieder in die Reihe bringen wollen?“ fragte Kim.

„Ja!“ antwortete er wie aus der Pistole geschossen. „Ich finde, dass man jede Industriebrache sofort – sagen wir mal – entsorgen und auf Vordermann bringen sollte.“ Dann schüttelte er ein wenig verzweifelt seinen Kopf. „Aber nein, heute heißt es: der Kram bleibt so liegen! Der vergiftet die Umwelt. Und wir nehmen uns wieder ein neues Stück Wald oder eine neue Weide. Und machen dann neues Industrieland draus. Wo wieder vergiftet wird. Wir hams

ja!“ ereiferte sich Tim. „Aber ist einfacher so, und vor allem – es ist billiger!“ Er deutete umher und sagte: „Deshalb sieht es halt hier immer noch so aus.“

Dann schaute er sich um und deutete auf einen Raum. „Dort ist das Büro. Da müssen wir suchen. Also los! Folgen Sie mir meine Damen und Herren, in die heiligen Hallen des Chefs!“

Sie teilten sich die Aufgaben, die sie sich gestellt hatten. Jan suchte nach Hinweisen auf die möglicherweise vorgenommene Verklappung, Kim suchte nach Personalunterlagen, und Tim wollte sich umsehen, ob nicht noch irgendwelche persönlichen Unterlagen seines Vaters zutage treten würden. Aber jeder würde etwas beiseitelegen, wenn es einen Bezug zum Problemfall haben sollte.

Es wurde still vor sich hin gesucht. Ab und zu ließ eine Äußerung vermuten, dass ein zum Fall gehörendes Indiz gefunden worden war. Oder etwas Bemerkenswertes, was die Abfallentsorgung im Allgemeinen betraf. Dann, als es bereits notwendig wurde, das Licht einzuschalten, brach Tim ab.

„Es wird schummrig, Leute. Ich würde sagen, wir brechen ab, wenn wir noch bei Büchsenlicht durch die giftige Höllenbrühe zurückwandern wollen. Sonst müsste ich erst die Hubschrauber anfordern. Aber wer weiß, ob überhaupt welche einsatzbereit sind?“ Er sah sich suchend am Himmel um. „Und zu dem hier: ich habe zwar was gefunden, aber direkt mein Thema war das nicht.“

„Ich habe aber was gefunden, Tim. Das ist sehr interessant für Dich.“ Bemerkte Kim.

„Ja, und ich habe auch etwas. Zwar auch nicht direkt das, was ich gesucht habe. Aber ein ganz wichtiger Hinweis.“

„Also, Gummistiefelwechsel und dann Rückmarsch!“ befahl Tim.

Nach dem Wechsel der Gummistiefel folgten Kim und Jan ihrem Führer Tim mit Ortskenntnis und blieben sehr konzentriert hinter ihm. Sie waren zu neugierig und wollten wissen, ob ihr Beutezug erfolgreich war. Und sie wussten, hinfallen in dieser mistigen und vor allem giftigen Pampa konnte unliebsame Nachwirkungen mit sich bringen.

Als sie ihre Overalls ausgezogen hatten, sah Tim nach seinen Eltern. Kim und Jan besprachen schon einmal, was sie gefunden hatten. Als Tim nach ein paar Minuten wiederkam. Herrschte schon gelöste Stimmung.

„Tim, lass mal hören, was Du gefunden hast.“ Grinste ihn Kim an.

„Ich habe was mit dem Personal von damals gefunden. Die Zeit passt, und ich kann mich auch an die beiden erinnern. Der Fahrer war Konrad Dreher und dann ein Türke, Halil Özden. Mit dem gabs öfter mal Differenzen wegen Lohn und so.“ Er sah sie fragend an. „Und Ihr?

„Ich habe ‘nen interessanten handschriftlichen Zettel gefunden, wo für diesen Dreher, Özden und unserem Freund Berger einzelne Stunden – ich

schätze mal Überstunden – aufgeführt worden sind. Und dann, Leute, Kopien von Bescheinigungen, und dass Müll für die Mühlen-Werke als Sondermüll entsorgt worden ist. Das passt alles rein zu dem, was wir bisher wissen und was wir vermutet hatten. Und bei Dir, Tim, das Personal. Besser könnte es doch nicht gelaufen sein!“ Erläuterte Jan begeistert.

„Leute, Leute! Wartet ab – es kommt noch besser. Besonders für Tim. Vielleicht – ich hoffe es.“ Sagte Kim und wandte sich Tim zu. „Sag mal, wann war das mit der Insolvenz und der ganzen Sache mit dem Schlaganfall, dem Herzinfarkt und dem Grundstück hier?“

„Die Insolvenz war Ende 2000 und den Schlaganfall hatte er 2001. Warum fragst Du danach?“ erkundigte sich Tim.

„Und da hatte man Dir doch verweigert, für Deinen Vater aktiv zu werden.“ Fragte Kim.

„Ja, ich konnte nichts übernehmen. Er war nicht gestorben und ein vorgelegtes Testament wurde nicht anerkannt. Deshalb habe ich damals alles verloren – die Firma und das Grundstück. Und konnte nicht aktiv werden, obwohl ich das gern getan hätte. Einen Kredit wollte mir keiner bewilligen, ich hatte keine Sicherheiten.“ Beklagte sich Tim.

Kim strahle ihn an. „Doch, wäre alles da gewesen! Sie hätten es Dir nicht verweigern dürfen!“

„Ne? Echt jetzt?“ bezweifelte Tim.

„Pass auf! Ich habe eine Vorsorgevollmacht Deines Vaters gefunden. Die war bei der Patientenvollmacht und einer Gesundheitsvollmacht. Und ist von einem Amtsrat soundso unterschrieben und mit einem amtlichen Dienstsiegel abgestempelt.

Die ist von 1998 und ist so viel wert wie ein Testament. Diese Urkunde hat bewirkt, dass Dich Dein Vater zu seinem Vertreter in allen Dingen geschäftlicher und familiärer Angelegenheiten macht, für den Fall, dass er nicht mehr geschäftsfähig ist. Hier liegt zumindest ein Formfehler von Amtswegen vor. Ich schätze, mit einem guten Anwalt kriegst Du das Grundstück recht schnell wieder zurück.“

Tim war baff und konnte vor Überraschung nichts sagen.

Jan nickte bestätigend. „Das ist ein Ei! Die haben das mit Dienstsiegel und allem Pipapo vorliegen und beim Insolvenzverfahren spielts keine Rolle?“ Er schüttelte ungläubig seinen Kopf. „Kaum zu glauben. Typisches Versagen unserer Ämter und Behörden.“

Tim war immer noch geschockt. „Und Ihr meint wirklich …?“

„Ja!“ sagte Kim. „Ich behalte das und gebe es Bernd. Der hat einen guten Anwalt. Der freut sich immer über solche Fälle.“

„Das wäre ja toll!“

„Ja, Tim, das freut mich ganz besonders für Dich. Ich denke auch, dass diese Chance sehr gut für Dich steht. Bernd wird Dir sicher helfen, beziehungsweise dieser Anwalt.“ Sagte Jan Bronner. Und dann sah er zu Kim. „Aber auch die anderen Beweise oder Anhaltspunkte sehen doch prima aus.

Ich finde, dieser Ausflug hat sich doch gelohnt! Oder, was sagt Ihr?“

„Hundert Pro, Jan“ bestätigte ihm Kim.

„Ich bin ganz aus dem Häuschen!“ strahlte Tim und konnte sein Glück kaum fassen.

Bernd Mühl ließ sich alles durch den Kopf gehen. „Ich finde, dass Ihr sehr viel herausgefunden habt. Das mit der Patientenvollmacht scheint ein schwerer Fehler der Stadt zu sein. Wir brauchen die Meinung eines Juristen, eines Anwalts. Das erscheint mir sehr wichtig. Ich telefoniere morgen selbst mit ihm. Das Grundstück kriegt der Tim, da bin ich mir sicher. Und dabei habe ich dann noch etwas in petto.“ Dann wechselte er noch einmal zum Problempunkt: „Aber es bleibt das Problem: wo liegen die Fässer?“

Bernd versuchte das Ganze etwas zu ordnen. Aber viel war nicht mehr offen.

„Kim, Du kümmerst Dich morgen um den Fahrer und diesen Halil. Ja?“ Dann er blickte zu Jan Bronner. „Und Jan? Du? Hast Du eine Idee, wie wir an den Peter Berger kommen können?“

Jan hatte seine Überlegungen schon angestellt, bevor ihn Bernd Mühl angesprochen hatte.

„Bernd, das wird langwierig werden. Ich vermute, dass wir von diesem sauberen Herrn keinen Fussel einer Spur finden werden. Wenn ich in solchen Fällen DDR höre oder auch nur rieche, dann denke ich an die Stasi. Und diese bewussten Männer dort, das waren – oder sind noch immer – Profis. Gute Leute. Vielleicht nicht ganz so gut wie Mossad-Agenten oder der KGB. Aber ganz solide, und präzise. Der hat bei unserem Freund Auerbach geübt. Gesehen, welche Fehler er gemacht hat – was das Abkassieren anbelangt. Und dann, so vermute ich, hat er einen oder mehrere von den Leuten bei den Mühlen-Werken erpresst. Sein Geld bekommen und ist abgetaucht.“

Jan lehnte sich etwas zurück, als wolle er sehen, ob alles so stimmte, wie er es gerade geschildert hatte. „Und von ihm und dem Geld, wird man nie wieder eine heiße Spur finden!“

Kim sah sehr nachdenklich und irgendwie auch geschafft aus. Sie blickte lange zu Jan und dachte über dessen Worte nach. Dann raffte sie sich zu einem Kommentar hin. Grinste dabei aber schon ein wenig verschmitzt in Richtung Jan Bronner. „Das kannst Du laut sagen!“

Dann drehte sie sich um und sagte in Richtung Bernd Mühl: „Chef! Das wars wohl für heute. Ich brauche dringend mal mein Bett. Wir sind ausgequetscht. Tim, Jan Bronner, Ich …. Also, ich brauche dringend mal mein Bett. Eine heiße Dusche vorher noch dazu … wäre das toll!“

*

31 Ende oder was …?

Kim verspätete sich etwas, aber Bernd und Jan hatten auch so einiges zu besprechen und sie tauschten ihre Standpunkte zur Weltpolitik aus. Und fanden, dass sie auch darin auf gleicher Wellenläge waren. Sie waren beide gleichermaßen besorgt, was den Frieden in der Welt anbelangte, und konnten sich echauffieren, was das unsinnige Verhalten des neuen Präsidenten der USA betraf.

„Wenn der so weiter macht, gibt es irgendwann tatsächlich einen Krieg. Anfangs dachte ich, der pokert einfach gern, und will ausreizen, wie weit er gehen kann. Aber nun finde ich, dass er es übertreibt und mit dem Feuer spielt.“ Meinte Bernd zu diesem Thema.

„Und wenn er nicht aufpasst, hat er bald keine Freunde mehr. So wie er mit seinen westlichen Partnern umgeht.“ Bemerkte Jan. „Allerdings hat er mit einer seiner Forderungen schon recht. Die Vereinbarungen zur Nato sind eindeutig einmal von allen Mitgliedsstaaten so getroffen worden. Da kann ich nicht einfach meinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Diese Einsparerei geht zu weit. Den Effekt sieht man schon. Gewehre funktionieren nicht und Hubschrauber und Panzer sind nicht einsatzbereit. Alles, aber auch alles funktioniert nur noch zur Hälfte. Im Notfall wäre die Nato nicht handlungsfähig.“

„Du meinst, sie wäre nicht verteidigungsfähig?“ fragte Bernd.

„Nein, sie wäre vor dem Fall einer kriegerischen Konfrontation nicht in der Lage, sagen wir, eine Drohgebärde aufzubauen. Wenn der Ivan sechzigtausend Mann zu einem Manöver zusammenzieht, können wir nicht adäquat reagieren. Nimm damals die Krim – da kannst du als Nato nur zuschauen. Und damit hat der Putin schon gerechnet. Eine Nato wie in den achtziger Jahren, da hätte er es sich nicht getraut. Das kannst Du mir glauben.“

In diesem Augenblick klingelte es an der Haustür.

„Ah, das wird Kim sein! Hoffentlich kommen jetzt gute Nachrichten.“ Sagte Bernd, als er zur Haustür ging.

„Leider keine guten Nachrichten.“ Sagte Kim nachdem sie auch Jan begrüßt hatte. „Konrad Dreher, der Fahrer von Gebauer, ist bereits 2009 verstorben. Und der Halil Özden ist vor fünf Jahren wieder in die Türkei zurückgekehrt. Ist also auch nicht mehr zu befragen.“

„Mist!“ war Jans ganzer Kommentar. Wer ihn schon länger kannte wusste, jetzt würden seine Gedanken in einen Modus versetzt werden, der alle Möglichkeiten auslotete, die Erfolg versprechen würden. Einfach deshalb, um doch noch an die benötigten Informationen zu gelangen. Und so war es auch jetzt. Er bekam nur am Rande mit, worüber Kim und Bernd noch sprachen. Und dann meldete er sich mit einem Mal zurück und fragte:

„Über Peter Berger weißt Du auch nichts Neues?“ fragte er Kim, ohne darauf zu achten, wer mit wem gerade am Sprechen war.

„Nein, Jan. Das hätte ich doch sofort gesagt!“ sagte Kim, als ihr Smartphone plötzlich anfing zu vibrieren. Kim ging ran und lauschte dann eine ganze Weile. Machte zwischendrin immer mal „Mh“ oder sagte „Verstehe“. Das wars dann aber auch schon. Am Ende sagte sie nur „Danke und Ciao“, dann wendete sie sich wieder Bernd und Jan zu.

„Also,“ holte sie aus, “das war Gunda. Von Halil Özden hat sie eine Adresse in der Türkei. Sie weiß nicht, ob diese Adresse noch stimmt. Die hat er angegeben, als er hierher nach Deutschland gekommen ist. Da wüsste ich auch nicht, wie man da weiter vorgehen soll.“ Sie trank ein wenig Wasser und fuhr dann fort:

„Und bei Peter Berger hat sich ergeben, dass der sein Bankkonto auch aufgelöst hat. Da hatte ich doch bei Frau Auerbach nachgefragt. Wir wussten also, die Bank und dann die Kontonummer. Gunda kommt auch an solche Daten ran. Fragt mich nicht wie, das will ich nicht wissen. Also, und die Postbank ist doch eine Bank, die es überall gibt. Da brauche ich nicht kündigen, wenn ich umziehe. Also, merkwürdig, wenn ihr mich fragt.“

„Passt zu meinem Verdacht – Stasimann!“ Bemerkte Jan trocken.

„Dann hatte ich mir von Frau Auerbach die Krankenkasse sagen lassen. Da gibt es seit letztem Monat auch keine neuen Bewegungen mehr. Der Berger ist Diabetiker. Der braucht doch Medikamente. Einen Arzt und so. Da muss doch was kommen!“ sagte Kim schon beinahe verzweifelt.

„Gut, das ist noch etwas zu früh, als das man sagen könnte, ‚da kommt nichts mehr.‘ Da musst Du die Quartalsabrechungen abwarten. Und die müssen und können ja noch kommen. Aber erst Ende des Quartals.“ Bemerkte Jan, schüttelte verneinend den Kopf, und fuhr dann fort.

„Interessanter ist das schon bei dem Konto. Das muss man nicht kündigen. Das war vielleicht ein kleiner Fehler von Berger. Also nicht in dem Sinn, dass wir ihm dadurch auf die Spur kommen können. Nein, aber das würde eher meine Theorie bestätigen, dass er abgetaucht ist und alle Verbindungen gekappt hat.“ Jan setzte sich etwas besser zurecht.

„Den Berger betrachte ich für mich von jetzt an als ‚bringt für uns nur unnötigen Aufwand‘. Da stehen Aufwand und Nutzen in keinem vernünftigen Verhältnis. Dennoch denke ich, muss dieser möglichen Spur irgendjemand nachgehen. Gehen wir einmal davon aus, dass wahrscheinlich zwanzig Fässer verklappt worden sind. Drei haben wir gefunden. Dann bleiben immerhin noch siebzehn Fässer übrig, die jederzeit Schaden anrichten können. Und das sollten wir, das dürfen wir nicht zulassen!“

Bernd Mühl hatte interessiert zugehört. „Was schlägst Du also vor?“

„Bernd, Du willst mit Deiner Idee von LeafGreen doch etwas neues, ein neues Denken bewirken. Da ist zum Beispiel ein ‚mit offenen Karten spielen‘ selbstverständlich. LeafGreen ist immer der positive Partner. Ist zuverlässig, offen, informiert, ohne Vorbehalte. Arbeitet ohne Vorbedingungen immer zusammen. So etwa, wie es das Rote Kreuz tut.“

„Also, was räts Du mir, Jan?“ fragte Bernd mit Falten auf seiner Stirn.

„Geh mit diesem Wissen zum BKA, Bernd. Und Du wirst für die Zukunft neue Freunde haben. Freunde, die auch mal Hilfe benötigen, und dann auf Dich zukommen."

„Stimmt, Jan. Die Chance sollte man ergreifen." Bestätige Kim und schaute Bernd intensiv an.

„Jan, das ist wirklich eine gute Idee. Würdest Du das für LeafGreen – für mich – tun?" fragte Bernd.

„Ich könnte schon, Bernd. Und ich werde auch in Zukunft immer an Deiner und an der Seite von LeafGreen Seite stehen. Aber, ich denke, Du solltest es selbst tun! Du bist LeafGreen! Du solltest das Vertrauen aufbauen! Wenn es irgendwo nötig ist, ich würde immer helfen. Ich kann Dir zumindest jemanden nennen, der diesen Dingen positiv gegenübersteht." Jan schrieb eine Telefonnummer auf einen kleinen weißen Zettel und schob ihn zu Bernd Mühl. „Ruf da an. Teile alles mit. Vom Giftunfall bis zu unseren Versuchen, diesen Berger zu finden. Teile unseren Verdacht mit. Nenne ruhig meinen Namen. Der Mann auf der Karte wird sich das als Quittung von mir bestätigen lassen. Und dann, denke ich, wird das BKA hinter Berger her sein. Du wirst irgendwann erfahren, dass das BKA die Hatz erfolgreich abgeschlossen hat. Und man wird Dich wissen lassen, dass man in Zukunft gern auf Dich zurückkommt."

Jan lehnte sich etwas zurück. Dann fiel ihm aber noch etwas Entscheidendes ein.

„Aber eins noch, Bernd. Und das liegt auch mir ganz grundsätzlich an Herzen. Es muss auf eurer Seite alles immer Gewaltfrei bleiben! Verstehst Du? Ganz friedlich. Ja?" Jan sah sehr intensiv in Bernds Augen. „Es darf nie Gewalt geben! Wegen LeafGreen. Also, keine Szenen wie Hamburg, Hafenstraße. Oder Frankfurt, Startbahn West. Berlin – Kreuzberg. Nix – absolut null! Absolut Gewaltfrei! Sonst bist Du die Freunde so schneller wieder los, als Du sie gewonnen hast!"

„Ja," pflichtete ihm Kim bei, „da hat Jan absolut recht. Es darf kein Bulle verprügelt werden wegen der Ideale von LeafGreen. Die Gewaltspinner dürfen bei uns keine Chance haben!"

„Ja, und wie soll ich das hinkriegen?" fragte Bernd ein wenig ernüchtert.

„Bau mal diesen Kontakt zum BKA auf. Löse erst einmal das Giftmüllproblem. Du kannst hinterher mit Deinem neuen Partner darüber reden. Und wenn ihr mich dabeihaben wollt, dann denken wir gemeinsam darüber nach. Aber jetzt, ruf zuerst einmal dort an. Sag dort ruhig, dass wir eventuell noch eine Spur verfolgen. Aber das wir in puncto Berger am Ende angekommen sind. Die werden sich ohnehin wundern, dass sich bei Polizei und Umweltbehörde nichts mehr tut, und keiner auf die Idee kam, das BKA einzuschalten."

Bernd sah sich den Zettel mit der Telefonnummer nachdenklich an. Dann sagte er: „Ja, ich werde das tun und dort anrufen." Und an Kim gewandt meinte er: „Und das Problem mit der Gewalt müssen wir auch beachten, da

hat Jan recht. Das muss außen vor bleiben. Wir müssen die radikalen Umweltaktivisten irgendwie erreichen. Und sie sozusagen an den Verhandlungstisch bekommen!“

„Weißt Du, dass muss so sein, wie 89 die friedliche Revolution in der DDR. Dann machen auch mehr Menschen mit, wenn sie wissen, ihnen passiert bei einer Demo nichts. Und daran musst Du schon der Kinder wegen arbeiten. Jetzt, dieses ‚Friday for Future‘, wird nur dann ein Erfolg, wenn mehr Schüler, mehr Menschen mitmachen. Und das tun sie nur, wenn es gewaltfrei bleibt.“ Meinte Jan ergänzend. „Und Erfolg haben, meine ich jetzt nur auf die Teilnahme von Menschen, immer mehr Menschen, bezogen. Ob das Ganze den erwünschten, den erhofften Erfolg erzielen kann? Ich weiß nicht? Wenn sich nichts entscheidend tut, politisch – klimapolitisch. In Deutschland, in Europa, in der Welt. Dann, so fürchte ich, müssen die Schüler zum Generalstreik aufrufen. Erst einmal einen totalen Schulstreik. Dann auch die Betriebe, die Werke, die Ämter. Man muss den Menschen klar machen, wir sitzen alle in demselben Boot! Der Urenkel des Mitarbeiters eines Kohlekraftwerks ist genauso von der Umweltproblematik betroffen, wie der Urenkel des Ökobauern. Aber was wir machen müssen ist, die Härten bei der Umsteuerung auf weniger fossile Brennstoffe sozial abfedern!“

Auch Jan ereiferte sich, weil er die Trägheit der Politik nicht mehr verstehen und auch nicht mehr ertragen konnte.

„Auf der anderen Seite ist es so. Man muss auch sehen, dass die Saudis irgendwann in der Zukunft zu armen Leuten werden können. Ihr Erdöl wird irgendwann keiner mehr haben wollen. Man braucht es nicht mehr. Dann muss man sehen, dass nicht von dort neue Flüchtlingsströme kommen.“

„Das wird aber nicht gleich nächste Woche sein.“ Warf Kim ein.

„Aber Jan hat recht, sie werden aber kommen. Man muss vorausschauend denken.“ Gab Bernd zu bedenken.

„Wie lange geht das jetzt schon? Mit der Industrialisierung, meine ich? Seit etwa 1850?“ fragte Jan.

„Vielleicht sogar etwas früher. Zumindest in diesem Zeitraum hat es angefangen.“ Bestätigte Bernd.

„Sagen wir, so etwa vor fünf Generationen. Knapp zweihundert Jahre.“ Rechnete Jan. „Und so lange wird es auch mindestens brauchen, bis man wieder in der Spur ist. Theoretisch. Denn wenn der Umsteu-erungsprozess dadurch verlangsamt wird, dass nicht alle gleichzeitig beginnen umzusteuern, dann dauert das unter dem Strich entsprechend länger. Das ist, als ob Du einen dieser Riesentanker aus voller Fahrt heraus bremsen willst. Der kommt auch erst nach etwa zehn, fünfzehn Seemeilen zum Stehen. Und Du kannst nicht erwarten, dass alle Entwicklungsländer sofort von Anfang an dabei sind. In Europa werden auch einige nur widerstrebend mitwachen wollen. Polen etwa.“

„Jan, ich frage mich, wie ich Dich ins Boot kriege. Solch einen wie Dich könnten wir gebrauchen.“

„Ach, da mach Dir mal keinen Kopf. Ich sage Dir hier meine Meinung, aber ob ich auch dafür kämpfen könnte? Ich glaube eher nicht. Denk mal an die Gewalt. Wenn die aufbrechen würde, dann wäre ich nicht mehr dabei. Ich kann das nicht ab. Gewalt ist sinnlos, da sind mir die Argumente ausgegangen. Und mit solchen Leuten kann ich keine gemeinsame Sache machen. Sorry!“

Bernd überlegte, die Gewalt hatte er bis jetzt noch unterschätzt.

„Und Gewalt ist wirklich so sinnlos!“ pflichtete Kim bei. „Ich weiche ein wenig vom Thema Umwelt ab. Aber bleibe bei der Gewalt.“ Sie trank einen Schluck Medium. „Sieh mal, ich lasse mich als Polizist nicht gern verhauen. Bei einer Demo nicht, genauso nicht bei einem Fußballspiel. Ich soll für Ordnung sorgen, und krieg dann Dresche, weil es ein paar Spinnern so gefällt?“

„Ja, pflichtete ihr Jan bei. Ich würde im Stadion alle per Videoüberwachung filmen, und dann ist irgendwann der Staatsanwalt dran, und erhebt Anklage. Dass die Vereine dafür bestraft werden, das ist nicht richtig. Nur weil es die sogenannten Ultras ihrer Fans waren? Und weswegen muss ich überhaupt in Stadien Bengalos zünden? Warum muss ich Böller zünden, wenn einer ein Tor geschossen hat? Und dabei Kinder gefährden? Nur weil Fußball ist? Geht’s noch? Weil Schalke in Dortmund spielt? Und je nach dem, Dortmund oder Schalke mein Feind ist. Mein Erzfeind sogar? Die haben doch alle ein Rad ab!“

„Oh, Jan, ich wusste gar nicht, dass Dich Fußball so umtreibt!“ stellte Kim interessiert fest.

„Tut er auch nicht – ich liebe geradezu erfrischenden Angriffsfußball. Aber die Kerle, die meinen, sie seien im Dschungelcamp bei den Ninja-Kämpfern und könnten sich alles erlauben, die kann ich nicht verknusen! Und mir tut dann ein kleiner Verein leid, der plötzlich fünfzigtausend Euro wegen seiner entgleisten Fans zahlen muss.“ Schnaubte er echauffiert und stellte dann fest:

„Der Verein hat doch nicht randaliert! Die Fans waren es! Und wenn die den Kram mit ins Stadion gebracht haben, dann haben sie‘s vorsätzlich getan. Mir kommen doch nicht plötzlich Raketen und Böller in meinen Rucksack! Wo gibt’s denn so was? Die sind wohl vom Himmel gefallen?“

„Oh, Jan, ich verstehe Dich ja, und auch Deine Absage an eine Mitarbeit bei LeafGreen. Dich nimmt das zu sehr mit. Stimmts?“ fragte Bernd.

„Ja, Du bringst es auf einen Nenner. Solche Typen, ach, mit denen kannst Du nicht reden! Denen hat man, als sie Kind sein durften, nicht beigebracht, wo die vernünftigen Grenzen sind. Dieser ganze antiautoritäre Blödsinn hat uns das eingebrockt. Und, dabei sind wir wieder beim Umweltthema, denn da ist es genauso. Warum muss ich bis zum Kannnichtmehr mit meinem neuen SUV durch einen Steinbruch brettern? Warum muss ich mit meinem neuen Panamera mit 250 Sachen über die Autobahn rasen? Nur, weil ich das Geld dafür habe? Oder weil es dringend notwendig ist? Sag mir ein wirklich plausibles Argument, warum das so sein muss, und ich bin sofort ruhig.“

Kim bestätigte Jans Worte mit Kopfnicken.

„Warum gibt es keine verbindliche Geschwindig-keitsgrenze auf Deutschlands Autobahnen? Tempo 120 zum Beispiel? Das ist und war ein Thema für Dein LeafGreen! Da gibt es zum Beispiel eine Testfahrt von Köln nach sowienoch. Ungefähr 500 Kilometer Strecke dichter befahrene Autobahn. Der eine fährt volle Pulle, der andere 120. Maximal. Der eine mit volle Pulle kommt zwanzig Minuten vor dem anderen mit 120 an. Der braucht aber gleich etwas von seinen Blutdrucksenkern und seinen Betablockern. Preisfrage: wer von beiden lebt gesünder?“

„Hm …! „war Kims Kommentar, und sie nickte dazu.

„Ja, dieses Bewusstsein gilt es zu entwickeln.“ Meinte Bernd. „Und da musst Du frühzeitig anfangen. Im Schulalter.“

„Wenn es da nicht einmal schon zu spät ist.“ Trug Kim zur Diskussion bei.

„Und, wenn ich an meinen Hasen denke, dann ist es wirklich wichtig, dass wir schon früher damit beginnen. Denn in diesem Alter spielen die Eltern schon auch eine ganz entscheidende Rolle.“

„Da schließt sich der Kreis. Glaubt mir. Es wäre besser, die Familie fährt im Urlaub an die See oder in die Berge. Auf einen Bauernhof – See oder Berge – ganz egal. Und die lieben Kinderlein kriegen dieses Leben dort hautnah mit. Füttern die Tiere, mähen mit, und misten mit aus. Erleben, wie junge Tiere zur Welt kommen. Das wäre tausendmal besser, als x-Tonnen CO_2 in die Umwelt zu blasen und dann untätig in Malle am Pool zu vertrödeln.“ Ereiferte sich Jan.

„Haben wir eigentlich in Deutschland so viele Bauernhofzimmer wie wir Hotelzimmer auf Mallorca haben?“ schob Kim ein.

„Auf ganz Deutschland gesehen? Vielleicht. Ich weiß es nicht.“ Gab Jan zu.

„Ist etwas für LeafGreen, Bernd. Merkst Du?“ War Kim in ihrem Element.

„Ja, Kim. Ich erkenne das Potential, das in diesen Argumenten steckt. Aber mal ganz ehrlich, meine Freunde. Jetzt sind etwas die Gäule mit uns durchgegangen. Und wir sind ein wenig vom Weg abgekommen. Wir suchen, oder wir wollen sie suchen, die überzähligen 17 Fässer mit gefährlichem Inhalt. Darauf sollten wir uns konzentrieren. Findet ihr nicht?“ Gab Bernd mahnend zu bedenken.

„Ja, stimmt, Bernd. Zurück zum Anfang. Wir suchen nach dem Gift. Das ist primär unsere Aufgabe.“ Bestätigte Jan.

„Also, dann einmal los, meine Herren! Was haben wir konkret vorliegen?“ stellte Kim in den Raum.

„Wenn wir die Jagd nach dem Phantom Berger einmal weglassen, dann bleibt uns nur noch dieser Türke, Halil. Wie hieß der noch genau mit Namen?“ fragte Jan.

„Halil Özden. Die alte Adresse ist eine Stadt Belek.“ Sagte Kim.

„Hm. In der Nähe von Antalya.“ Bemerkte Jan.

„Du scheinst Dich ja dort auszukennen, Jan.“ stellte Bernd fest.

„Das ist ein wenig übertrieben. Hab dort ein paar Mal Urlaub gemacht.“

Gab Jan zu.

„Siehst Du, und schon wird man zum Experten. Was hältst Du denn davon, wenn Du mit Kim dort hinfliegst und ihr versucht, ob Ihr etwas über diesen Halil Üzübüzü herausfinden könnt?“ fragte Bernd.

„Das kann ich Dir genau sagen, nämlich: nichts! Wenn meine Frau erfährt, dass ich mal eben so mit einer jungen Frau an die türkische Riviera geflogen bin und nicht mit ihr. Ha … dann kann ich einpacken! Und mir gleich eine neue Bleibe suchen. Das kann ich dann!“ Verteidigte sich Jan.

„Hast wohl Angst vor mir!“ stichelte Kim.

„Ne, vor Dir nicht. Ich weiß ja, dass Du …“

„…mit einer Frau zusammen lebst. Meinst Du das, Jan?“

„Ja, das meine ich. Aber ich kann damit umgehen. Es Respektieren. Aber meine Frau ist nicht hier dabei. Und sie weiß das nicht. Das ist der Unterschied!“

Kim wusste so schnell nicht, was sie antworten sollte. Und Bernd Mühl hatte seine Schwierigkeiten sich in Jans Problem einzudenken. Als Single fiel es ihm schwer, hinter allem und jedem eine Falle zu sehen. Da ist man eher Optimist.

„Und wenn ich mal mit Deiner Frau telefoniere?“ fragte Bernd.

„Ne, ne, das lass mal schön bleiben, Bernd. Wenn da einer telefoniert, dann bin ich das. Aber so ganz genau weiß ich noch nicht, wo ich beginnen soll.“

„Aha!“ sagte Kim und schmunzelte vor sich hin.

*

32 Reisepläne

„Du willst mir also sagen, dass Du einfach einmal für ein paar Tage an die türkische Riviera fliegst. Und nicht alleine. Sondern mit einer Frau! Einer jungen Frau noch dazu!“ ereiferte sich Beate. „Sag mal, Du willst mich doch nicht verkackeiern? Oder? Jan Bronner!“

„Also, Beate, lass mich doch wenigstens …“

„Nix lasse ich Dich! Kannst Du nicht alleine dort hinfliegen? Oder sie macht das – ganz alleine?“ Jan bemerkte ganz klar, dass Beate langsam in Fahrt kam. Wenn ihm nicht bald der Durchbruch gelingen würde, wäre Bernds Idee eine Sache für die berühmte Tonne.

„Beate, könnte ich natürlich schon. Aber sieh es mal so: wenn da ein privater Ermittler rumschnüffelt, hat er natürlich in diesem … ich weiß jetzt nicht, wie ich das beschreiben soll – ah! Ich hab‘s … Überwachungsstaat – da hat er unter Umständen schlechte Karten.“

„Du ermittelst doch nicht gegen den Staat?“

„Nein! Lass Dir doch … „

„Sag mir einen Grund, Jan Bronner! Einen einzigen, einfachen, und simplen Grund!“

„Einer allein hat schlechte Karten, Beate!“

Beate zögerte, überlegte, ob sie selbst einspringen könnte. Wäre nicht schlecht: auf irgend wessen Firmenkosten einfach mal so … ein paar Tage ans Mittelmeer. An die türkische Riviera. Aber Andrea und der Reiterhof …

„Und wenn ich …?“ fing Beate an, zögerte aber etwas.

„Beate, das könnte ich mir nie verzeihen, wenn man Dich …verhaften würde.“ Beendete Jan den Satz.

„Du meinst also, man könnte mich dort verhaften?“

„Nicht direkt.“

„Also, Jan Bronner, nur dass das von vorherein klar ist …“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Was weißt Du, Jan?“

„Das ein Ermittler allein dort auffällt. Und Fragen nach sich zieht.“

„Und zu zweit ist das dann nicht der Fall?“ Beate war neugierig geworden. „Wie alt ist sie denn, deine Reisegefährtin?“

„Kim, wie alt bist Du?“ fragte Jan in Richtung Kim.

„Du hast doch nicht den Apparat auf ‚Mithören‘ gestellt?“ Beate richtete sich auf.

„Doch! Die Beiden hier sollten ruhig hören, welch grandiose Idee sie hatten.“ Antwortete Jan.

„Alleine wärst Du nicht draufgekommen, Jan Bronner?“ kam es von Beates Seite.

„Nicht im Traum wäre mir das eingefallen.“ Antwortete Jan trocken.

„Ihr würdet doch nicht wie ein Ehepaar dort unten auftreten?“ wollte Beate wissen.

„Nein, getrennte Zimmer war ein ‚Muss‘. Darauf habe ich schon bestanden.“

„Na, immerhin etwas!“ fauchte Beate, aber bereits einen Tick freundlicher.

„Und die Zusammenarbeit mit der türkischen Polizei?“ wollte Beate wissen.

„Das ist ja der Haken bei der ganzen Sache. Wir würden es gern ohne Polizei machen. Wegen der politischen Situation erscheint uns das nicht gerade ratsam.“ Erklärte Jan.

„Dabei riskiert ihr aber etwas, Jan Bronner! Die fackeln da nicht lange. Ich besuch Dich nicht, wenn Du in einem türkischen Gefängnis landest. Da würden die vermutlich noch verlangen, dass ich ein Kopftuch umlegen muss. Und das mache ich bestimmt nicht!“ sagte Beate energisch.

„Das brauchst Du auch nicht, Beate.“

„Warum?“ fragte Beate.

„Weil es gar nicht dazu kommen wird.“ Erwiderte Jan und erklärte weiter: „Wir treten als Touristen auf, die dort hingeflogen sind um Urlaub zu machen. Zunächst treten wir getrennt auf, kommen mit dem Jet in Antalya an. Haben

zufällig das gleiche Hotel. Machen das gleiche Besichtigungsprogramm mit und lernen uns dabei kennen. Machen dann ein paar Dinge gemeinsam und sehen in dieser gemeinsamen Freizeit zu, dass wir diesen Halil finden. Und das Ganze muss ohne Polizei über die Bühne gehen. Wenn wir diesen Halil finden, und die Polizei kassiert ihn ein, haben wir nichts gewonnen. Es kann sein – die Sache liegt mehr als zehn Jahre zurück – dass wir den Halil Özden nach Deutschland holen müssen. Wer weiß, ob der sich an die Details erinnern kann."

„Also, ich weiß nicht? Ihr geht dabei doch auch ein Risiko ein." Bemängelte Beate. „Bei der politischen Situation, meine ich."

„Das ist uns klar. Deshalb ja die Tarnung als zwei Touristen, die sich dort unten zufällig kennen lernen. Und übrigens – Kim könnte vom Alter her meine Tochter sein, wenn's Dich interessiert. Wir werden nicht auffallen und gehen kein Risiko ein. Das kannst Du auf jeden Fall annehmen." Versuchte Jan zu erklären.

„Und wie lange soll dieser – ‚touristische Urlaub' dauern, wenn ich fragen darf?"

„Zunächst eine Woche. Wenn nötig, müssten wir um eine Woche verlängern. Das alles ist ungewiss, so etwas kann man nicht bis zu Ende durchplanen, Beate."

„Hm?!" grübelte Beate. „Und hier, in Deutschland …?"

„Habe ich Dir doch schon gesagt, Beate, hier wäre nur dieser Berger. Der ist ein ehemaliger Stasimann. Aber der ist und bleibt abgetaucht. Halil soundso ist unsere letzte Chance."

„Also, meinet wegen. Aber wie gesagt, Jan, in ein türkisches Gefängnis kriegst Du mich nicht! Und ein Kopftuch setze ich mir nicht auf, wenn es nicht sein muss!"

„Wird es nicht, Beate!" meinte Jan, der wusste, dass er Beates Zustimmung bekommen hatte.

*

33 Anreise nach Kleinasien

Kim und Jan saßen in einer Taxe, die sie zum Flughafen bringen sollte. Aber langsam wurden sie ein wenig ungeduldig. Es war nur noch eine Stunde Zeit, bis ihr Flugzeug nach Antalya starten würde. Aber der Stau wollte sich einfach nicht richtig auflösen. Es war zum Verzweifeln.

„Kuck Dir das an! Alles nur Laster. Und alles aus Osteuropa." Kim sah ein wenig ratlos zum Seitenfenster hinaus.

„Und alle beladen mit Containern." Sagte Jan.

„Ich kann Ihnen sagen, das ist täglich so, wann immer ich eine Fahrt zum Flughafen habe. Es ist immer das gleiche Bild. Stau, Stau, immer nur Stau.

Warum müssen diese Dinger auf der Autobahn fahren? Warum sind die nicht auf der Schiene? Da gehören sie hin! Nicht hier!“ Moserte der Taxifahrer.

„Dabei wär’s so einfach.“ Meinte Jan.

„Wieso – einfach?“ fragte Kim.

„Wie er schon ganz richtig sagt: auf die Schiene. Und dann ein Verteilsystem wie bei der Briefsortierung. Du erfasst beispielsweise einen Container am Hafen von Bremerhaven und der soll nach Passau. Dann geht das wie bei einem Brief, mit Postleitzahl. Der geht auch von Poststation zu Poststation, also von Bahnhof zu Bahnhof. Und hier halt, von Güterbahnhof Bremerhaven nach Güterbahnhof Passau. Mit einer Bahnleitzahl. Die kriegt der Container, nachdem er beladen wurde, verpasst. Da kannst Du, wenn Du ein richtig tolles Bahnnetzwerk hättest, sogar autonom die Züge fahren lassen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Entlastet die Autobahn – und die hält dann länger. Und entlastet die Fahrer – sie brauchen nicht 60 Stunden in der Woche zu über die Autobahn zu brettern. Entlastet die Bürger, die in den Urlaub wollen – sie stehen nicht mehr stundenlang im Stau.

Und, last not least, entlastet es die Umwelt. Eine E-Lok pufft keine Dieselwolken mehr. Die Luft wird spürbar besser.“

Dann lachte Jan. „Wenn Du so etwas mal sehen willst, ich meine, wie es tatsächlich geht, dann musst Du mal zu den Miniaturwelten nach Hamburg fahren. Da geht das auch schon so – eben autonom.“

„Und, warum machen wir’s dann nicht?“ entrüstet sich Kim.

„Da müssen Sie mal Mutti fragen. Merkelchen. Oder den Verkehrsminister, den Scheuer. Die kennen das in Bayern vielleicht noch nicht.“ Mischte sich der Taxifahrer ein.

„Wieso jetzt Bayern?“ fragte Kim.

„Weil der Verkehrsmufti aus Bayern kommt, gnä‘ Frau.“ Stänkerte der Taxler.

„Oder, weil der Finanzminister stets fest mit den Einnahmen aus der LKW-Maut rechnet. Da müssten die von der Regierung ein neues System einführen oder irgendwo irgendetwas einsparen. Oder eine neue Steuer beschließen. Und das wollen die vielleicht nicht.“ Beteiligte sich Jan an der Diskussion.

„Und die Luft würde wirklich sauberer. Nicht so ein Quatsch wie diese Emissionssteuer. Da wird doch nur ein kleiner Anreiz gesetzt, weil der Kraftstoff teurer gemacht wird. Aber die verwenden das Geld nicht, um damit die Luft zu reinigen. Wenn also niemand Treibstoff einspart, würde die Luft auch nicht besser. Und wenn es nur relativ Wenige tun, wird auch nur relativ wenig eingespart. Also, auf diese Weise wird nichts draus. Weil, die Autos werden doch eher mehr als weniger. Und wer kann sich schon ein Elektroauto leisten, bei den Preisen?“ moserte der Taxifahrer. „Hier, meiner, das ist ein Hybrid. Das geht alles noch und ich muss nicht dauern an irgendeine Steckdose und dann Stundenlang warten, bis die Kutsche voll aufgeladen ist. Aber hier mit den Lastern auf der Autobahn ham‘ Se recht, die Dinger müssen weg und rauf auf die Schiene. Und dann bringt’s auch was.“

Vor ihnen kam Bewegung in die Kolonne. „Na endlich!“ stöhnte der Taxifahrer auf. Dann setzte er seine Tour zum Flughafen fort.

*

„Also, Herr Fuchs, gehen Sie diesem Hinweis, den ich von Herrn Mühl erhalten habe nach. Unser gemeinsamer Freund Jan Bronner hat das bestätigt, und dann wissen Sie, dass da etwas dran ist.“ Sagte der Abteilungsleiter Peter Lohmeyer beim BKA zu seinem Mitarbeiter.

„Ja, Chef, wird gemacht. Zuerst lassen wir unser Gesichtserkennungsprogramm einmal laufen. Dass wir ein Bild von diesem Peter Berger haben, ist doch schon mal gut.“ Antwortete Dirk Fuchs.

Das Gesichtserkennungsprogramm ‚FaceCheck‘ war gelaufen und hatte tatsächlich mehrere Treffer geliefert. Einen dieser Treffer hatte Dirk Fuchs relativ schnell verwerfen können. Der betroffene Mann war bereits mehrere Jahre tot. Den zweiten Treffer konnte er auch recht schnell vergessen. Dieser Mann saß eine mehrjährige Haftstrafe wegen Kindesmissbrauchs ab. Beim dritten und letzten Treffer pfiff er anerkennend vor sich hin.

„Hat der gute alte Jan doch wieder einmal einen guten Riecher gehabt. Sieh mal an. Paul Bach, ehemals Hauptmann beim Staatssicherheitsdienst in Berlin.“

Er ließ sich die Akte aus dem Archiv kommen. Denn sie war leider immer noch nicht von der EDV erfasst worden. Aber Dirk war ohnehin ein alter Papiertiger. Dieser unpersönliche Bildschirm, auf dem man zig Fenster aufmachen musste, wenn man ein paar Sachen miteinander vergleichen wollte, war nur bedingt sein Ding. Er war dazu übergegangen, sich mit dem ‚Snipping Tool‘ eine Hardcopy zu erstellen und druckte sich diese dann aus. Und dann hatte er wieder etwas, womit er seine geliebte Papierakte füttern konnte.

*

Paul Bach war damit beschäftigt, sich neue Papiere herzustellen. Er wusste, dass man einen Teil der Akten sichergestellt hatte, mit deren Hilfe man Nachforschungen über ehemalige Mitarbeiter des MfS anstellen konnte. Also, weiter als Paul Bach zu leben, war ihm jetzt, wo er Millionär war, einfach zu heiß.

‚Wäre doch schade, wenn du nicht mehr dein Geld in Frieden und Freiheit genießen könntest!‘ dachte er bei sich, während er an seinem neuen Stammbuch arbeitete. Einen Reisepass hatte er bereits angefertigt. Den neuen Personalausweiß erwartete er stündlich. Den hatte er sich für ein paar Tausend Euro anfertigen lassen. Der würde so gut sein, dass er überall damit durchkommen würde. Ohne ein Risiko einzugehen, versteht sich.

Kim und Jan saßen in verschiedenen Reihen in dem Ferienflieger. Sie schnallten sich gerade zur Landung an, als sie noch einmal kurz Sichtkontakt miteinander hatten. Nach ein paar Minuten setzte der Airbus A-320 weich auf der Rollbahn des Flughafens an der türkischen Mittelmeerküste auf.

An der Gepäckausgabe trafen sie wieder aufeinander. Als sie ihr Gepäck entgegengenommen hatten, hielten sie nach einem Taxi Ausschau. Jan, der alte Fuchs, konnte niemanden sehen, der sich für die beiden Touristen aus Deutschland besonders interessierte. Außer den Taxifahrern vielleicht, die aber dabei nur geschäftliche Interessen hatten. Sonst nichts.

Sie erwischten in einem Abstand von zwei Minuten jeweils ein Taxi, kamen jedoch mit einem Abstand von acht Minuten bei ihrem Hotel an. Der äußerst freundliche und sehr hilfsbereite Taxifahrer, den Kim erwischt hatte, war mit ihr auf einigen Umwegen durch Belek gefahren und hatte ihr die wichtigsten Sehenswürdigkeiten gezeigt.

Sie hatten zufälligerweise ihre Zimmer auf der gleichen Etage, würden aber erst abwarten, bis sie ihren Kontakt herstellen und dann Schritt für Schritt ausbauen konnten. Sie hatten beide unabhängig voneinander für den nächsten Tag eine Sightseeing-Tour gebucht, die von einem mit dem Hotel in guter Verbindung stehenden Busunternehmen angeboten wurde. Und von dem die Gäste stets nur Bestes zu berichten hatten.

Also, morgen, zehn Uhr, würden Kim und Jan ihre Gelegenheit bekommen und sich kennenlernen. Und am Nachmittag wollten sie gemeinsam Halil Özdens Adresse aufsuchen.

*

Am Nachmittag bekam Dirk Fuchs die angeforderte Akte von Paul Bach auf den Schreibtisch, als er gerade eine Besprechung wegen einer international agierenden Schlepperbande hatte. Als diese zu Ende gegangen war, wollte ihn sein Chef Peter Lohmeyer wegen eines anderen Falls um eine Auskunft bitten. Daher war es ein wenig spät geworden, als Fuchs die Akte in die Hand nahm.

Er blätterte sie im Kurzverfahren durch, erkannte auf Anhieb ein paar wichtige Details, für die er sich auf einem kleinen Zettel ein paar Notizen machte. Dann schloss er die Akte und dachte sich: ‚Morgen ist auch noch ein Tag. Wird ja nicht morgen bereits notwendig sein, dass wir in dieser Sache zuschlagen müssen.‘

Wobei er allerdings nicht bedachte, dass dort in dem schönen beschaulichen kleinen Fluss eine giftige chemische Zeitbombe tickte.

*

Man saß in der Anwaltskanzlei von Rechtsanwalt und Notar Hubert Freistein, der sozusagen der Hausjurist von LeafGreen – das heißt also auch, der Hausjurist von Bernd Mühl war. Es ging um die von der Stadt und den Gläubigern nicht beachtete Vorsorgeverfügung, die Tim Gebauer letztlich die

Möglichkeit versagt hatte, den Betrieb seines Vaters eventuell doch vor dem Niedergang zu bewahren.

„Also, keine Sorge, meine Herren. Ich beantrage die Wiederaufnahme jenes Verfahrens, wegen unterlassener Würdigung dieser Vorsorgeverfügung. Da stehen uns auch weitere rechtliche Schritte offen. Dieser Weg scheint mir aber am sinnvollsten. Und, ganz nebenbei gesagt, die Stadt, das weiß ich aus zuverlässiger Quelle, hat kein Geld. Also, dass das so ist, ist – hähä – kein wirkliches Geheimnis. Das haben Städte halt so an sich – heute. Wo die Gemeindefinanzierung so mickrig ist. Dieser Weg also, ein Vergleich mit der Stadt bleibt uns als Ultima Ratio immer noch. Aber, mal sehen, manchmal bewirkt das Schreiben eines Juristen schon Wunder."

Er rechnete schon einmal kurz durch welche Honorare er ansetzen konnte und war durchaus zufrieden. Also legte er sich noch einmal kräftig ins Zeug.

„Eins ist noch, Herr … äh… jetzt habe ich doch glatt Ihren Namen vergessen."

„Gebauer. Tim Gebauer."

„Herr Gebauer … natürlich. Aber das kann schon mal vorkommen. Wenn Sie mir kurz hier diese Vollmacht unterschreiben würden. Ja, und hier auch noch einmal. Ja, und Sie können sicher sein, noch heute geht alles raus."

Er begleitete Tim Gebauer bis an die Tür der Notariatspraxis, wo bereits der nächste Fall, das heißt der nächste Mandant in einem Nebenzimmer wartete. Freistein schaute auf seine Armbanduhr. Gerade so geschafft!

*

Jan telefonierte mit Beate und berichtete von seinen ersten Eindrücken und von der guten Unterbringung im Hotel. Bernd hatte es sich nicht nehmen lassen und darauf bestanden, dass die beiden First-class untergebracht waren.

Kim wiederum rief bei Gunda an und berichtete eigentlich dasselbe, bis auf die Tatsache, dass sie in einem Eckzimmer untergebracht war und deshalb einen Balkon hatte, der auch um die Ecke ging. Dadurch konnte sie einen wundervollen Ausblick auf Teile des Hotels, der Küstenlandschaft und des Meeres genießen.

*

Dirk Fuchs war sehr früh im Dienst erschienen und kümmerte sich sofort um die Akte Bach. Er studierte sie noch einmal – aber diesmal sehr viel genauer – als am Vortag, und kam zu einer entscheidenden Stelle. Er fand nämlich eine alte Gebissaufnahme von Paul Bachs Zähnen. Und da gab es in der Tat eine Besonderheit bei den Zähnen des Paul Bach. Und diese Besonderheit einer Zahnanomalie würde jeder Zahnarzt dokumentieren. Und schon allein deshalb war Paul Bach relativ leicht zu identifizieren. Und Paul Bach hatte dies mit Sicherheit auch gewusst. Deshalb würde er sich so schnell wie möglich wieder aus dem Schussfeld der Polizei begeben. Er musste sicher

so schnell wie möglich wieder verschwinden. Wo also sollte er mit der Suche nach Paul Bach alias Peter Berger beginnen?

*

34 Halil Özden

Die Sightseeing-Tour rund um Belek war für Kim und Jan recht interessant, brachte sie es doch mit sich, dass man genau den Platz im Zentrum des alten Teils von Belek als einen Punkt eines kleinen Stadtrundgangs gewählt hatte, an dem die Adresse Halil Özdens sein musste. Und so konnten Kim und Jan schon einmal im Voraus sehen, wo die Straße entlang ging, die jenen Namen trug, den sie als alte Anschrift von Halil Özden herausgefunden hatten.

Kim und Jan lernten sich auf dieser Stadttour ‚rein zufällig' kennen. Waren doch beide auch aus ‚rein urlaubstechnischen' Gründen sehr entspannt. Und da sich kein anderer Mann ergab, machte Kim keine großen Umstände daraus, dass Jan eigentlich hätte ihr Vater sein können. Ja, und so kam es, dass die junge Deutsche plötzlich nur noch mit dem flotten älteren Herrn aus ‚Almanya' zu sehen war.

Die Adresse stellte sich am Nachmittag, als sie ausgiebig Zeit für ihre Nachforschungen hatte, als Anschrift eines türkischen Restaurants heraus. Neugierig begaben sich Kim und Jan hinein, und somit gleich in die Höhle des Löwen. Sie hatten sich vorher ausgemacht, auf keinen Fall mit den Todesfällen herauskommen zu wollen. Sie wollten Halil Özden nicht erschrecken. Dann hätte er vielleicht einen zu großen ‚Gedächtnisverlust' und würde sich sicherheitshalber an nichts erinnern.

Zu ihrer beider Überraschung kannte man Halil in dem Restaurant sofort. Man versprach ihn zu suchen und ihn dann auch zu ihnen zu schicken. Jan bestellte für beide türkischen Tee. Der Tee wurde von einem älteren, gepflegt aussehendem Herrn recht schnell serviert.

Als sie beide ihren Tee hatten, sagte der Mann. „Bitte, meine Herrschaften lassen Sie sich den guten türkischen Tee munden."

Jan schaltete sofort und fragte: „Sind Sie Herr Özden? Herr Halil Özden?"

„Ja, der bin ich. Was kann ich für Sie machen?"

„Wir hätten gerne eine Auskunft, wenn Sie sich erinnern können und einmal für die Firma Gebauer gearbeitet haben." Sagte Jan in ruhigem Ton.

Halil überlegte kurz, dann erinnerte er sich. „Jaa! Gebauer! War mit alte Chemie. Isst lange Zeit, seit damals." Er machte eine Bewegung, als ob er sich zu Ihnen an den Tisch setzen wollte. Jan bemerkte dies und sagte: „Nehmen Sie doch bitte Platz, Herr Özden. Wenn Ihnen das passend ist. Oder ist das nicht in Ordnung?"

„Ist Lokal von mein Bruder. Ich kann mich zu Ihnen setzen." Sagte er.

„Aber was wolle Sie von Arbeit damals mit Gebauer wissen? Ich erinnere, manchmal Gebauer nicht gut abrechnen. Immer Kampf mit Lohn. Aber sonst war ganz gut."

Kim hielt sich zurück. Als Frau sollte sie nicht das Wort führen, aber sie sollte ja auch beobachten. Beobachten, wie Özden reagiert.

Jan erklärte. „Herr Özden. Eine Firma braucht Nachweise, dass alles korrekt entsorgt wurde, was sie durch Gebauer entsorgen ließ. Und da genau hat es nun Differenzen gegeben. Wir wissen, das Gebauer vor seiner Insolvenz nicht immer korrekt gearbeitet hat. Und nun suchen wir ein paar Fässer. Und hoffen, dass Sie uns ein wenig weiterhelfen können. Das müsste in der Zeit vor der Insolvenz und der Krankheit von Gebauer liegen."

„Ach, Gebauer krank? Tut mir leid. Hat zwar nicht immer gestimmt mit Lohn, war aber trotzdem gute Mensch immer. Wollte Ferienhaus in Spanien mache, glaube ich." Erinnerte er sich. „Auch Tim war nette Junge."

„Also, Herr Özden, wenn Sie von der Krankheit nichts wissen, dann muss es vielleicht gerade dieser Zeitpunkt sein. Wo einmal nicht verbrannt wurde, sondern es wurde irgendwo abgeladen. Und wir müssten diesen Ort genau wissen. Muss nicht illegal sein, war er gemacht hat. Aber korrekt ist es nicht ganz." Schwindelte Jan.

„Ja, Gebauer hatte alte Bergwerk. Da in alte Stollen hat immer Fässer gelagert. Und als voll, auch in See bei Bergwerk. Sagt immer, nicht schlimm, weil Lehmschicht ist dicht." Halil lächelte freundlich. „An so etwas erinnert mich."

„Können Sie sich daran erinnern, dass einmal in einem Fluss etwas gelandet ist?" kam Jan zum Punkt.

„Vielleicht, auch, aber nicht viel." Sagte er, nachdem er etwas länger überlegt hatte. „Erinnerung ist wenig."

Jan überlegte, sah, dass ihn Kim sehr genau ansah. Wahrscheinlich wusste sie, was jetzt kommen würde.

„Nun ist das so, Herr Özden. Wir würden das gern genau wissen. Wo das war, wo Fässer abgeladen worden sind. Und ich denke, auf einer Landkarte werden Sie uns das vielleicht nicht zeigen können."

Auch Özden überlegte eine Weile. Dann schüttelte er seinen Kopf. „Nein. Landkarte ist nicht gut. Ich kenne Problem mit Straßenkarte. Ist immer schwierig. Nein. Ich glaube besser, wenn ich sehe."

„Wäre es denn möglich, dass Sie uns das in Deutschland zeigen?" fragte er vorsichtig.

„Ist keine Problem. Ich bald in Deutscheland, weil Tochter heiratet." Er strahlte zufrieden.

„Ach, das ist ja ein glücklicher Zufall. Wann ist denn die Hochzeit?" wollte Jan genauer wissen.

„Hochzeit ist nächste Wochenende. Und dann wir fliegen nach Deutscheland und helfen einrichten Wohnung. Und dann ich habe Zeit und kann zeigen." Er strahlte sehr glücklich, weil er den Menschen aus

Deutschland helfen konnte.

„Das wäre ja wirklich toll. Sonst wäre das mit dem Visum gewesen, aber das haben Sie sicher alles schon.“ Fragte er vorsichtig nach.

„Ja, Visum ist für Dauer. Schwiegersohn hat Obst und Gemüse auf Großmarkt. Meine Frau und ich kommen mit. Wir nicht mehr einleben hier in Türkei. Tochter wollte zurück Deutscheland. Dann hat getroffen Schwiegersohn. Sagt, auch er bleibe in Deutscheland. Iste auch politische Situation, wissen Sie? Wir alle gehen wieder zurück. Ist sehr schön hier am Meer, aber Deutscheland besser gefallen mir und Frau und Kind. Meine Frau hier keine Arbeit mehr. In Deutscheland Krankenpflege. Ich mache irgendwo Hausmeister. Und in Ferie, ich zurück mit Frau und Familie von Tochter hier in Türkei.“

Er strahlte eine zufriedene Ruhe dabei aus und schien sich wirklich auf Deutschland zu freuen. So würde es später Kim berichten, die den freundlichen Herrn genau beobachtet hatte.

„Und dann, wenn in Deutscheland, dann wir verabreden und ich sehen, ob erkenne Bergwerk mit See und schauen Fluss, ja?“ fragte er und lächelte zufrieden.

„Herr Özden, das ist mehr als wir erhofft hatten. Sie tun uns einen sehr großen Gefallen damit.“ Sagte Jan und lächelte ihn auch freundlich und zufrieden an.

„Ich immer gerne helfen, wenn ich kann.“ Sagte er zufrieden.

Dann wurde noch besprochen, wann Halil wieder in Deutschland eintreffen würde und wo dort er erreichbar war. Adressen und Telefonnummern wurden ausgetauscht. Und es würde noch einmal türkischer Tee getrunken – auf Kosten des kleinen türkischen Restaurants.

*

35 Kim und Jan

„Das ging ja besser als wir hoffen konnten.“ Meinte Jan als sie nach einer Weile das türkische Restaurant verlassen hatten und bei Kim auf dem Balkon mit dem unglaublichen Ausblick aufs Meer und die Stadt saßen. Jan hatte sich ein kühles Bier aus dem Kühlschrank geholt und Kim labte sich an einem Glas Fruchtcocktail, den sich hatte kommen lassen.

„Ja, ich kann es auch nicht glauben. Das uns das so schnell gelingen würde, war kaum anzunehmen. Und ich glaube, dass dieser Halil es wirklich ernst meint. Und ich hoffe, dass er sich auch wirklich an alles erinnern kann. Aber, warten wir es ab. Es bleibt ganz spannend!“ Antwortete Kim.

„Mal was anderes, Kim. Ich habe vorhin in den Nachrichten gehört, dass

man in Deutschland plant, eine CO2-Steuer einzuführen. Was haltet ihr von LeafGreen eigentlich davon? Habt ihr euch in dieser Richtung schon einmal Gedanken gemacht?“ fragte Jan, als er einen Schluck Bier getrunken hatte.

„Also, da gibt es schon unterschiedliche Ansichten. Meine Meinung dazu kann ich Dir ganz offen sagen: ich halte nicht viel davon. Wenn man sagen könnte, von diesem Steuergeld werden Anlagen betrieben, die das CO2 abbauen, wäre das noch zu überlegen. Aber soweit ich weiß, gibt es kein Verfahren zur Umwandlung von CO2. Das ist der eine Aspekt. Der zweite Aspekt ist der, dass es zu lange dauert, bis ich einen wirklich messbaren Nutzen in Form einer geringen CO2-Belastung habe. Im Augenblick sieht es doch so aus, es wird nur als Kompensation in eine Aufforstung investiert. Und der Wald braucht eine gewisse Zeit, bis er das angestrebte Ziel erreicht hat. Ich denke, hier hat Bernd mit seiner Forderung recht, es muss sofort etwas geschehen. Nicht erst 2035 oder später. Verstehst Du?“

„Da denke ich ganz genauso. Und bin auch der Meinung, dieses Problem löst eine Steuer nicht. Wenn Du das auf den Sprit aufschlägst, wird der Effekt der sein, dass der reiche Porschefahrer das mit einem Lächeln wegsteckt und deshalb nicht weniger fährt und genauso klimaschädlich weiterrast wie vorher. Und die anderen, na ja, ein paar fahren elektrisch, oder Hybrid – bringt nicht viel, oder fahren einfach so weiter. Wird uns also nicht so entscheidend viel einsparen.“ Meinte Jan.

„Genau, so kommt es. Also wird uns eine derartige Steuer nicht den gewünschten Effekt bringen. Für mich ist das Aktionismus: man will der Bevölkerung zeigen – wir tun etwas. Aber gut durchdacht, ich weiß nicht, ob man das wirklich sagen kann?“ kritisierte Kim.

„Ich bin da auf der Linie von Bernd, man muss heute mit etwas beginnen, nicht erst morgen. Heute, nicht erst 2035. Und dann, wenn ich 2030 feststelle, ich schaffe das Ziel bis 2035 nicht. Mein Gott, dann verschiebe ich halt auf 2040. Wenn ich so vorgehe, dann wird das nichts, mit dem Klimawandel. Heute muss etwas passieren!“ Ereiferte sich Jan, trank einen Schluck Bier und fuhr dann fort. „Ich hätte ja einen ganz radikalen Vorschlag. Und der würde sofort etwas bringen. Den müsste man eigentlich auch sofort messen können, obwohl ich kein Physiker oder Chemiker bin und von derartigen Messungen nichts verstehe. Aber mein Verstand sagt mir, wenn ich statt 100 Liter Benzin nur noch 70 Liter verbrenne, muss auch das Abgas um diesen Betrag geringer werden. Verstehst Du, Kim?“

„Ich ahne, was jetzt kommt, Jan. Ich denke in dieser Hinsicht ähnlich. Du willst, dass weniger Benzin verbraucht wird. Aber wie willst Du das erreichen?“ fragte Kim.

„Ganz einfach. Mit einem generellen Tempolimit auf der Autobahn. 120 sind genug. Unsere Autos sind alle so berechnet, das heißt, es wird der Verbrauch bei einer Geschwindigkeit von 120 km pro Stunde angegeben. Bei Tempo 150 oder gar 200 verbraucht ein Auto – jedes Auto – mindestens ein Drittel mehr. Wenn nicht sogar die fünfzig Prozentmarke übersprungen wird.

Das heißt aber auch gleichzeitig, dass der Schadstoffausstoß um ein Drittel oder bis zu fünfzig Prozent steigt. Ein Wahnsinn – mit unserer Sucht, unsere Automobile so schnell fahren zu lassen, wie sie es laut Katalog oder Werbebroschüre können. Wir graben unseren Urenkeln das Wasser ab und entziehen ihnen die Lebensgrundlage. Und nun suchen wir krampfhaft nach einem Mittel, den Schadstoffausstoß zu begrenzen oder ihn wenigstens zu reduzieren und kommen nicht darauf, dass wir mit einer kleinen Veränderung unseres Verhaltens schon ein direkt wirksames und einfach zu realisierendes Mittel zur Verfügung haben."

Ein Schluck aus seinem Bierglas befeuchtete ein wenig seine trockene Zunge. „Das ist so bescheuert, wie wenn ich zu dick geworden bin und nach einem Mittel zum Abnehmen suche. Dann nimmt der heutige Mensch lieber eine Pille, macht teure Abnehmkurse mit, anstatt er einfach nur weniger isst – oder frisst, wenn man es drastisch ausdrückt. Und hier, mit dem Auto, ist sein Verhalten doch sein Problem: er fährt zu schnell – deshalb produziert er auch zu viele Abgase. Müsste eigentlich selbst draufkommen, der moderne homo sapiens. Aber in dieser Hinsicht ist er ein wenig rückständig geworden, er denkt nicht genug nach."

„Jan, Du hörst Dich eigentlich an wie einer von uns, einer von LeafGreen. Oder wenigstens bist Du ein Grüner." Warf Kim ein.

„Nur, weil ich das Problem erkannt habe und mir Lösungen für das Problem ausgedacht habe? Nein! Das mit Grün oder LeafGreen lass ich erst einmal völlig außeracht. Ich gehe zunächst davon aus, dass mir die Wissenschaft die Daten liefert, die den miserablen Zustand unserer Atmosphäre warnend anzeigen, und überlege dann, was dabei ursächlich schuld sein könnte. Und in dieser Hinsicht gibt mir die Wissenschaft genügend Hinweise, dass ich darauf kommen muss, dass ich selbst dazu beitrage und dass ich letztlich der Schuldige alleine bin. Und dann muss ich mein Verhalten ändern. So einfach ist das!" Jan trank wieder von seinem Bier. „Und das bin ich, wenn ich auf das Problem mit dem Gewicht zurückkomme, auch. Wenn ich mehr esse als der Körper verbrennen kann, dann nehme ich zu. Und wenn ich wieder abnehmen will – dann muss ich mein Essverhalten ändern. Also weniger Pommes vertilgen, weniger fettes Schweinefleisch in mich hineinstopfen, und weniger Zucker essen. Dann nehme ich ab und krieg kein Diabetes."

Jan lächelte und fragte. „Würde es mir da etwas bringen, wenn mir die Regierung eine Übergewichtsabgabe verordnet? Ja, könnte sein. Weil, Steuern oder sonstige Abgaben wollen die meisten nicht bezahlen. Also würde ich vielleicht draufkommen und weniger futtern. Aber, wenn ich zum Jetset gehöre und über das notwendige Kleingeld verfüge, dann ficht mich das nicht an. Und esse weiter und denke, ‚Was geht mich die Generation meiner Urenkel an? Ich lebe hier im Jetzt. Und da will ich eben eine Schweinshaxe essen. Oder, ich will jetzt 250 Sachen fahren! Und nach mir die Sintflut!'"

„Warum, frag ich Dich, machst Du nicht bei LeafGreen mit?" fragte Kim und sah Jan ernsthaft in seine Augen.

Jan musste über Kims Frage intensiv nachdenken. Dann sagte er nach einer Weile. „Weißt Du, Kim, das Ganze ist nicht das ‚Ich muss unbedingt in einer Organisation mitmachen, um etwas erreichen zu wollen'. Ich kann die Ziele dieser Organisation auch billigen, sie für vernünftig halten. Und ihre Maßnahmen, ihre Ratschläge, oder auch ihre Forderungen, einfach nur akzeptieren. Und sie für mich für anwendbar halten und sie dann unterstützen, indem ich das Vernünftige in ihnen einfach nur umsetze. Und das noch heute, nicht erst morgen. Oder gar noch schlimmer: erst übermorgen."

Kim dachte über Jans Worte nach. „Ja, wäre gut, wir hätten als Bundesbürger ein paar mehr von Deiner Kategorie."

„Ihr habt sie. Ihr habt sie schon längst auf eurer Seite. Sie sind auf eurer Seite. Das siehst Du an den Umfragezahlen. Der Bürger erkennt mehr und mehr, dass ihm die Umwelt, seine Umwelt, um die Ohren fliegt. Und ich glaube auch, dass er die wahren Schuldigen erkannt hat. Nämlich die Automobilindustrie, die ihm manipulierte Autos verkauft hat. Oder, in einer anderen Beziehung, die chemische Industrie, wenn Du an diesen Glyfosatscheiß denkst. Er, der Bürger, würde das schon ändern wollen. Aber, wie in allen diesen Fällen, bei der allherrlichen Automobilindustrie oder der chemischen Industrie, ist es so: unsere Regierung, schont die Autoindustrie, weil deren Lobbyisten bei ihnen bereits auf dem Schoß gesessen haben. Die haben auch schon gesagt – ‚oh, um Gotteswillen, bloß nicht … sonst brauchen wir wieder eine Abwrackprämie – dann doch lieber eine CO2-Steuer'. Dann können wir wenigstens unseren 540PS Motor noch weiterhin verkaufen. Oder, die chemische Industrie, die sagt, ‚Bloß nichts Schlechtes über das Mittel sagen, was uns gerade jetzt den Aktienkurs wieder in die Gewinnzone gebracht hat'. Wobei, im Verlust standen die nie. Als Verlust sehen die schon an, wenn sie das Vorjahresergebnis nicht halten konnten."

Kim dachte über Jans Worte nach, entgegnete aber zunächst nichts.

Aber auch Jan hatte einen Augenblick Zeit zum Nachdenken. Dann fiel ihm noch ein Punkt ein, den er ändern würde. „Kim, noch ein anderes Beispiel. Die Luftqualität in unseren Städten."

Kim winkte ab – ein hoffnungsloser Fall würde nun besprochen werden.

Wieder der O-Ton von Jan Bronner, dem verkappten Grünen. „Nimm die Luftqualität in unseren Städten. Da gibt es diese Grenzwerte, die Europa für wichtig hält. Und nur, weil die Bundesrepublik Probleme hat, diese Grenzwerte einzuhalten, wird plötzlich infrage gestellt, ob diese Grenzwerte die richtigen sind. Mir wäre das scheißegal! Bei mir kämen nur noch E-Autos in die Innenstädte! Handwerker und Pflegedienste bekämen eine Übergangszeit – über die könnte man verhandeln – aber generell wären die schlimmsten Luftverpester erst einmal draußen – grundsätzlich!"

Jan trank wieder einen Schluck und musste feststellen, dass es der letzte Schluck Bier war. „Aber gleichzeitig mit dieser Verbannung würde ich folgendes machen: ich würde eine allgemeine Maut auf Deutschlands Straßen einführen und quasi als Gegenleistung dafür jeden kostenlos die

Nahverkehrsmittel nutzen lassen. Und ich glaube, auch hier wäre relativ schnell nachmessbar, dass sich die Luft in Deutschlands Städten verbessert hat. Und dann hätte ich eine allgemeine Maut, die für alle gelten würde, nicht nur für die Ösies, oder die Schweizer. Oder die Holländer. Nein, für alle, die diese Straßen benutzen und auf ihr ihren Ölabgasmüll in die Atmosphäre blasen.

Ich muss als Bundesbürger, wie als Regierung – als Mutti, also Merkel, wie als Otto Normalverbraucher – begreifen, dass uns die Erde signalisiert hat, dass es ihr schlecht geht. Und dass es an uns liegt, dass es ihr so schlecht geht. Also sind auch wir letztendlich diejenigen, die dafür zu sorgen haben, dass es der Erde wieder besser geht. In Hundert, oder zweihundert Jahren. Vielleicht dauert es auch noch länger. Wir haben ja lange genug gebraucht um überhaupt zu erkennen, dass es der Erde schlecht geht. Und machen in der Zwischenzeit einfach so weiter wie bisher."

„Jan, ich sollte doch mal sehen, wie ich Dich für uns anwerben kann. Du stehst auf der richtigen Seite." Schmunzelte Kim.

„Ach, was heißt hier richtigen Seite? Es kommt auf das Verstehen, auf die Einsicht an." Jan schüttelte seinen Kopf und sah sich nach etwas trinkbarem um. „Ich muss als Autobauer einfach begreifen, dass ich mit dem Motor – 500PS und Tempo 250 abgeregelt – einfach einen Fehler mache. Ich bin auf der Seite der Verlierer. Und wenn ich nicht aufpasse, dann haben meine Urenkel plötzlich keine Perspektive mehr. Also, frag ich mich: mach ich so weiter wie bisher, krieg ich die Erde kaputt und habe einen höllischen Planeten gegen mich? Wäre also doppelter Verlierer. Nur weil mich die Börsenzahlen nichts angehen, und meine Urenkel sich bei mir noch nicht vorgestellt haben? So werde ich eines Tages doppelter Verlierer sein: mein Umland wird kaputt sein und ich werde keine Autos mehr verkaufen können."

Jan setzte die Bierflasche erneut an und merkte, dass sie nun wirklich leer war. Er stand auf, um sich eine neue Flasche aus dem Kühlschrank zu holen. Als er zurückkam sagte er: „Ach, was reg ich darüber auf? Wir müssen es nehmen wie es kommt. Es ist bloß schade, dass es so leicht wäre, sofort etwas einsparen zu können, und nur weil ein paar Uneinsichtige das nicht wollen, knickt die Regierung vor denen ein und wir blasen den Mist weiterhin in die Atmosphäre."

„Wir von LeafGreen unterstützen immerhin den Kompensationshandel, damit wenigstens als Ersatz für unseren CO2-Ausstoß anderswo Wald aufgeforstet wird. Aber wenn Du mich fragst, es ist ein bisschen wie der Ablasshandel. Ich bin beruhigt, weil ich gezahlt habe, fliege aber dennoch in den Urlaub in die Karibik. Machen andere auch. Na ja, ist halt so."

„Aber es ist auch so, dass unsere Kanzlerin als Naturwissenschaftlerin die Sache irgendwie – sagen wir ruhig – verpennt hat."

„Du darfst dabei aber auch nicht die Lobby unterschätzen, die permanent dagegen arbeitet. Da werden lieber Strafen nach Brüssel gezahlt, weil die Jungs offenbar einen wirksamen Job machen."

„Na, und wenn ich dann noch an unsere Landwirte denke, die sich auch allem widersetzen, da hast du das als Politiker aber auch schwer."

„Wobei, als Landwirt habe ich natürlich auch Angst, dass mir das nach der Milch schon wieder passiert: ich steuere auf weniger Pestizide oder gar keine um, meine Erträge an Produkten sinken und meine Einnahmen auch – aber meine Kosten erhöhen sich. Und dann bin ich wieder gekniffen."

„Und was bringen mir solche halbherzigen Lösungen? Wenn ich ein Minibiotop bilde, ein Fußballfeld groß, aber um mich herum wird weiterhin auf Teufel komm raus gespritzt, was das Zeug hält?"

„Und dann mach einmal einem Käfer oder einer Biene klar, dass sie das Minibiotop ansteuern sollen, wenn sie überleben wollen. Ach, es ist schon ein Kreuz mit der Umwelt!"

Sie diskutierten noch ein wenig weiter. Jan trank sein Bier zu Ende. Kim genoss den Blick, den sie vom Balkon hatten.

„Jan, wollen wir noch ein wenig am Strand spazieren gehen, wir haben uns heute etwas zu wenig bewegt." Fragte Kim nach einer Weile.

„Gute Idee, Kim. Ich hole mir nur noch meine Jacke. Bin gleich wieder da."

*

36 Stauende

Am Ende dieser Woche, als Kim und Jan einen Ausflug zum Green Canyon machten, fuhr Werner Hornig alias Paul Bach in einem Leihwagen auf der A5 in Richtung Basel. Dort wollte er den Leihwagen abgeben und sein irdisches Leben als Paul Bach beenden. Der Wagen war noch in Frankfurt auf den Namen Bach gemietet worden und würde auch unter diesem Namen wieder abgegeben werden. Das wäre aber die letzte Amtshandlung von Paul Bach gewesen. Danach wollte er den Zug nach Innsbruck besteigen und dort als Werner Hornig im Ramada Hotel Innsbruck einchecken.

Er würde wenige Tage dortbleiben wollen, in Innsbruck, sich ein wenig die Gegend ansehen und dann in einem Leihwagen nach irgendwo hinbegeben. Einfach der Nase nach. Mit neuem Namen, neuem Auto, und sehr viel Geld. Nun, alles Geld würde er nun schon nicht mehr dauernd mitführen. Das war ihm zu gefährlich. All das viele Bargeld … hunderttausende von Euros … alles in bar. Wenn das einer ahnen würde …

Das Geld wollte er bei einer österreichischen Bank anlegen. Dann ein Girokonto einrichten. Und dann ab sofort immer nur so viel darauf einzahlen und dann langsam verbrauchen, dass es lange genug reichen würde. Und es ihm aber trotzdem immer sehr gut gehen würde.

Das waren die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen. Diese Gedanken

hatte er schon seit einiger Zeit im Kopf. Darauf aufbauend hatte er ja alles geplant, seine Zukunft. Und es war nun nicht so, dass er deswegen irgendwie abgelenkt oder unaufmerksam war. Nein, an ihm hatte das nicht gelegen. Er war entspannt gewesen, praktisch die Ruhe selbst, wie man so schön sagt. Und er hat auch gar nicht mehr viel von alledem mitgekriegt. Denn er war damit beschäftigt gewesen, das Auto langsam abzubremsen und die Warnblinkanlage einzuschalten, als er auf das Stauende zugefahren war. Er hatte schon fast Routine darin, denn es war schon der fünfte Stau an diesem Tag auf der A5 gewesen. Die anderen vorher waren alle relativ harmlos gewesen, hatten sich nach zehn bis zwanzig Minuten bereits wieder soweit aufgelöst, dass er wieder mit Tempo 130 der Schweiz entgegenfahren konnte. Jedes Mal ein wenig näher war er ihr gekommen.

Aber diesmal sollte es nicht so sein. Das er mit seiner Warnblinkanlage beschäftigt war, kann man getrost als Segen für ihn bezeichnen. Und bloß gut, dass er nicht in diesem Moment in den Rückspiegel geschaut hatte. Denn da hätte er Angst bekommen, große Angst sogar. Denn dann hätte er bestimmt geahnt – nein, das ist es ja, er hätte gewusst, dass sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Denn dann hätte er ihn gesehen, den Laster. Der ihm da jetzt gleich mit Tempo 130 ungebremst ins Heck rasen würde. Und ihn samt Scirocco unter den vor ihm zum Stehen gekommenen LKW schieben würde. Wie gesagt, ungebremst. Und da kann man doch wirklich von Glück sagen, dass er das nicht gesehen hatte. Denn damit waren die Gedanken an sein Geld und seine Pläne das Letzte was im durch den Kopf gegangen. Und daher konnte man getrost sagen, dass er als glücklicher Mensch gestorben ist. Als ihn der Laster erwischte …

Ihm wäre es letztlich auch egal gewesen, dass es ein Laster aus Weißrussland war, der ihn erwischt hatte. Einer von drei Lastern, die in Kolonne gefahren waren. Mit so wenig Abstand zwischen sich, dass es fast unmöglich gewesen wäre, bei einem Überholmanöver in die Lücke zwischen den Lastern hineinzufahren. Und das bei Tempo 130, man mag es kaum glauben. Aber es war so, genauso wie es die Polizei später anhand von Zeugenaussagen rekonstruiert hat. Gedanklich, nicht wirklich, mit LKW's und so. Nein, nur den Tathergang, oder besser gesagt, den Unfallhergang.

Was sie aber nicht wussten, das war, wie es nun letztlich im ersten LKW gewesen ist. Da konnte man nur vermuten. Ist der Fahrer kurz eingenickt? Also Sekundenschlaf. Oder war er einen Moment abgelenkt? Zum Beispiel dadurch, dass ihm die Zigarette heruntergefallen war und er sie aufheben wollte. Oder wollte er sich gerade eine anzünden, und war deshalb nicht so recht bei der Sache? Nicht in dem Maße aufmerksam, wie man es eigentlich immer sein sollte.

War der Fahrer zu erschöpft, weil er schon 60 Stunden in dieser Woche auf dem Bock gesessen hatte? Mit unregelmäßigen Pausen. Viel Kaffee, viel Cola, wenig Schlaf. Hat er gerade das Radio umgeschaltet oder am Navi

rumhantiert, war deshalb wo anders mit seinen Händen und nicht am Lenkrad? Oder war ihm sein Handy heruntergefallen, als er telefonieren wollte? Ach, es gab so viel, was die Polizei als Möglichkeit in Betracht ziehen musste. Denn das passierte jeden Tag zig Mal auf unseren Autobahnen. Und auch auf den Landstraßen. Als Unfallursache.

Warum fahren sie dort? Machen die Straßen kaputt. Verdrecken die Luft. Verursachen die Staus. Warum? Weiß das einer? Sie belagern am Wochenende, wenn LKW-Fahrverbot herrscht, die Toiletten der Raststätten. Besetzen die Waschbedenken dort, wenn sie ihre Katzenwäsche machen. Oder sich rasieren. Warum?

Diese Gedanken gingen dem jungen Strei-fenbeamten bestimmt nicht durch den Kopf. Zu sehr erschütterte ihn das Bild an der Unfallstelle. Vier Laster waren unmittelbar ineinander gekracht. Hatten den Scirocco unter die Hinterachse des ersten LKW geschoben. Ausgebrannt waren sie, die vier Laster und der Scirocco. Aber nicht nur die. Auch sieben weitere Laster hatet es erwischt. Teilweise zusammen-geschoben, teilweise komplett ausgebrannt. Und hinten, hinter den LKW's aus Weißrussland waren weitere drei LKW und acht PKW in den Auffahrunfall verwickelt. Auch zusammen-geschoben und teilweise ausgebrannt. Das dabei nur – man bedenke das Wort nur – vierzehn Menschen ums Leben kamen, es war ein kleines Wunder. Es hätte noch viel schlimmer ausgehen können. So voll, wie das auf unseren Autobahnen ist. Nur, weil man die Schiene regelrecht verschlafen hat.

Nach ein paar Tagen war der Gerichtsmediziner soweit und konnte den Zahnstatus veröffentlichen.
Das heißt, er wurde auch den Stellen übermittelt, die nach vermissten Personen fahndeten. Wie es so schön im Amtsdeutsch hieß. Dirk Fuchs würde dann wissen, dass er den Fall Paul Bach zu den Akten legen konnte.

Ach ja, das Geld. Die Million – oder was davon noch übrig war, bevor Paul Bach den Scirocco gemietet hatte – ist noch ungeklärt. Nein, nicht ganz! Denn die Kriminaltechniker ermittelten auch Reste von verbranntem Banknotenpapier. Also, sie fanden Asche, die nur dann entsteht, wenn Banknoten verbrannten. Und aus der Menge der Asche schlossen sie, dass Paul Bach recht viel Geld bei sich gehabt haben musste. Wie sie wussten, dass es sich um Banknoten gehandelt haben musste? Na, dieses Papier wird aus Baumwolle gemacht, und dann haben es diese Leute leicht. Das braucht man nur in irgendwelche Gaschromatographen zu stecken und diese wiederum finden dann irgendwelche Linien und – wupps, dann wissen die: es ist typisch für Banknotenpapier.

Ja, und das hat dann Dirk Fuchs auch noch erfahren. Und bevor der dann wirklich den Fall zu den Akten gelegt hat, ist auch ein Bericht an seinen Chef gegangen.

Später am Abend, als Dirk Fuchs den Fernseher einschaltete, um das Heute Journal zu sehen, war er ein wenig zu früh dran. So drei Minuten etwa. Deshalb kam er in den Genuss, einen der vielen LeafGreen-Spots zu sehen, von denen seine Kollegen dauernd erzählten.

Es ertönt wieder die rhythmische latein-amerikanische Instrumentalmusik. ‚Besame – Besame Mucho' - wir kennen es ja bereits. Er noch nicht. Dieses Mal vom Orchester Edmundo Ros in einer lebhaften latino Version instrumental vorgetragen. Die Sache mit dem Ginkgoblatt folgt. Während das Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es der überbordende Güterverkehr auf unseren Straßen und Autobahnen

Es folgen in sehr vielen Kameraeinstellungen Schlangen von Lastkraftwagen auf Autobahnen und Landstraßen, in Großstädten wie in mittelgroßen Städten bis hin zu Szenen, wo sich Lasterschlangen durch kleine Dörfer quälen. Immer musikalisch mit dem Lied Besame Mucho unterlegt, ‚Vergift mich nicht, vergifte mich niemals …'. Die Frage wird gestellt, ob diese Kolonnen von Lastwagen wirklich notwendig sind. Wo doch ein Wechsel auf die Schiene relativ einfach möglich wäre. ‚Vergift mich nicht, vergifte mich niemals … '.

Dann erfolgt ein Wechsel in die Großstadt. Man sieht in vielen Szenen, wie sich Lieferwagen in zweiter und auch dritter Reihe blockierend in Busspuren und Radwege stellen. Man sieht, wie Lieferwagen in den Vororten von Großstädten, aber auch in Kleinstädten, die Straßen blockieren. Ja, sogar selbst Krankentransporte Probleme haben, an diesen Engstellen vorbeizukommen. Und warum: weil Amazon und Co die Lieferung ihrer Waren bis an die Haustür garantieren. Es werden die Auspuffanlagen gezeigt, mit denen der Motor permanent giftiges Abgas in die Umgebung pustet. ‚Vergift mich nicht, vergifte mich niemals … '.

Dabei wäre die Lösung so einfach! Die Lastwagen übergeben ihre Fracht an einen Güterzug und erst am Bestimmungsort wird der Container zum Bestimmungsort – zum Beispiel einem Logistikzentrum gefahren. Dort wird zum Beispiel ein Päckchen, das bis jetzt zu Familie X direkt befördert und abgeliefert wurde, zu einer zentralen Packstation des örtlichen Postamts gefahren. Und dort kann sich Familie X ihr Päckchen abholen. In Dänemark macht man das so. Und in anderen Ländern auch. Warum geht das in Deutschland nicht? Sind wir so bequem? Warum geht das hier nicht, wird gefragt? ‚Behüte mich, beschütze mich wirklich …'.

Die Folgen einer derartigen Handlungsweise wären sofort erkennbar und messbar: die Autobahnen wären entlastet, die Innenstädte besser befahrbar, und die Straßen in den Wohngebieten wären auch besser befahrbar. Die Autobahnen werden nicht so stark abgenutzt, es gibt weniger Baustellen. Daher gibt es auch weniger Staus, in denen wiederum im Stehen zig Tonnen an CO2 produziert werden. Eindeutiger Gewinner der heutigen Sendung ist die Umwelt. Worauf warten wir eigentlich? Es ist alles vorhanden, was wir

dazu brauchen. Ein bisschen umdenken müssen wir schon, ja. Aber, da gab es doch den Satz: Wir schaffen das! ‚Vergift mich nicht, verbrenn mich nicht, verletz mich nicht …'.

Und selbst der unbedachteste Umweltschädiger muss sich nach diesen drei oder vier Minuten fragen, ‚Warum mache ich da eigentlich nicht mit?'. Ich kann mir doch wirklich mein Päckchen selbst an der Packstation abholen. Bin ja sowieso nicht zuhause wenn DHL oder UPS kommen.

Und dann endet der kurze Film. So, wie alle Spots dieser Filme vor ihm geendet haben.

*

Am letzten Tag ihrer Woche in der Türkei hatten sich Kim und Jan noch einmal mit Halil Özden im kleinen Restaurant getroffen um ein paar Details zu besprechen. Dieses Treffen war sehr angenehm und herzlich gewesen, denn Halil hatte für die Beschäftigten des Restaurants eine kleine Abschiedsfeier arrangiert und die beiden Deutschen waren natürlich herzlich gern auch eingeladen. Kim und Jan verstanden sich mit Halil sehr gut und es dauerte nicht lange und sie duzten sich.

Am Tag danach flogen Kim und Jan wieder mit ein Airbus A320 nach Deutschland zurück. Sie waren zufrieden und gleichzeitig aber gespannt, wie diese Angelegenheit weitergehen würde.

*

37 Auflösungserscheinungen

Wolfgang Frey hat jahrelang die Finanzen der Mühlen-Werke unter seinen Fittichen gehabt und seiner Meinung nach hat er dies mehr als ordentlich gemacht. Nie gab es an den Bilanzen und Jahresabschlüssen etwas auszusetzen, stets hat alles auf Heller und Pfennig gestimmt. Er war mit seinen Ergebnissen stets sehr zufrieden gewesen und war auch mit der Anerkennung seiner Leistungen durch seine Firma sehr gut gefahren, wie er fand.

Ähnlich geordnet wie die Finanzen seiner Firma, also der Mühlen-Werke, waren seine privaten Finanzen, wiesen jedoch noch einen gravierenden Unterschied zu diesen auf. Sie waren enorm viel gewinnbringender. Denn im Gegensatz zu den Finanzen seiner Firma hatte er seine privaten Finanzen auf Aktien und Warentermingeschäfte ausgerichtet und hatte durch sehr kluge Transaktionen in den vergangenen Jahren ein kleines Vermögen verdient. Klammheimlich war dies geschehen.

Niemand wusste von diesen Aktivitäten des Wolfgang Frey. Seine sehr engen Freunde bei den Mühlen-Werken wussten es nicht. Und seine Frau wusste es auch nicht. Seine Banken wussten es zwar, logischerweise. Aber schon beim Finanzamt war es heikel, denen hatte er es geschickt all die Jahre verheimlicht, dass er so erfolgreich gewesen war. So ein wenig ähnlich dem, was ein gewisser Manager aus dem deutschen Fußballsport einst getan hat. Und, was er noch ein wenig im Rahmen einer gewissen Ungesetzlichkeit getan hat war, dass er die unversteuerten Gewinne unangemeldet außer Landes in die Schweiz gebracht hat.

Insgeheim hatte er schon lange vor, seinen Lebensabend mit Ehefrau im Chalet in der Nähe von Davos zu verbringen, unterstützt durch eine finanzielle Absicherung, die ihm und seiner Gattin ein solides Leben in einem gewissen Luxus gestatten würde. Und als die Bankenkrise die Finanzwelt erschüttert hatte, hat der gute Finanzmanager Frey damit begonnen, alle seine Transaktionskonten systematisch aufzulösen und sein nicht unbeträchtliches Vermögen auf wenigen Girokonten sozusagen geparkt. Diese hatte er bis auf vier nun bereits vor dem Vorfall mit den versenkten Fässern sich bar auszahlen lassen und klammheimlich in die Schweiz geschafft. Wieder illegal und am Finanzamt vorbei. Denn auch davon hat seine Frau nie alles gewusst, obwohl sie ihn jedes Mal begleitet hatte. In die Schweiz. Nach Davos. Jedes Mal mit einem nicht unbeträchtlichen Betrag Bargeld im Kofferraum.

Nun, bislang war diese Art des Vermögenstransfers stets gut gegangen, obwohl der Finanzmanager beim Grenzübertritt nach Österreich jedes Mal ein gewisses Risiko eingegangen war. Aber, versteckt unter den Reisekoffern hat Frey das Risiko gewagt, stets größere Summen an Bargeld mit sich zu führen. Und als es das erste Mal gelungen war, zeigte sich, dass der Kick beim nächsten Grenzübertritt noch ein wenig größer geworden war. So hat sich das dann zu einem kleinen Eigenwettbewerb entwickelt. Bei jedem Mal war der Vorbetrag getoppt worden. Der Nervenkitzel für Wolfgang Frey war schon enorm. Aber so hat jeder sein Hobby, könnte man meinen.

Das Einzahlen bei den Schweizer Banken war zwar etwas mühselig. Aber da man ihn in Davos nun bereits seit längerem kannte, war ein gewisses Vertrauen entstanden, so dass er auch ein wenig namhaftere Beträge bar einzahlen konnte. Er stand nicht im Verdacht mafiöse Schwarzgelder zu besitzen und auch bei der Finanzierung von Terrorismusaktivitäten gab es seitens der Schweizer Behörden einen negativen Bescheid. Und dann ist die Schweiz in dieser Beziehung halt ein wenig großzügiger, wenn es ums liebe Geld geht.

Spätestens als das erste Erpresserschreiben bei ihm eingegangen war, standen bei ihm die Zeichen auf Alarmstufe Rot. Denn dessen war er sich gewiss: diese Geschichte mit den Fässern, mit dem Tod des Jungen, mit der Chlorakne der Kinder und mit dem Tod der jungen Journalistin würde nicht gut ausgehen. Und wenn dieser ganze Mist hochgehen würde, dann würde das

ohne ihn geschehen. Dann wäre er längst über alle Berge. Sollten sich Hambach und Konsorten doch mit dieser Altlast herumschlagen, die ihnen der alte Mühl damals regelrecht aufgezwungen hatte.

In weiser Voraussicht hatte er schon bei seiner Hochzeit mit seiner Frau zusammen sich für die Gütertrennung entschieden. In Deutschland waren alle Konten zwar auf seinen Namen ausgestellt, aber das würde nun bald keine Bedeutung mehr haben. Das Haus mit dem Grundstück in Deutschland war ebenfalls auf seine Frau umgeschrieben worden. Nun sah alles nach einem Abschied aus Deutschland aus, nur wusste das außer ihm eigentlich noch niemand.

Und so hatte er in den letzten Tagen Konto für Konto aufgelöst und die Beträge bar abgehoben. Einen vierten Aktenkoffer, der das benötigte Fassungsvermögen aufwies, hatte er auch bereits erworben. Sein SUV, ein silberfarbenes edles Stück aus Zuffenhausen war noch einmal beim TÜV und bei der Inspektion gewesen, damit ja keine Beanstandungen bei zufälligen Verkehrskontrollen zu erwarten waren. Und nun harrte er ein wenig aus und sehnte den Freitag herbei, bei dem er mit seiner Frau auf Umwegen über Österreich, wie üblich, in die Schweiz reisen wollte. Bislang war er stets gut dabei gefahren, Deutschland auf kleinen Nebenstrecken zu verlassen, in Österreich ebenfalls Nebenstrecken zu benutzen, und von dort nach Davon zu fahren. An der Grenze zur Schweiz wurde seinen Informationen nach in Deutschland zu oft kontrolliert. Und von Österreich in die Schweiz zu gelangen, war geradezu ein Kinderspiel.

Diesmal hatte er geplant, sich über Scheidegg im Allgäu auf der Straße zum Pfänder ins Nachbarland zu begeben. Vom Pfänder nach Bregenz war es ein Katzensprung. Und von dort dann nach St. Margrethen in die Schweiz, so sah der weitere Plan aus. Seine Frau würde nur wenig Gepäck dabeihaben. Sie wollte er in dem Glauben lassen, dass es am Dienstag, nachdem er montags seine üblichen Bankgeschäfte erledigt haben würde, wieder zurück nach Deutschland ging. Denn das hatte er die letzten Jahre gern ausgenutzt, freitags und montags einen Gleittag. Dann hatte er ein schönes verlängertes Wochenende in der Schweiz nutzbringend verbringen können. Und von Hessen in die Schweiz, na das war doch wirklich ein Katzensprung. Mit dem Auto! Mit solch einem Prachtstück aus einer deutscher Edelschmiede.

*

38 Die Ortsbesichtigung

Die Messwerte des Mains zeigten zum ersten Mal seit ein paar Wochen wieder Spuren von Dioxin. Noch keine bedenklichen Werte, aber sie waren da. Nicht so hoch, wie unmittelbar nach dem Fall der dioxin-verseuchten Fässer, die man vor ein paar Wochen gefunden hatte und dessen Anstieg man damals der Verseuchung in eben diesem kleinen Nebenfluss zuschrieb. Zwei Tote hatte es damals gegeben – einen Jungen, der nach einem allergischen Schock gestorben war, also eine direkte Folge der Vergiftung des Flusses. Und eine junge Journalistin, die bei der Bergung der Fässer von einem der maroden Behältnisse erschlagen worden war. Nicht zu vergessen, dass sich Kinder, die in diesem verseuchten Fluss eine schlimme Hauterkrankung zugezogen hatten – Chlorakne – deren Behandlung ihnen einiges abverlangte. Nicht zu vergessen die Tatsache, dass sich auch psychisch unter der Entstellung zu leiden hatten.

Der direkte Schuldige war offiziell noch nicht gefunden. Die Behörden hatten die Ermittlungen auf Eis gelegt, wie so oft, wenn ihnen Personalmangel oder mangelhafte technische Ausstattung nichts anderes übrigließ. Jetzt, als die Werte wieder anstiegen, registrierte man dies. Aber da die Messwerte sich in einem Bereich bewegte, der noch unterhalb eines gewissen Levels waren, sah man sich nicht gezwungen, irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen. Man würde die Sache im Auge behalten, war einer der meistgesagten Sätze, die man zu hören bekam. Vom Stadtrat über den Landrat bis hin zum Ministerpräsidenten, alle waren sie ruhig. Nun, sie waren ja nicht direkt davon betroffen.

Sie hätten dann vielleicht dafür gesorgt, wenn ihre Kinder in jenem Fluss hätten baden wollen. Oder wenn ihr Trinkwasser aus jenem Quellgebiet gekommen wäre. Dann wäre das mit Sicherheit anders gelaufen. So zum Beispiel wie mit dem Politiker, der neben einer S-Bahnlinie in Berlin wohnte, und dafür gesorgt hat, dass die S-Bahn-Züge mit geräuscharmem Räderwerk ausgestattet wurden. Gut, werden Sie sagen, da hatten auch andere etwas davon. Das ist richtig. Aber hier, wo es um Gift geht, da kann ich nicht einfach das Fenster zu machen, und dann ist es auch leiser. Hier droht Gefahr für die Allgemeinheit. Und die kündigt sich an, und – da warte ich nicht erst ab, bis was passiert ist. Und dass so etwas passieren kann, das hat man ja gesehen. Am kleinen, idyllischen Fluss – in Hessen.

*

Kim und Jan hatten sich mit Tim Gebauer, Bernd Mühl, Peter Auerbach und Halil Özden verabredet und wollten zu den Orten fahren, an die sich der Türke erinnern konnte. Er erinnerte sich, wie er damals mit seinem Chef Ludwig Gebauer und Konrad Dreher, dem Fahrer, den angelieferten Müll

oftmals nicht verbrannt, sondern irgendwo auf andere Art und Weise entsorgt hatten. Wobei das nicht unbedingt heißen musste, dass es illegal oder gar verboten war.

„Was, Sie wisse von Bergwerk gar nicht? Hat doch offiziell gekauft damals. Hat Erlaubnis bekomme, dort Müll zu lagern." Zeigte sich Özden überrascht. „Hat bekomme von Landrat Erlaubnis. Und dann wir Fässer dort hinfahre und erst in Stollen legen. Aber hat keine Ordnung in Fässer gebracht und deshalb Platz war schnell voll und dann haben in See gerollt. War kleine See. Gebauer gesagt: ist Tonschicht da, andere machen auch. Weil Ton – wie sagt man – un-durch…?"

„Undurchlässig" sagte Bernd Mühl fassungslos.

„Ja, undurchlässig." Erklärte Halil den Anwesenden, die alle überrascht waren.

„Aber in einem Fluss wurde nichts versenkt?" wollte Kim wissen.

Halil machte ein verkniffenes Gesicht, als ob er sich unsicher war. „Ich erinnern jetzt so leise. Aber ich weiß nicht…"

Jan Bronner – pragmatisch, praktisch, gut – wollte, dass es losgeht. Denn er ahnte, dass die Zeit knapp werden würde. „Also, Vorschlag zur Güte: wir fangen jetzt mit dem Bergwerk an. Halil muss sich da ja auch noch genau damit befassen und sagen, wo das ist. Und wenn wir das gefunden haben, dann fahren wir bestimmt an der Stelle vorbei, wo es zu dem Fluss hingeht, den er vielleicht meint. Es kann aber auch sein, dass es unser Fluss ist. Zu dem fahren wir auf jeden Fall auch noch. Vielleicht erinnert er sich dann."

„Jan, genau meine Meinung. Hinfahren und ansehen. Dann ergibt sich alles von alleine." Pflichtete Bernd ihm bei.

„Ja, finde auch. Wenn ich da bin, ich erkenne vielleicht." Stimmte auch Halil zu.

„Gut, Halil, denk mal an das Bergwerk, wie Du dazu sagst, wie sah das aus, wenn ihr dort hingefahren seid? War das direkt im Taunus, also im Wald? Oder in den Bergen? Oder war da eine Stadt in der Nähe?"

„Stadt war nahe. Nicht in Wald."

„Mein Vater sagte mal was vom Bergwerk. So leise erinnere ich mich auch. Ja, doch, da hatte er auch eine Lizenz für bekommen." Versuchte sich Tim zu erinnern.

Jan sah auf sein Tablet, wo er sich Bergwerke im Taunus gegoogelt hatte und sich nun die Karte dazu betrachtete.

„Hier ist ein alter Basaltsteinbruch, und ganz in der Nähe verläuft unser Flüsschen." Er drehte das Tablet so, dass Kim und Bernd die Karte sehen konnten. Tim schaute ihnen über die Schultern.

Kim hatte es sofort erfasst, was Jan aufgefallen war. „Ja, Du hast recht." Dann sprach sie Halil an, mit dem sie sich seit Belek duzte, genau wie Jan. „Halil, Du sagst Bergwerk. Könnte das auch ein Steinbruch gewesen sein?"

„Ja, weiß nicht. Lagen überall Steine rum. Und war auch Höhle im Berg, deshalb immer sagen Bergwerk. Gebauer sagen so."

„Hier, dass ist ein stillgelegter Steinbruch. Und Google Earth zeigt mir, dass dort ein kleiner See ist. Lasst uns dort hinfahren und es anschauen. Da ist der Fluss nicht weit. Den zeigen wir Halil auch. Würde mich nicht wundern, wenn ihm dann wieder die Erinnerungen kommen.“ Sagte Jan ganz bestimmend.

„Zwei Wagen, Kim. Du kennst Dich in der Gegend aus. Du fährst vorne weg. Nimmst Jan und Halil
mit. Und wir, Herr Auerbach und Tim, folgen euch. Aber Kim, jeder fährt seinen Stil. Fahr Du ruhig vor, ich habe mein Navy. Ich finde Euch schon.“ Beschloss Bernd Mühl.

Zwei Stunden später fuhren die beiden Autos an dem kleinen Fluss entlang in Richtung Steinbruch und kamen dabei auch durch das Dorf, wo sich die Kinder immer noch mit den Folgen der Chlorakne herumplagten. Und wo ein kleiner Junge auf dem Friedhof lag, weil der giftige Stoff bei ihm eine allergische Reaktion ausgelöst hatte, mit der sein Körper nicht fertig geworden war. Und wo die junge Journalistin zu wagemutig unter einer schwebenden Last ihre sensationellen Aufnahmen machen wollte. Und dann von dieser schwebenden Last, einem illegal entsorgten Giftfass erschlagen worden war.

Eine Viertelstunde später landeten sie an einer Zufahrt zu einem Steinbruch. Ein rostiger Zaun, zugesperrt mit einem ebenso rostigen Tor aus Maschendraht, versperrte ihnen die Durchfahrt. Eine rostige Kette hielt die Flügel des Tores zusammen. Ein Schild signalisierte ‚Zutritt verboten‘ und wies auf allerhand Gefahren hin. Auch ein Schild, das auf die Gefahren hinweisen sollte, war zu sehen.

Kim, für derartige Fälle gerüstet, ging an ihren Kofferraum und kam mit einem Bolzenschneider wieder. Und grinste, weil sie wusste, jetzt würde etwas Illegales folgen. Oder auch nicht.

„Tim, könnte ja sein, dass Du der Eigentümer bist. Darf ich uns Zutritt verschaffen?“ fragte sie verschmitzt lächelnd.

Tim schüttelte etwas verwirrt seinen Kopf. „Ach, ja. Hab ich noch gar nicht ganz kapiert, das könnte ja auch von der Vorsorgevollmacht betroffen sein und vielleicht mir gehören.“ Er zuckte belustigt mit den Schultern und sagte nur: „Tu Dir keinen Zwang an, Kim. Meine Erlaubnis hast Du.“

Ein metallisches Knacken war zu hören und dann ein fürchterliches Quietschen, als sie die Tür öffnete.

„Ich denke, ein Stück können wir noch reinfahren.“ Stellte Kim nüchtern fest und begab sich zu ihrem RAV4.

Zwanzig Minuten später standen sie alle auf dem Platz des stillgelegten Steinbruchs und diskutierten über die Unfähigkeit der Behörden. Ihrer Meinung nach hatten die entsprechenden Ämter, die sich um derartige Dinge wie Umweltschutz, gefährliche Liegenschaften und Gewässerschutz zu

kümmern hatten, eindeutig versagt.

„Ich will die jetzt nicht etwa in Schutz nehmen, das liegt mir fern, aber bei der personellen Ausstattung heute, können die nicht alles leisten. Da bleibt Arbeit liegen, da wird etwas vergessen, da wird nicht richtig hingeschaut. Das geht einfach alles nur so lala. Und die nötige Gewissenhaftigkeit ist bei den – ich sag jetzt mal – Beamten auch nicht mehr da.“ Meinte Peter Auerbach. Der ja am nächsten von allen an diesem Thema dran war. Er hatte fast tagtäglich seinen Kampf mit den Behörden.

Bernd Mühl schüttelte nur ungläubig seinen Kopf. „Es darf einfach nicht sein! Gebauers Müllhalde, und dass Gift in den Fluss gekippt wird, weil kein Platz mehr für ihn da ist. Diese Müllhalde jetzt hier – und keiner weiß mehr davon. Man hat es offenbar vollkommen vergessen. Gammelt alles vor sich hin – ich fasse es einfach nicht!“

„Bernd – überleg Dir, wie Du es mit LeafGreen in Szene setzt. Und dann wird hier aufgeräumt.“ Sagte Jan, auch ziemlich fassungslos. „Nur darüber jammern und vielleicht noch nachdenken, das bringt jetzt nichts!“

„Wenn mir das auch gehört, ich würd ja aufräumen. Aber woher soll ich die ganze Kohle dafür kriegen. Und wie will ich an die Lizenz kommen? Ich bin nicht qualifiziert!“ sagte Tim ein wenig kleinlaut.

„Ich habe da schon eine Idee, Tim. Lass den Freistein erst mal zu Potte kommen. Erst muss die Eigentumsfrage geklärt sein. Dann sehen wir weiter.“ Meinte Bernd Mühl.

Jan wollte etwas beschleunigen, weil es noch bei Tageslicht zum Fluss fahren wollte. „Peter,“ sprach er Peter Gebauer an, da sie sich jetzt alle Duzten. „Hier müssen sicher Taucher rein? Wer macht das? Und was geschieht mit dem Müll in dem Stollen.“

„Wir müssen es melden. Dann wird irgendwer aufwachen und ein Gutachten erstellen lassen. Und da steht dann genau drin, was zu machen ist. Und die Eigentumsfrage muss auch wieder geklärt sein. Sonst droht eine lange Hängepartie und es passiert absolut nichts. Und die Behörden fallen wieder in einen Dornröschenschlaf. Also, wir wissen es jetzt. Wir können es auch auf die Tour machen: wenn die Eigentumsfrage geklärt ist, legen wir los. Wobei ich schon davon ausgehe, Tim gehört das alles!“ sagte Peter Auerbach.

Jan schüttelte etwas ungeduldig seinen Kopf. „Kinder, das ist doch jetzt unwichtig. Im Fluss dort unten ist irgendwo eine Dioxinquelle und die müssen wir so schnell wie möglich finden und zusehen, dass die unschädlich gemacht wird. Das hier,“ und er zeigte auf das Gelände des Steinbruchs, „das kriegen wir auch noch. Das ist zwar auch wichtig, kann aber noch einen Moment warten. Aber alles der Reihe nach. Der Fluss macht mir Sorgen! Lasst uns den Feldweg ab der Brücke entlangfahren. Vielleicht erkennt Halil dann etwas, vielleicht kommt ihm etwas bekannt vor. Dann kommt hier Bewegung rein.“

„Ja, Jan hat recht. Ich fahr wieder vor.“ trieb auch Kim an. „Kommt! Folgt mir!“ Ihr ging die lange Rederei jetzt auch auf den Keks. Absicht, immer nur

Absicht – jetzt war handeln gefragt!

Ein paar Minuten später fuhren sie wieder durch das kleine Dorf und hielten auf die Brücke über den Fluss zu. Kim fuhr langsam und hatte Halil aufgefordert sich die ganze Szene genau anzusehen, und zu prüfen, ob ihm irgendetwas bekannt vorkommen würde. Als sie über die Brücke gefahren und in den Feldweg einbogen sagte er plötzlich:

„Ja, Kim, hier bin ich schon einmal gewesen. War auch mal Dämmerung. Stimmt. Jetzt mir alles wieder bekannt vorkommen. Hier weiter bis zu eine Stelle. Und dann Fässer ins Wasser. Stimmt. Und dann weitergefahren und dann wieder Fässer in Wasser. Und war, als Gebauer nicht hat gut gerechnet Stunden. Hat Ärger gegeben und alte Mühl hat eingegriffen. Jetzt kommt wieder und ich erinnere. Hier diese Platz anhalten."

Kim hielt an und sie standen an dem Platz, wo sie die Fässer vor ein paar Wochen rausgeholt hatten.

„Hat sich verändert. Heute stark Gebüsch wachsen." Sagte Halil und drehte sich nach allen Seiten um. Dann deutete er flussabwärts.

„Wir sind dann gefahren diese Richtung und dann wieder Fässer in Wasser. Glaube hier drei. Nein erste Platz vier Fässer, dann zweite und dritte Platz immer drei Fässer. Aber wo war andere Platz, ah, ich vergessen. Lange her. Komm, fahre los, ich zeigen andere Platz! Vielleicht erkenne Platz."

Mit einigem Hin und Her bestimmte Halil noch zwei Plätze, an denen er mit Dreher damals Fässer versenkt hatte. Und im Dämmerlicht des Abends standen sie und beratschlagten, wie mit der Situation umzugehen war. Bernd Mühl hatte den Vorschlag, den er am vernünftigsten hielt.

„Was meinst Du, Jan? Ist jetzt die Zeit gekommen, diese Nummer beim BKA anzurufen, die Du mir vor ein paar Tagen gegeben hast?" fragte Bernd.

„Ja, das solltest Du jetzt tun. Und lass diesen Mann hierherkommen. Und ruf auch gleich Deinen Anwalt an, Freistein heißt er, glaube ich. Und lass den Anwalt eine Kronzeugenregelung für Peter Auerbach, Halil Özden und vorsorglich auch Tim Gebauer aushandeln. Und den Mühlen-Werken gegenüber solltet ihr nach wie vor schweigen. Nicht damit von diesen Umweltverschmutzern noch einer das Weite sucht." Sagte Jan nachdenklich, denn er wollte nichts übersehen.

„Also gut. Ich rufe diese Nummer an und dann den Herrn Freistein. Das ist jetzt eine Sache des Staates. Wir haben geholfen und aufgeklärt. Nun muss der Staat seinen Aufgaben nachkommen. Und mit Dir Halil, und Auerbach und Tim, muss sofort Freistein eingeschaltet werden. Der soll sehen, dass ihr eine Kronzeugenregelung kriegt. Ich weiß nicht, ob das schon verjährt ist. Aber sicher ist sicher."

Das BKA und der Rechtsanwalt Freistein berieten sich mit Bernd eigentlich nicht sehr lang. Die Beweislage war schon dermaßen vorgeklärt, dass gewissermaßen über Nacht die Haftbefehle für die Manager der Mühlen-

Werke vom zuständigen Staatsanwalt ausgestellt worden waren. Diese Aktion, nämlich die Vollstreckung dieser Haftbefehle, dafür war die Polizei zuständig.

*

Nun lief eine Großaktion an, über deren Ausmaß sich in diesem Augenblick noch keiner im Klaren war. Zunächst wurde die Wassergüte des Flusses permanent überwacht. Die Dioxinwerte lagen immer noch unterhalb eines Grenzwerts, aber Null waren sie nicht. Das hieß, die Fässer mussten auf jeden Fall so schnell wie möglich geborgen werden. Die Wassergüte im See beim alten Steinbruch war nicht berauschend, aber es schien keine unmittelbare Gefahr zu bestehen. Der Stollen im Steinbruch enthielt giftige Stoffe, aber hier waren die Lagerungsbedingungen relativ günstig. Sodass man davon ausging, man würde die gelagerten Fässer transportieren können. Man musste allerdings auch daraus einen Gefahrguttransport machen.

Der Katastrophenstab wurde sofort einberufen, nachdem Peter Wieczorek-Mühl zusammen mit seinem Vetter, Peter Auerbach und Jan Bronner eine Besichtigung aller zu dekontaminierenden Orte vorgenommen hatte. Als aller erstes untersuchten Taucher der Feuerwehr in besonderer Schutzkleidung die angegebenen Stellen. Dabei wurde klar, dass eine Möglichkeit, die Fässer zu bergen, wie man es bei ersten drei Fässer gemacht hatte, hier nicht infrage kommen konnte. Die Geländesituation rund um die Gefahrenstellen lies dies nicht zu. Man musste mit dem Räumgerät in den Fluss, und dies war nur dann möglich, wenn der Fluss trockengefallen war. Und dies bedeutete: man musste ihn im Oberlauf aufstauen, damit er sich von selbst im Unterlauf entleeren konnte.

Jan verlängerte schon mal vorab sein Hotelzimmer und rief dann Beate an, um ihr seine Entscheidung, dass er verlängern würde, mitzuteilen.

„Ach, das finde ich aber schade, dass Du noch bleiben willst. Ich hatte schon mit Dir gerechnet. Jetzt, wo doch alles klar ist.“ Bedauerte Beate und fügte dann noch an: „Ich hatte überlegt, ob ich in die Türkei komme und noch ein paar Tage mit Dir verbringe und es dann so ein bisschen wie früher ist. Ich als Deine Assistentin und so. Wenn Du weißt, was ich meine.“

„Käseabende mit Rotwein und dergleichen vielleicht?“ fragte Jan amüsiert.

„Ja, so in der Art.“ Lachte Beate.

Jan schmunzelte vor sich hin. Dann machte er einen Vorschlag. „Na, Beate, wie wäre es denn, wenn ich Carmine frage, ob ich mein Einzelzimmer in ein Doppelzimmer umbuchen kann. Und ob er uns abends immer etwas Leckeres für zwei Personen macht? So ganz unverbindlich. Einfach nur mal fragen?“

„Och, ich denke das macht er bestimmt. Die sind doch soo zuvorkommend, die Italiener. Die finden doch für alles eine Lösung.“ Freute sich Beate. „Also,

Jan, ich rufe Dich morgenfrüh an und sage Dir, wann ich genau ankomme. Ich muss das nur kurz mit Andrea besprechen. Aber Du kennst mich ja. Da ist alles schon gepackt und ich kann gleich losfahren."

„Klasse, Beate!"

„Du musst mir nur die Adresse noch geben. Für das Navy." Meinte Beate.

Jan gab ihr die Daten durch. Dann verabschiedeten sie sich. Und beide freuten sich auf das Wiedersehen.

Nachdem er mit Beate telefoniert hatte, ging er zu Carmine, buchte ein Doppelzimmer für sich und Beate. Und bestellte sich im Ristorante ein ‚Saltimbocca Romana' und einen halben Liter ‚Nero di Troia' und ließ sich beides genüsslich munden. Auch gutes Essen wird dann zum besonderen Genuss, wenn man in guter Stimmung ist. Und Jans Stimmung war nun, mit Aussicht auf Beates Kommen, einfach sehr gut.

*

39 Der Peak

Toms Kumpel hatte eine Menge zu tun gehabt, die letzten Wochen. Und die teuren Messanlagen des Forschungslabors, in dem er arbeitete, waren stets gut ausgelastet gewesen. Deshalb war es ihm erst relativ spät abends einmal möglich gewesen, die Proben seiner Freunde zu analysieren. Blöd war daran nur, dass er dafür Überstunden anmelden musste. Na, und privat Analysen, das war auch nicht gern gesehen. Denn diese Kapazitäten, der Analysegeräte und der angeschlossenen Prozessrechner, waren teuer. Sehr teuer sogar. Die einzelnen Forschungsbereiche mussten diese Analysezeiten im Voraus buchen und die jeweils belegte Zeit dann mehr oder weniger bezahlen. Von dem Budget, dass von der Firmenleitung speziell zu diesem Zweck für sie eingeplant worden war.

Daher ist es verständlich, dass man mit diesen Werten nicht sorglos umgehen durfte. Und der Chef von Toms Kumpel tat dies normalerweise auch nicht. Allerdings war er auch kein Unmensch, wenn es einmal um etwas Besonderes ging, und wenn man es ihm verständlich machen konnte.

Nun, der Teufel wollte es, und Toms Kumpel war während seiner nicht angemeldeten Überstunden gerade dabei, die beiden Bodenproben analysieren zulassen, als sein Chef noch einmal kontrollierte, warum denn da in seinem Gerätepark noch Betrieb herrschte. Und so kam es dann an den Tag, dass dieser in diesem Moment praktisch Schwarzarbeit machte.

Toms Kumpel kannte seinen Chef und wusste, nun war Ehrlichkeit angesagt. Er schilderte, was er wusste und daraufhin gab ihm sein Chef zu verstehen, dass er mit der Analyse beginnen soll. Als das Ergebnis nach wenigen Minuten vorlag, schaute der Chef einen kurzen Moment auf die

Kurven. Dann nickte er seinem Laboranten zu, ging an ein Terminal, und tippte ein paar Dinge ein. Prompt erschien ein kleines Bild mit einem Diagramm auf dem Bildschirm. Wieder nickte der Chef. Dann sah er Toms Kumpel an und interpretierte, was er aus den Messungen und den Abfragen geschlossen hatte.

„Also, sagen Sie Ihren Freunden einen schönen Gruß von mir. Leider gibt das nicht mehr her. Aber vielleicht reicht ihnen das ja. Und Sie – das waren unbezahlte Überstunden. Verstanden? Schönen Feierabend!“ sagte der Laborchef, schnappte seine Tasche und verließ das Labor.

*

Am Nachmittag darauf saß die Umweltgruppe bei Tom und betrachtete die beiden kleinen Diagramme, die ihnen Toms Kumpel hat ausdrucken lassen.

„Also, sein Chef sagt, dass sei ein typisches Diagramm für einen Boden, der mit Dioxin in Berührung gekommen ist. Vor längerer Zeit halt. Daher sei der Peak so schwach, dass man ihn fast nur ahnen kann. Und als der Chef gehört hat, dass es um die Mühlen-Werke geht, meinte er nur, die hätten bis in die fünfziger Jahre noch mit Dioxin gearbeitet. Das würde ihn nicht wundern. Nicht schwerwiegend. Nicht meldepflichtig. Aber halt noch in ganz schwachen Spuren da.“ Erklärte Tom seinen Freunden.

„Ich hab’s euch ja gesagt!“ strahlte Denise siegesbewusst. „Die haben Dreck am Stecken!“

„Ja, aber doch nicht so, dass Du gleich die Polizei hinschicken kannst.“ Warf Benjamin Stegner ein, der sofort wieder in die Rolle des Verteidigers schlüpfen wollte.

„Nee, das nicht. Aber soll das dort weiter so ein Ekelsumpf bleiben? Da wohnen doch Leute um die Ecke.“ Blieb Denise hartnäckig am Ball.

„Du kannst doch deswegen nicht die Fabrik einreißen und den ganzen Boden entsorgen.“ Meinte Ellen Eigner sachlich.

„Aber wenigstens den Boden austauschen!“ beharrte Denise.

„So ganz unrecht hat Denise nicht. Den Boden austauschen sollten die schon.“ Schloss sich Bertram Pfeiffer an.

Denise kam wieder langsam in Fahrt, denn sie plante schon eine Aktion, die für Aufregung sorgen würde. Und mit der sie die Mühlen-Werke in Zugzwang bringen wollte.

„Leute! Ich hab’s!“ platzte sie siegessicher heraus. „Wir ketten uns am Freitag am Tor der Mühlen-Werke an!“

Dann erläuterte sie ihren Schulfreunden, wie sie sich diese Aktion vorstellte. Als sie mit ihren Ausführungen fertig war, diskutierte die Umweltgruppe kurz darüber. Dann wurde noch darüber geredet, wer was mitzubringen hatte und wann das ganze Unternehmen stattfinden sollte. Und Patrick, einen Mitschüler aus einer tieferen Klasse, wollten sie auch noch mobilisieren.

*

Vor den Nachrichtenprogrammen der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten von ARD und ZDF gab es wieder einen neuen Spot von LeafGreen zu sehen.

Es ertönt wieder die rhythmische Instrumen-talmusik, die schon aus den ersten Spots bekannt ist. Während das Ginkgo-Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es der schleppende Ausbau der Solarenergie.

Zunächst werden Filmausschnitte von geschädigtem Wald gezeigt und dabei darauf hingewiesen, dass der CO2-Ausstoß von Kohlekraftwerken einen hohen Anteil an dieser Schädigung hat und es daher sehr wichtig ist, dass diese wie auch die Öl- und Gaskraftwerke zügig abgeschaltet werden. Voraussetzung dafür, dass dies in naher Zukunft geschehen kann, ist der rasante Ausbau der Stromerzeugung durch Solaranlagen, damit keine Kapazitätslücken in der Stromversorgung auftreten. Derzeit werden nur ca. 4 Gigawatt durch Solaranlagen in Betrieb genommen, notwendig für eine gesicherte Versorgung sind jedoch mindestens 10 besser sogar 15 Gigawatt.

Dann werden in einer drastischen Weise leere Dächer gezeigt, auf denen es leicht möglich wäre, Solaranlagen zu installieren. Firmendächer, Dächer von Schulgebäuden, Turnhallen sind dabei, aber auch Brachflächen, die ungenutzt oder voller Gerümpel sind und die ebenfalls zur grünen Stromgewinnung genutzt werden könnten.

Während die Bilder des geschädigten Waldes zu sehen sind, ertönt es: ‚Verbrenn mich nicht, verbrenn mich nicht immer' nach der bekannten Melodie ‚Besame Mucho'. Und dann werden Dachflächen gezeigt, die mit Solaranlagen bestückt sind. Es werden die enormen Vorteile genannt, die diese Technik auch für den Besitzer eines Einfamilienhauses bietet. Seinen Strom kann er damit erzeugen, sein Warmwasser damit aufbereiten und so Heizöl sparen. Er kann den Strom speichern oder ihn als Ladestrom für sein Elektroauto nutzen.

Und dann endet der kurze Film. So, wie er stets beendet wird.

*

40 Der Plan

„Also, ich halte fest. Wir stauen den Fluss dort oben am Oberlauf auf und lassen ihn so lange aufgestaut, dass hier unten alles trockenfällt. Dann gehen die Bulldozer dort rein und laden die Fässer auf. Damit uns nicht noch einmal ein solches Unglück wie mit Pat Wüst passiert."

„Genau, so sehe ich das auch. Wir gehen an diesen beiden Stellen ran, verschieben diese Landmassen mit den Bulldozern, damit wir diese Fläche als Stauraum nutzen. Allerdings, es bleibt uns nur eine Lösung: wir müssen

sprengen. Sonst saufen uns die Bullis ab.“

„Die Bauern werden gebeten, uns das Aufstauen zu genehmigen.“

„Was heißt gebeten? Die müssen uns das gewähren! Und außerdem gibt es genug Wiesenflächen, die für den Hochwasserschutz überflutet werden können!“

„Ach, heutzutage …“

„Nix, da! Und die Kreisstraße hier drüben, die sperren wir für Schwerverkehr. Sonst kommen unsere Schwergeräte nicht problemlos durch.“

„Wer trägt die Hauptlast?“

„Feuerwehr und THW.“

„Und die Polizei sichert ab.“

„Katastrophenschutz?“

„Wird beim Bergen der Fässer eingesetzt.“

„Abtransport?“

„Gesicherter Gefahrguttransport. Die Polizei hält alles frei. Und sichert die Abfahrt. “

„Was geschieht mit dem kontaminierten Erdreich?“

„Im Augenblick ist das so gering, dass der Fluss das ausspülen muss. Sonst werden wir hier irre, bei den Erdmassen.“

„Was ist mit dem Getier. Fische, Flusskrebse, Frösche?“

„Es ist ja nicht so, dass wir hier gar kein Wasser mehr hier im Fluss haben werden. Also, bei aller Liebe – aller Tierliebe – die haben schon so etwas wie Rettungsinseln. Kleine Tümpel, die sich bilden werden. Ist halt so in der Natur, den Rest holen sich Reiher und Storch. Und der Fuchs.“

„Und sich nicht am Dioxin stört.“

„Mann, wenn es eine Naturkatastrophe gibt, dann müssen wir das auch hinnehmen. Dann leiden diese Kreaturen auch mit. Aber hier… ich weiß nicht. Wird doch hinterher wieder besser. Dauert halt einen Moment, aber es kann sich alles wieder erholen.“

„Ich denke auch … lassen wir die Kirche im Dorf. Das erholt sich alles.“

„Aber zurück zur Planung! Wer schließt die Lücken im Flussbett.“

„Das übernehmen die Kollegen vom THW. Die haben ihr Gerät zugesagt. Ist noch im Einsatz, irgendwo. Aber der Einsatz ist schon beendet. Muss nur noch hertransportiert werden.“

„Haben wir noch etwas vergessen?“

„Glaube nicht? Oder?“

„Doch, wann geht es los?“

„Morgen um 5 Uhr beginnt die Polizei mit der Sperrung. Und sie sind an beiden Sperrpunkten permanent präsent und lassen nur unsere Einsatzkräfte durch.“

„Also ist die Umleitungsbeschilderung auch vorgenommen?“

„Soweit ich weiß, ja. Jedenfalls habe ich es der Polizei so weitergegeben.“

„Na, denn man Tao! Die Operation ‚Großreinemachen‘ kann beginnen!“

„Viel Glück! Und gutes Gelingen!“

*

Am Abend jenes Tages, es war gerade die Heute Sendung beendet und alles wartete auf den Wetterbericht, als wieder eine Folge von den LeafGreen-Spots gesendet wurde.

Es ertönt die bekannte rhythmische Instrumentalmusik. ‚Besame – Besame Mucho'. Vom Orchester Ray Conniff instrumental vorgetragen. Es folgte wieder das Spiel mit den Puzzlesteinen und dem Blatt des Ginkos. Während das Blatt verfließt eröffnet sich das Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es die Verschmutzung der Erde und ihrer Meere mit Plastik.

Es wird gezeigt wie sorglos und unbedacht die Menschen mit allen Dingen des Lebens, die aus Plastik sind, umgehen. Wie diese Plastikteile von uns oft völlig sorglos, aber auch vorsätzlich und mit voller Absicht irgendwo weggeworfen oder abgeladen werden. Ohne sich dessen bewusst zu sein, wie immens der Schaden ist, der damit angerichtet wird. Die schlimmsten Bilder bleiben erspart, aber auch so ist es erschreckend, was diese Plastikteile überall anrichten.

Und der Wechsel von der Quelle des Produzenten des Plastikartikels bis hin zur Endstation des Plastikmülls – ob nun auf einer Müllhalde, im Meer oder auf einer illegalen Deponie in einem Entwicklungsland wird nachgezeichnet. Aber es wird auch gezeigt, dass dies nur das scheinbare Ende der Plastik ist – letztlich landet alles wieder als Plastikmüll in der Natur. Wieder untermalt von einer neuen Interpretation von Besame Mucho sehen wir, wie Sperlinge ihr Nest mit Plastikteilen ‚auspolstern', wie sich Fische in der Nähe eines Korallenriffs darum bemühen, Plastik in Nahrung umzuwandeln. Wir sehen, wie Wildenten auf einem unserer Teiche mit dem ersten Futter für den gerade geschlüpften Nachwuchs anschleppen. Und dass dieses Futter eben auch wieder Plastikteile enthält. Plastik – überall nur Plastik.

Die Interpreten des immer gleichen Songs ändern sich. Jeweils passend zur Szene werden die jeweiligen Interpretationen der unterschiedlichsten Künstler von ‚Besame Mucho' verwendet. ‚Beschütze mich – beschütze mich immer!', fordert die Erde, gesungen von einem Studiochor. Dies fordert die Natur, und auch die Umwelt fordern es. Geh sanft mit mir um flüstert die Erde, flüstert die Natur. ‚Denk an mich – denk an mich immer!' oder ‚Bewahre mich – bewahre mich immer!' oder ‚Achte mich – beachte mich immer!' Stets im Rhythmus des Liedes Besame Mucho.

Man sieht, wie sorglos die Menschen mit Plastik umgehen. Frevelhaft und oft gedankenlos. Es wird gezeigt, wie Menschen eine Plastikflasche sorglos wegwerfen – und denken, ‚Einer wird's schon wegmachen'! Wie ein Platz nach der Rast einer Schulklasse aussieht. Oder eine Kurve eines Autobahnkreuzes, wo sich gedankenlos aus dem Fenster der Autos geworfener Abfall sammelt. Von dem Rastplatz einer Autobahn wechselt die Szene hin zu einer Sehenswürdigkeit – irgendwo im Land. Es ist immer der gleiche Effekt: Plastik, Plastik, überall nur Plastik.

In der Endsequenz werden positive Szenen gezeigt, die zur Nachahmung regelrecht auffordern und die kinderleicht sind. Und vor allem, die sofort durchführbar sind und für die nicht erst 2035 die notwendigen Voraussetzungen geschaffen werden müssen. Manche Menschen gehen richtig mit dem Plastikabfall um, vermeiden ihn, entsorgen ihn richtig. Oder verwenden gleich Papier oder Pappe. Es folgen Szenen, in denen Kindern und jungen Menschen gezeigt wird, wie einfach dies ist. Manche Sequenz des kurzen Films kommt ohne Worte aus und spricht für sich. An anderen Stellen werden die Stimmen bekannter Menschen eingeblendet, die sagen, wie man mit Plastik richtig umgeht. Nichts von Besserwisserei ist zu spüren. Nein, eine sanfte Überzeugung ist das Ziel. Das Zusammenspiel von Ziel und Stimmen, Bildern und Musik ist stets stimmig. Es ist stets überzeugend, immer leicht verständlich. Und selbst der unbedachteste Umweltschädiger muss sich nach diesen drei oder vier Minuten fragen, ‚Warum mache ich da eigentlich nicht mit?‘

*

41 Die Kettenreaktion

Denise war früh aufgestanden. Für ihre Verhältnisse – sehr früh sogar. Aber, was sie einmal geplant, verabredet oder versprochen hatte, das hielt sie auch. Da hätte schon sonst etwas passieren müssen. Vierzig Grad Fieber vielleicht. Oder Bombenalarm wegen eines Blindgängers aus dem Zweiten Weltkrieg. So etwas gab es aber nicht. Nun war alles vorbereitet, nun hatte ihr Wecker geklingelt, nun ging es los!

Das Wohnmobil war bereits seit vergangenem Abend gepackt. Eine Leiter war drin. Die Ketten und die Schlösser auch. Das Betttuch mit der Aufschrift ‚Dioxinboden entsorgen!‘ ebenfalls. Eine zweite Leiter würde sie noch einladen, wenn sie Tom abholte. Getränke hatte sie auch dabei. Ellen würde sie damit versorgen, wenn sie sich angekettet hatten. Bertram würde ein paar Döner besorgen, wenn es sehr lange dauern würde. Auch Ben wollte da sein, um notfalls seinen Vater anrufen zu können, wenn es etwas aus dem Ruder laufen sollte.

Auch die Telefonnummern von LeafGreen hatten sie parat. Die wollten sie anrufen, wenn alles so richtig angelaufen war. Die sollten über ihre Aktion berichten und außerdem dem Ganzen noch mehr Nachdruck verleihen. Mit einem Filmbericht von ihrer Aktion. Darum würden sich Bertram oder Ben kümmern.

Als Denise ihre Morgentoilette gemacht und ein Knäcke mit Bananenmus gegessen hatte, trank sie noch ein paar Schlucke Bananensaft – des Tryptophans wegen – und war sozusagen kampfbereit. Sie schlüpfte in ihre

Sneakers und verlies leise das Haus, um keinen zu wecken.

Tom wartete schon mit der Leiter auf sie. Ruckzuck war das Teil verladen. Darin hatten sie ja nun auch schon Übung. Dann fuhren sie zu Bertram und Benjamin. Ellen würde zu Fuß zu den Mühlen-Werken kommen. Dann ging es dem Einsatzort entgegen. Das Werk lag ruhig vor ihnen. Nirgends war etwas von den Wachleuten oder irgendwelchen Beschäftigten zu sehen. Kein Wunder, es war ja auch erst kurz nach sechs Uhr in der Frühe. Da würde es erst kurz vor sieben Uhr losgehen.

Zuerst brachten sie ihr Betttuch mit ihrer Forderung an. Da das weiße Teil gut vorbereitet war – mit Schnürbändern – hing es sehr schnell gut sichtbar am Firmentor. Dann brachten sie ihre Leitern in Stellung, blockierten sowohl den Personalzugang wie auch das Firmentor damit und achteten dabei darauf, dass ihre Forderung noch gut zu lesen war. Dann kamen sie selbst an die Reihe und ketteten sich mir dicken Ketten an die Tür fürs Personal und an das Tor. Denise, Tom und Patrick, ein Mitschüler aus der Klasse tiefer. Die Schlüssel wurden im Wohnmobil deponiert.

Und dann begann das Warten. Das Warten auf die ersten Belegschaftsmitglieder. Denn die mussten ja gegen sieben Uhr ihren Dienst antreten. Und auf die würde es auch ein wenig mit ankommen. Und auf den Wachmann, der auch noch mal seine Runde machen könnte.

Und der Wachmann war tatsächlich der Erste, der von ihnen Kenntnis nahm, als er sich gegen dreiviertel Sieben zu seinem Freund Erich begeben wollte, der um diese Zeit immer seinen Dienst in seinem Kabäuschen am Tor antrat. Dann sah er die Bescherung. Das Tor mit einem weißen Tuch behangen, dessen Aufschrift er nicht lesen konnte. Die Leitern, die Leute, die irgendwie am Tor angekettet waren. Und die Leute vor dem Tor, Belegschafts-mitglieder, die ihren Dienst antreten wollten und nicht in die Mühlen-Werke reinkommen konnten, weil ihnen die Leitern den Weg versperrten. Erich war auch bei ihnen. Der Wachmann sah, wie er heftig mit den jungen Leuten diskutierte. Laut wurde geschrien. Aber davon konnte er nichts verstehen, weil alle durcheinander brüllten.

*

Um sieben Uhr setzten sich verschiedene Einheiten der Polizei in Bewegung, um an den unterschiedlichen Domizilen der betroffenen Herren der Mühlen-Werke ihre Aufgaben zu erfüllen. Für die Herren Dr. Friedrich Mai, Wolfgang Frey, Walter Ebert, Herbert Stolz und Karl Hambach waren Haftbefehle ausgestellt worden, die zu vollstrecken waren. Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft würden ebenfalls anwesend sein. Und es waren Hausdurchsuchungen vorzunehmen.

Bereits wenige Minuten nach sieben Uhr war klar, dass die Herren Frey und

Hambach nicht angetroffen worden waren. Na ja, bei Frey ahnt man ja bereits etwas. Und bei dem Herren Hambach, da werden wir gleich sehen, warum man den nicht mehr zuhause antreffen konnte. Die anderen Delinquenten sahen bedrückt drein, als man ihnen Handschellen anlegte. Aber sie machten auch nur leise Widerspruch geltend und bemühten die üblichen Redewendungen. Forderungen nach einem Anwalt und so. Welche man ihnen natürlich gewährte. War ja ein Bürgerrecht. Also, Ebert, Mai und Stolz befanden sich ab jetzt in polizeilichem Gewahrsam. Was da nun im Einzelnen vorgeworfen wurde, sei erst einmal dahingestellt. Auf jeden Fall hatte es etwas mit der Verklappung der alten Fässer zu tun. Und mit deren Folgen – dem Tod des Jungen Kuno Probst, und den Hautverletzungen der anderen Kinder. Verschmutzung von Gewässern hieß der allgemeine Begriff, den man ihnen verwarf. Ein Straftatbestand, der nach dem Strafgesetzbuch verfolgt wurde. Keine Kleinigkeit also.

Als die Aktion bei den Häusern von Direktor Hambach und Prokurist Frey nicht erfolgreich abgeschlossen werden konnte, trat die zweite Stufe der Aktion in Kraft: man versuchte, der gesuchten Herren an ihrem Arbeitsplatz habhaft zu werden. Um sie dann dort in Gewahrsam zu nehmen und die Durchsuchung ihres Arbeitsplatzes gleich mit vorzunehmen. Obwohl, was wollte man nach so vielen Jahren finden? Schriftliche Unterlagen? Von einem solchem Unterfangen? So etwas wird doch nur unter Männern abgemacht. Gesagt – getan. Und einer hat doch schon gesungen – als Kronzeuge. Die anderen werden einknicken. Das waren doch alles mehr oder weniger nur Amateure. Aber, das werden die Herren von der Kripo und vom BKA alles noch herausfinden.

Nun kam erst einmal der Moment, der Denise und ihrer Umwelttruppe den kleinen Triumph bringen würde, den sie sich so erträumt hatte. Denn es hatte doch irgendjemand nicht ganz dichtgehalten, bei Polizei, BKA, Staatsanwaltschaft oder der Umweltbehörde. Denn als der Tross der staatlichen Verfolgungsbehörden bei den Mühlen-Werken erschien, war wie aus dem Nichts auch plötzlich ein Kamerateam des regionalen Fernsehsenders vor Ort und filmte bereits Denise und ihre Mitstreiter, wie sie angekettet an die Tore der Mühlen-Werke ihren Protest öffentlich machten. Davon, da kann man getrost sein, wird die tapfere Umweltaktivistin noch ihren Enkeln und Urenkeln erzählen und damit eine nun bereits uralte Familientradition fortsetzen.

Sehr lange konnten Denise und ihre Mitstreiter ihre Stellung unter diesen Umständen natürlich nicht halten. Die anrückende Staatsmacht war zu groß und die Argumente der Herren Staatsanwälte einfach zu gut. Denn immerhin sollten ja mitverantwortliche Täter der Umweltvergiftung verhaftet werden. Und das mussten selbst hartgesottene Umweltaktivisten einsehen, dazu mussten Staatsanwalt und Polizei erst einmal ins Gebäude gelangen. Dem widersetzte sich Denise dennoch zunächst ganz geschickt, denn sie hatte sich

vor dem Erscheinen der Staatsdiener ein heftiges Wortgefecht mit dem Direktor Hambach geführt. Und dies führte dazu, dass sie dem Staatsanwalt schon einmal einen kleinen Dienst erweisen konnte, indem sie diesem den Herrn Hambach zeigte. Hambach wurde dann gleich vor laufender Kamera verhaftet, was wiederum mit Beifall seitens der Umweltaktivisten beschieden wurde.

In der Zwischenzeit war nun schon fast die ganze Belegschaft anwesend, weil ja eigentlich schon Dienstbeginn war und diese bekam nun das frevelhafte Verhalten ihrer Firmenleitung mit. Und es waren schon einige darunter, die Sympathie für die Umweltaktivisten zeigten. Und es waren nicht wenige.

Der Staatsanwalt schaffte es aber doch nach nicht allzu langer Zeit und Denise und ihre Mitstreiter gaben unter Beifall die Blockade des Werksgeländes auf. Der Betriebsrat hatte ihre Anschuldigungen vernommen und interessierte sich dafür. Er lud sie zu einem kleinen Zweitfrühstück in die Werkskantine ein, um mehr über die Sache mit dem verseuchten Werksgelände zu erfahren.

Und den Herrn Frey, den der Staatsanwalt noch suchte, damit er ihn festnehmen konnte, hat man natürlich nicht am Arbeitsplatz vorgefunden. Seine Sekretärin konnte nur die Auskunft geben, dass dieser zwei Gleittage, wie üblich, genommen hatte und in die Schweiz gefahren war. Der junge Staatsanwalt witterte sofort Gefahr im Verzug und hat den guten Wolfgang Frey umgehend zur Fahndung ausgeschrieben.

Gesucht haben sie auch hier nach irgendwelchen Unterlagen, die Herren von der Staatsanwaltschaft. Aber so kooperativ war der Herr Direktor Hambach schon und hat gemeint, da gäbe es nichts zu finden. Er sagte bereits aus wie es gewesen war, damals. Und dass der Mühl alle gezwungen habe. Und dass er und die anderen nicht wissen, wo die Fässer liegen. Dass der Gebauer das gemacht hat. Und noch so einiges. Also, schließlich gab der Staatsanwalt seinen Mitarbeitern zu verstehen, dass er sich von einer weiteren Durchsuchung nicht mehr viel versprechen würde und befahl den Rückzug. Sie hatten ja bis auf den Frey alle Beschuldigten verhaftet und nun musste erst einmal vernommen werden. Die Akten konnte man immer noch suchen. Denn Verdunklungsgefahr bestand zunächst einmal nicht. Man war ja geständig.

42 Der ganz dicke Fisch

Tobias Haslinger war in erster Linie Bayer, genauer gesagt Allgäuer. Und dann im beruflichen Leben deutscher Zollbeamter. Und nicht nur das, ein passionierter Angler war er noch obendrein. Fast jede freie Minute verbrachte er entweder in Deutschland oder in Österreich an einen der fischreichen

Gewässer seiner Heimatregion, dem Allgäu, um zu angeln. Manchmal fuhr er auch mit seinem Freund Max Gstrein, einem Kollegen vom österreichischen Zoll mit hinaus auf den Bodensee. Die dazu benötigten Fischereirechtskarten hatte er für beide Länder erworben, so dass er, wann immer er Lust dazu hatte, sein Hobby ausleben konnte.

Ein wenig Bewegung war auch immer damit verbunden, und die Ruhe in der schönen Natur tat dem Zollbeamten ganz gut. Nun, so ganz gesund war er allerdings nicht, der Tobias Haslinger. Aber schlimm körperlich krank war er nun auch wieder nicht. Er litt ein wenig unter Depressionen, weil sein Körper zu wenig Saroten produzierte. Ein mehr oder weniger angeborenes Leiden. Aber zum Glück gab es dafür heute Medikamente, die dieses Manko recht gut ausgleichen konnten. Ohne allzu große Nebenwirkungen.

Nun ja, ein wenig Nebenwirkungen hatten sie schon. Mundtrockenheit brachten sie zum Beispiel mit sich. Und sie regten manchmal auch die Traumtätigkeit an. Mit beiden Nebenwirkungen hatte der gute Tobias auch mehr oder weniger stark zu kämpfen. Die Mundtrockenheit, mit der hatte er es einfach, da musste er nur immer etwas zu trinken in seiner Nähe haben. Na ja, die Träume, so lange es keine unangenehmen waren, die konnte er auch gut aushalten. Manchmal waren sie ja ganz annehmbar.

Auch vergangene Nacht hatte er wieder einen Traum gehabt. Keinen unangenehmen, im Gegenteil, denn dieser Traum hatte ihn eine wirklich kapitale Forelle angeln lassen. Ein wahres Prachtexemplar ist es gewesen, die er da an der Bregenzer Ache aus dem Fluss gezogen hat. Zufrieden ist er am Morgen nach seinem Traum aufgewacht und hat sofort beschlossen, am Wochenende an seinem Lieblingsplatz an der Ache angeln zu gehen. Das Wetter sollte gut werden, der Dienstplan sah auch gut aus. Wer weiß, vielleicht kann ein solcher Traum ja wahr werden, dachte er.

Aber zunächst musste er erst einmal diesen Freitag noch herumkriegen. Dienst tun an der Grenze. Auf der Autobahn A96, die nach Lindau und Bregenz führt, würde der erste Teil des Dienstes stattfinden. Nachmittags, zum Abschluss des Tages, war er mit seinem Kollegen auf der B308 eingeteilt. Das würde er schon rumkriegen. Und dann käme es, das Angelwochenende, das er mit Fliegenfischen an der Bregenzer Ache genießen wollte. Aber, Dienst ist Dienst, und erst dann kam das Vergnügen, pflegte er zu sagen. Zunächst musste einmal der Dienst gemacht werden, bevor er seinem geliebten Hobby nachgehen konnte.

Der Vormittagsdienst auf der A96 war Routinesache, da war nichts Aufregendes dabei gewesen. Aber der Nachmittag ließ sich ein wenig zäh an. Ein paar Mal mussten die Kollegen von der Polizei zu Hilfe gerufen werden, weil sie sehen konnten, dass die Lastwagen aus dem Ausland nicht den Bestimmungen der Straßenverkehrsordnung entsprachen. Tobias ging in solchen Situationen behutsam vor, es brachte ja nichts, wenn es einen

längeren Disput mit den ausländischen Fahrern gab. Aber da war schon manchmal etwas auf deutschen Straßen unterwegs, so dass er sich hin und wieder fragte, warum diese Fahrzeuge nicht schon früher einem Kollegen vom Zoll oder der Polizei aufgefallen waren.

Als der Feierabend schon beinahe greifbar war, ist es dann passiert. Sein Kollege hatte einen Laster aus Bulgarien in den Parkplatz eingewiesen und diesen hatten sie dann kontrolliert. Nach ein paar Minuten waren sie mit dem Laster fertig und wollten diesem gerade dazu verhelfen, dass er sich wieder in die B308 einfädeln konnte. Dadurch entstand ein kleiner Rückstau, an dessen Ende ihnen ein schwarzer SUV auffiel, der sich mit einem Mal vom Stauende löste und versuchte, die gesamte Schlange von Fahrzeugen vor ihm zu überholen.

Tobias Haslinger konnte sich mit einem Sprung zur Seite aus der Schusslinie retten und fluchte bereits ein wenig wütend vor sich hin. In diesem Augenblick kam ein dicker Fahrmischer auf der entgegenliegenden Fahrspur daher und wollte links abbiegen und versperrte daher dem SUV die Fahrspur, so dass er zum Stillstand kam. Tobias Kollege, der dem Laster aus Bulgarien zur Einfahrt in die B308 verhelfen wollte, nutzte diese Gelegenheit und stellte sich auf die Fahrspur der B308 und winkte den Laster ein. Dann drehte er sich mit allerseelenruhe um und winkte den SUV auf den Parkplatz, wo sich schon die Kollegen von der Polizei bereit machten, denen das rüde Verhalten des SUV-Fahrers nicht entgangen war.

Als der SUV auf dem Parkplatz stand, traten der Kollege von der Polizei und Tobias Haslinger an das Fahrzeug und warteten darauf, dass der Fahrer die Seitenscheibe herabgelassen hatte.

„Allgemeine Fahrzeugkontrolle!“ sagte der Polizeibeamte. „Die Fahrzeugpapiere bitte!“

Wolfgang Frey kramte in seiner Handtasche und suchte nach seinen Fahrzeugpapieren. Als er sie gefunden hatte, fingerte er sie umständlich heraus und reichte sie dem Beamten. Dieser ging ein paar Schritte nach hinten, um das Kennzeichen zu überprüfen. Dabei stelle er fest, dass der Fahrer den Motor nicht ausgeschaltet hatte. Der Beamte ging wieder zum Fahrer und sagte nur: „Stellen Sie bitte das Fahrzeug aus! Und Ihren Führerschein bitte!“

Frey fing ein wenig an zu kochen, suchte aber brav nach seinem Führerschein und reichte ihn dem Beamten. Innerlich verfluchte er, dass er sich mit dieser gewagten Überholaktion diese kritische Situation eingehandelt hatte. Unterdessen dachte Tobias Haslinger bereits einen Schritt weiter, denn auch ihm hatte diese gewagte Aktion dieses Fahrers überhaupt nicht gefallen. An dieser Passstraße und noch dazu an dieser doch ein wenig unübersichtlichen Stelle zum Überholen ansetzen, dass konnte nur einem Kerl mit einer solchen Protzkarre einfallen. Na warte, der würde noch ein wenig

länger warten müssen!

„Schalten Sie bitte einmal ihr Fahrlicht ein!“ sagte der Polizist. Frey gehorchte.

„Blinker links und rechts bitte!“ Die Blinker gingen der Reihe nach an. Der zweite Polizist beachtete immer das Heck des Fahrzeugs. Und nickte jeweils.

„Bremsen Sie bitte einmal!“ befahl der Polizist. Frey bremste.

Tobias wusste, was nun kommen würde und machte sich bereit.

„Bitte hupen Sie einmal!“ sagte der Beamte und trat schon ein wenig zur Seite, um seinem Kollegen vom Zoll Platz zu machen. Frey tat, wie ihm befohlen und hupte brav einmal. Und hoffte, dass dieses kleine Schauspiel nun beendet war. Aber, er hatte vergeblich gehofft, denn seinen Führerschein bekam er noch nicht wieder. Stattdessen trat ein anderer Beamter an sein Fenster und sagte nur ganz trocken:

„Guten Tag! Allgemeine Zollkontrolle! Öffnen Sie bitte Ihren Kofferraum!“ sagte Tobias höflich.

Wolfgang Frey warf seiner Frau einen verzweifelten Blick zu und löste dann seinen Sicherheitsgurt. Umständlich öffnete er seine Tür und begab sich zum Heck des Wagens, wo er die Heckklappe öffnete. Der Beamte vom Zoll, der sich so auf sein Angelwochenende gefreut hatte war ihm gefolgt und schaute interessiert in den aufgeräumten Kofferraum. Dort sah er nur eine Reisetasche und vier Aktenkoffer.

„Wo soll’s denn hingehen?“ wollte der Zollbeamte wissen.

„In die Schweiz.“ Antwortete Wolfgang Frey wahrheitsgemäß und schickte noch ein erklärendes „Übers Wochenende.“ hinterher.

„Machen’s doch bitte mal die Aktenkoffer dort auf!“ befahl Tobias, dem nun so langsam dämmerte, dass mit dem dicken Fisch, von dem er geträumt hatte, nicht eine fette Forelle gemeint gewesen war.

Wolfgang Frey ging nun alles Mögliche durch den Kopf, angefangen natürlich die blöde Situation mit dem Überholen gerade eben, über das Verklappen der Fässer bis hin zu seinem Chalet bei Davos, das er sich nun für eine Weile abschminken konnte. Als er die Aktenkoffer der Reihe nach geöffnet hatte, betrachtete er noch einmal kurz seine Millionen. Dann schloss er seine Augen und trat vom Kofferraum zurück.

„Heiliger Strohsack!“ sagte Tobias Haslinger und wusste, dass er in der Tat einen ganz dicken Fisch gefangen hatte. Dann schaute er zu seinem Kollegen und sagte nur: „Franz, kommts Du bitte mal? Ich hole schon mal ein paar Formulare.“

Der Polizeibeamte war von hinten wieder an den Kofferraum herangetreten und hatte nun seinerseits neugierig geschaut, was es da Aufregendes zu sehen gab. Als er die Aktenkoffer randvoll mit Geldscheinen gefüllt sah, schoss ihm alles Mögliche durch den Kopf. ‚Schwarzgeld, Geldwäsche, Erpressung.‘ So etwa in diese Richtung gingen seine Gedanken. Auf jeden Fall musste man nun noch mehr kontrollieren, als nur das Fahrzeug. Und man musste das Kommissariat verständigen, denn das jetzt, war kein Fall mehr für die

Verkehrspolizei.

„Warum musstest Du denn diese unnötige Überholaktion starten? Kannst Du mir das einmal sagen? Ob wir nun 10 Minuten früher oder später in Davos ankommen, ist doch vollkommen egal.“ Bemerkte Ingrid Frey ein wenig vorwurfsvoll.

„Wenn wir da überhaupt ankommen würden, wäre ich schon sehr froh!“ entgegnete Wolfgang Frey, mit gewissen Vorahnungen belastet.

„Na, wegen ein bisschen Verkehrsgefährdung werden die uns wohl nicht gleich verhaften.“ Meinte Frau Frey schnippisch.

Wolfgang Frey schaute ein wenig verzweifelt in den Rückspiegel, als ob er dort sehen könnte, wie das ganze Dilemma ausgehen würde. Dann sagte er nur ganz einfach vor sich hin:

„Wegen des ganzen Geldes aber schon!“

Ingrid Frey schaute ungläubig zu ihrem Ehemann und traute ihren Ohren nicht. Sie hatte geglaubt, dass mit der Gütertrennung und der Umschreibung des gesamten Vermögens dieser ganze Geldschmuggel, wie sie es immer nannte, beendet gewesen sei.

„Du hast doch nicht schon wieder …?“ fragte Ingrid Frey ihren Ehemann ein wenig entgeistert.

„Doch.“ Antwortete dieser wahrheitsgemäß.

„Wieviel diesmal?“ wollte Ehefrau Ingrid wissen.

Ehemann Wolfgang seufzte tief und schuldbewusst.

„Alles – den Rest.“ Sagte er.

Der Polizeibeamte hatte seinem Kollegen signalisiert, dass er zum Streifenwagen gehen wollte, um die Routineangelegenheit zu starten, die in solchen Fällen vorgesehen war. Als er den Namen Frey und das Kennzeichen des Fahrzeugs durchgegeben hatte, kam wenig später die Meldung, dass dieser Herr Frey seit dem Vormittag zur Fahndung ausgeschrieben war.

Wenig später fuhr ein Mannschaftswagen der Polizei vor und mehrere Männer stiegen aus. Teils in Uniform, teils zivil gekleidet. Einer der Männer in zivil ließ sich von den beiden Polizeibeamten vor Ort und von Tobias Haslinger schildern, was vorgefallen war. Als diese Sachverhalte für ihn geklärt waren, ging der Mann in zivil an die Fahrerseite des SUV, dessen Seitenscheiben noch immer heruntergelassen waren und sagte:

„Herr Frey, ich bin Kriminalkommissar Lohr. Steigen Sie bitte aus und folgen Sie mir zu diesem Polizeifahrzeug. Dort nehmen Sie bitte darin Platz.“

Als Wolfgang Frey dort Platz genommen hatte sagte Kommissar Lohr nur: „Herr Frey, Sie sind verhaftet!“

*

43 Der Unfall

Die Operation Großreinemachen, wie sie vom Katastrophenstab bezeichnet worden war lief eigentlich bereits vor fünf Uhr morgens an besagtem Tag an. Aber die Verkehrsschilder, die man für die Sperrungen und Umleitungskennzeichnung benötigt hatte, war nicht in dem Umfang verfügbar, wie es die Lage am und um den Ort der Absperrung erfordert hätte. Die Sparsituation in Deutschland hatte auch hier nicht haltgemacht, sondern die Einsparer hatten sich durchgesetzt. So, wie sie sich auch in anderen Belangen einfach mit ihren Forderungen nach dem schlanken Staat gegen alle Warnungen durchgesetzt hatten. Manchmal hatten Einsparer sogar mit Koalitionsbruch gedroht oder Koalitionsgespräche einfach platzen lassen, weil man sie mit ihren Forderungen nicht im gewünschten Umfang bediente hatte.

Aber so ist das, es fällt einem oft zur Unzeit vor die Füße, was man in der Vergangenheit falsch gemacht hat. Und der, der es verursacht hat, erdreistet sich dann jedes Mal und zeigt mit Fingern auf den, der gerade die Verantwortung trägt, und schiebt dem die Schuld in die Schuhe, die eigentlich er zu verantworten hat. Ob man das noch, wie so üblich, als das ‚Schwarze Peter-Spiel' bezeichnen sollte, oder eher als politisches Revanchefoul und dafür die rote Karte ins Spiel kommt – ich weiß es nicht. Eher rot, politisch ‚Aus', ist meine Tendenz. Oder, setzen – fünf! Oder zumindest ‚Nachsitzen' im politischen Aus ist angezeigt. Wenn's geht, dann auf Dauer.

Denn diese unsinnige Sparerei ist so umfangreich in unserem Land vorangeschritten, dass man es nicht mehr aushalten kann. Überall wurde der Rotstift angesetzt. Bei der Gemeindefinanzierung, wie beim Sozialen Wohnungsbau – gibt's den überhaupt noch? Beim Renovieren von Schulen und Universitäten, bei den Brücken, bei den Krankenhäusern, bei der Bundeswehr, bei der Entwicklungshilfe – kurz, wenn hier nicht aufgehört wird – ich meine, das Aufzählen, dann ist die Seite voll. Und es wird immer noch weitergespart. Sinnlos, auf Teufel komm raus. Und wissen Sie, wo das Geld bleibt? Hä? Einen Vorschlag vielleicht? Ich sag's Ihnen. In den tiefsten Tresoren versinkt es. Bis es wieder Zinsen gibt, oder eine besondere Aktie besonders viel Gewinn verspricht. Und bauen tun diese … ah, ‚Gewinnler', vom feinsten. Oder sie machen aus einem Abrissprojekt eine Luxussanierung, die besonders hohe Renditen verspricht.

Aber dort, wo man es eigentlich bräuchte, das eingesparte Geld, nämlich im Umlaufvermögen der Volkswirtschaft – dort ist es meist für immer verloren. Siehe oben. Weil man zum Beispiel die Bundeswehr wieder einsatzbereit machen muss. Nein! Nicht zum Angriff – nur zur Verteidigung! Und Katastrophen-schutz ist auch so etwas wie Verteidigung. Sie soll mich hier innen in Deutschland verteidigen – nicht am Hindukusch! Oder im Irak! Und wenn nur jedes zweite Gerät einsatzbereit ist? Ist das Veruntreuung von

Steuergeldern? Wenn bei der Polizei jedes Revier unterbesetzt ist. Oder ich von der Gemeinde zusätzlich Gebühren aufgeballert bekomme. Weil die Gemeinde nach neuen Einnahmequellen sucht. Manchen Leistungen kommt man einfach nicht mehr nach: soll‘s doch der Bürger machen! Und wenn der’s hinterher nicht macht – dann kriegt er halt ein Bußgeld! Schon wieder die Gemeindeeinnahmen verbessert!

Also, wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, bei den fehlenden Verkehrsschildern. Gut – bin wieder Synchron. Also, die Polizei beginnt nun mit der Umleitung und nur der Schulbus, die Müllabfuhr, der Krankentransport, was noch … werden durchge-lassen. Der Milchtransport, so wird vereinbart, kommt mit kleinem Fahrzeug. Ebenso die Post, DHL und andere. Die werden alle vorgewarnt und spielen auch prima mit. Bis auf jenen LKW mit Hänger, der aus unserem Nachbarland Tschechien stammte und der sich verfahren hatte. Und dabei ist er dann an eine Kreuzung gekommen, wo entsprechendes Verkehrsleitschild nicht aufgestellt werden konnte und auch keine Polizeibeamten. Na ja, weil … die Schilder aus Kostengründen nicht vorhanden waren und, … weil entsprechende Beamte aus Einsparungs-gründen nicht zur Verfügung standen.

Also, besagter Laster quält sich dann irgendwann und irgendwie bis zu besagter Kreisstraße durch und als er an einer schmalen Kurve nicht optimal auf dem nicht vorhandenen Randstreifen fahren wollte, ist es dann passiert. Er ist gekippt wie ein Spielzeugauto und versperrte seit jenem Moment die Kreisstraße für jegliches mittelgroße Fahrzeug. Gerade mal ein Smart oder ein Trabi konnten durchkommen. Ein kleiner Fiat 500 halt auch noch. Aber das wars dann schon. Kein Kran, kein Tieflaster, kein Bulldozer. Und Hebegerät, um den Laster dort wegzukriegen, das musste auch erst mal in Stellung gebracht werden.

Nun war guter Rat teuer! Man hatte also ein Problem, an das man nicht rankam, weil man ein vorgelagertes Problem hatte. Und dieses zog wieder ein Problem nach sich, weil man es nicht in den Griff bekam. Nun waren die Verantwortlichen kalt erwischt worden. Damit hatten sie nicht gerechnet. Und erstens kommt es anders und zweitens, als man denkt.

Es kamen neue Experten hinzu und auch solche, die es erst noch werden wollten. Man überlegte in alle Richtungen. Dachte an Hubschraubereinsatz und Demontage des Lasters vor Ort. Aber es nutzte alles nichts. Die Zeit verrann und man kam zu keiner Lösung. Es war zum Haare raufen. Wenn man schon kein Glück hatte, dann kam oft noch Pech dazu!

Aber es nutzte alles Jammern und Klagen nichts. Die Strategen hielten an ihrem ursprünglichen Plan fest. Und Feuerwehreinsatzleitung wie auch die Spezialisten vom THW kamen darin immer wieder überein, ihr ursprünglicher Plan war der beste. Dabei, wenn sie einen Schritt zurückgetreten wären, sich eine neue Perspektive verschafft hätten, wer weiß, vielleicht wäre einem von ihnen noch eine andere Möglichkeit eingefallen. Aber so …

ARD und ZDF hatten ihr gemeinsames Mittagsmagazin am Laufen, diesmal im Ersten, um 13 Uhr. Kurz vor dieser Sendung wurde noch ein Spot von LeafGreen gesendet. Es ertönte die übliche Musik, die schon aus den ersten Spots bekannt ist: ‚Besame Mucho'. Sie ist in dieser kurzen Zeit schon zum Markenzeichen geworden. Ein Puzzlestein erscheint mit Teilen eines Blattes des Ginkos. Während das Blatt verfließt eröffnet sich ein Bild mit dem Thema des Tages – heute ist es das unsinnige Rasen auf unseren Straßen und Autobahnen.

Man zeigt eine Folge von Videofilmen die über Waldszenen schwenken. Man sieht Buchenwälder, Tannenwälder, dann Wälder voller Eichen, voller Fichten. Schließlich folgt der Mischwald. Es wird dazu gesagt, dass der Wald zur Zeit der einzige ist, der CO2 speichern und damit neutralisieren kann Deshalb ist Wald so wichtig. ‚Beschütze mich, verbrenn mich doch nicht immer …'

Und wenn Wald verbrennt ist es doppelt schlimm: ein Waldbrand setzt CO2 frei und der verbrannte Wald fehlt gleichzeitig als Helfer gegen die schädlichen Wirkungen des CO2. Deshalb sind Waldbrände wie jetzt in Brasilien und in Kalifornien, aber auch kleinere, wie in Mecklenburg-Vorpommern schlimm. Und hier ist es besonders schlimm, weil noch zwei zusätzlich Faktoren den Brand zum Risiko hochgestuft haben: es liegt scharfe Munition im Wald, die die Helfer jederzeit in Lebensgefahr bringen kann. Und es fehlen gut funktionierende Brandschutz-schneisen, die ein Überspringen des Feuers auf Wohngebiete verhindern sollen. ‚Beschütze mich, verbrenn mich doch nicht immer …'

Zwei Zahlen werden genannt, die erschreckend sind: die personelle Ausstattung des Sprengräumkommandos ist so bescheiden, dass es ca. 80 bis 120 Jahre dauert, bis der betroffene Truppenübungsplatz von der Altlast aus dem zweiten Weltkrieg befreit ist. Die Feuerwehr mahnt an, dass es um jedes Wohngebiet eine Schneise von mindestens 10 Metern gibt, damit es dem Feuer nicht mehr möglich ist, auf Häuser in Wohngebieten überzuspringen. ‚Beschütze mich, verbrenn mich doch nicht immer …'

Es werden die Ursachen für Waldbrände genannt:

- wildes Grillen mit offenem Feuer im Wald
- Raucher werfen unbedacht ihre Kippen weg
- Glasscherben werden zu Brenngläsern und entzünden Grasflächen in der Nähe eines Waldes
- Oft werden Grasflächen an Autobahnen durch Kippen oder Glasscherben entzündet
- Vorsätzliche Brandstiftung
- Unfälle mit Brandfolgen
- Bundeswehr mit Übungsschießen

‚Beschütze mich, verbrenn mich doch nicht immer …'

Eine CO2-Steuer beziehungsweise eine CO2-Abgabe soll so verwendet werden, dass mit dem Geld aus dieser Abgabe eine Waldfläche angepflanzt werden soll, die genau die gleiche Menge an CO2 kompensiert. Wald wirkt wie ein Puffer im Ökosystem. Wald in den Tropen wächst schneller nach als in unseren Breiten. Deshalb wird mit dem Geld der CO2-Abgabe Wald in den Tropen aufgeforstet.

Und es ist unbedingt wichtig, dass der Urwald geschützt und die Abholzung des Regenwaldes unterbunden wird. Und nicht wie in Brasilien, sogar noch erhöht wird. ‚Beschütze mich, verbrenn mich doch nicht immer …'

Und dann endet der kurze Film. So, wie er begonnen hat. Es ertönt die Melodie von Besame Mucho in der Interpretation des Gitarristen John Williams. Das Pirouetten drehende Blatt des Ginkos endet im Unendlichen. ‚Beschütze mich … Behüte mich … Beachte mich … Bewahre mich …' klingt es.

Es wird ein Bild der Erde aus dem Weltall gezeigt. Die Erde ist formatfüllend. Christian Sievers, ein bekannter Nachrichtensprecher des ZDF spricht:

„Die Erde ist einzigartig im Weltall. Es ist bisher nicht bekannt, dass es einen zweiten Planeten gibt, wo es ähnliche Lebensbedingungen gibt wie auf unserer Erde.

Die Musik wird, als der Text zu Ende gesprochen ist, wieder ein wenig lauter ‚Beschütze mich … Behüte mich … Beachte mich … Bewahre mich …' klingt es Das letzte Bild ist ein Blick vom Mond auf unsere Erde: der blaue Planet ist zu sehen, im Vordergrund ein Stück der Mondoberfläche. ‚besame, besame mucho' …. Beschütze mich, beschütze mich wirklich' klingt es langsam aus.

Dann beginnt das Mittagsmagazin und sendet darin unter anderem einen aktuellen Bericht über das Waldsterben im Harz.

*

44 Der General

Der Mann der nun ins Spiel kommt, hatte wahrscheinlich einen ganz großen Vorteil. Er brauchte diesen Schritt zurück gar nicht erst zu machen. Er kam nämlich von außen. Sozusagen, angefahren von außerhalb. Und dann, auch wieder Ironie des Schicksals, wurde auch er zunächst nicht darauf aufmerksam. Auf die Engstelle vor ihm. Denn auf seiner Straße befand sich ebenfalls kein Umleitungsschild, so dass er wie blind in dieses Chaos hineingefahren war.

Aber, dies war kein Nachteil, sondern eher ein Glücksfall für das Projekt ‚Großreinemachen'. Denn mit ihm kam genau der Richtige. Einer, dessen

Großvater ein Tiefbauunternehmen gegründet hatte und der es in die Wiege gelegt bekommen hatte. Obwohl, Tiefbauer ist er nicht geworden. Hat aber schon als Junge immer mit den großen Maschinen seines Opas herumfahren dürfen. Den einen Haufen Kies nach da, den großen Haufen Geröll dorthin. Talent hatte er. Aber das hatten wir ja schon einmal, das Talent. Oder die Begabung. Dazu die Ausbildung. Und das Wollen, das auch erforderlich war. Nun, er hätte es gehabt, vielleicht auch ein bisschen gewollt. Aber da war noch etwas.

Schon sein Vater war dem Großvater nicht ins Amt des Firmenchefs nicht gefolgt. Das hatte dessen Bruder, also der Onkel des Mannes, übernommen. Der Vater war nämlich einer eigenen Berufung gefolgt. Und das hatte er wohl von der Mutter mitbekommen, denn deren Vater war bereits ein hohes Tier bei der Bundeswehr gewesen. General mit allem was dazugehört. Zack! Zack! Und wenn man die Ahnenreihe durchgehen würde, käme man bei den Preußen an, und würde auch dort in deren Reihen fündig werden. Schneid hatten sie, alle diese Kerle. Und die Fähigkeit, eine Situation durchschauen und bewerten zu können, sie zu analysieren und dann letztendlich auch einer Lösung zuführen zu können. Einer Lösung, die Hand und Fuß hatte.

Genau diese beiden Fähigkeiten waren nun hier mit einem Mal gefordert. Und durch die Ankunft jenes Mannes waren sie eingetroffen. Was es jetzt nur noch brauchte, war so etwas wie ein Feldherrenhügel, von dem aus man die Lage zunächst einmal in Augenschein nehmen konnte. Ach, und – das ist natürlich auch noch wichtig – man musste erst einmal wissen, worum es hier überhaupt gehen würde.

„Herr General, dort ist die Straße blockiert. Ein Laster ist umgefallen, und zwar so, dass kein schweres Gerät mehr durchkommt. Aber, dass ist das eigentlich schlimme an der Sache, hier, dieser Fluss dort trüben, soll so gestaut werden, dass man weiter flussabwärts Fässer mit Giftmüll, die dort illegal verklappt worden sind, bergen kann."

Der General nahm sein Fernglas in die Hand und schaute sich den umgekippten Laster aus der Nähe an. Dann setze er das Glas ab und ließ seinen Blick in die Umgegend schweifen. Das genügte ihm noch nicht, er ging einen kleinen Feldweg, der zu einem Hügel hinaufführte, ein kurzes Stück hoch. Von dort hatte er den perfekten Blick für die Lage. Er sah den Fluss, er sah ein paar Wiesen. Er entdeckte, dass man einmal den Flusslauf begradigt hatte. Er sah aufgeschüttete Böschungen und das alte, nur dürftig aufgefüllte Flussbett. Er sah, dass man hier sehr gute Voraussetzungen hatte, und den Fluss aufstauen konnte.

„Feldwebel Weber, fahren Sie mich zu deren Einsatzleitung! An dem Laster kommen wir mit unserem Wolf vorbei." Und schwang sich in den Wagen.

„Jawohl, Herr Generalmajor!" sagte Weber und schon gings ab.

Ein paar Minuten später erreichten sie die Einsatzleitung. Der General schritt auf die Männer zu und ließ sich die Lage noch einmal in aller Kürze

bestätigen. Dann sagte er, was er als Alternative vorzuschlagen hatte.

„Wenn Sie Zweifel haben, dann kommen Sie mit. Zwei können wir mitnehmen. Mit ‘nem kleinen SUV kommen sie an dem umgekippten Laster vorbei. Und dann nichts wie rauf, den kleinen Hügel dort hoch. Und dann werden Sie’s sehen.“ Sagte es, schwang sich in den Wolf. Und schon startete Weber wieder. Ein paar Minuten später schritten sie dann den Hügel hoch und der General fing mit seiner Erläuterung an.

„Sehen Sie rechter Hand diese Wiese, dort lassen wir einen Teil, den größeren Teil des Wassers hineinlaufen. Und dort unten links, nach der schwachen Biegung des Flusses, setzen wir die zweite Sperre. Dann läuft auch diese Wiese links voll. Beide Wiesen zusammen müssten ein paar Tage das Wasser aufnehmen können. Der untere Damm ist kein Problem, da wird das Wasser im Fluss immer weniger. Der kommt dann ins Spiel, wenn hier oben rechts die Wiese vollgelaufen ist.

Ein Problem ist hier oben. Ich kann den alten Flusslauf wieder aktivieren. Dann kann ich den Kanal des benötigten Abflusses vorbereiten. Dann muss ich aber raus da, und muss den Damm sprengen, der hier rechts verläuft. Sonst steh ich dort nachher im Wasser, und das wäre nicht so gut. Aber so geht’s meine Herren.

Ach, eine Frage noch, wem gehören die Wiesen eigentlich. Wir sollten die Herren schon befragen. Nicht dass Vieh dort unten steht.“

Die Herren der Einsatzleitung waren baff. Eigentlich ein ähnlicher Plan. So hatten sie es ein Stück weiter flussabwärts auch machen wollen. Nur, wie bekommt man das schwere Gerät, dass man dazu brauchte hierhin?

„Ja, und Herr General von Mangelsdorff, wie bekommen Sie das ganze Gerät hierher? Die Straße ist doch zu! An dem Laster kommt keiner vorbei.“

„Also, guter Mann, das mit dem General reicht vollkommen aus, sonst brauchen wir zu lange. Und wenn Sie es ganzkorrekt aussprechen wollten, dann müssten Sie dem General noch ‘nen Major anhängen. Nee, ich brauch dazu kein schweres Gerät. Ich hab doch die da hinten dabei. Wir wollten zu einem Manöver. Gut, kommen wir zu spät. Straße unpassierbar. Aber zum Üben kommen wir trotzdem. Den Jungs wird’s Spaß machen. Ist doch mal was anderes. Aber ähnelt sehr unseren Aufgaben.“ Dabei deutete er auf eine Kolonne von drei Pionierpanzern der Bundeswehr und lachte sich ins Fäustchen. Wenn das nicht ein gelungenes Manöver wird, was dann?

Ein paar Minuten später waren die beiden Bauern, denen die Wiesen gehörten, auf dem Feldherrenhügel. Man erklärte ihnen was man vorhatte.

„Also, von mir aus könne Se des mache. Isch hab kei Kuh mehr, bei deene Milschpreise. Ich hab uff Hochland umgestellt. Und die sin drobbe, uff der annern Weid. Also, meinetweche. Wasser marsch! Aber de Paul da drübbe, was issen mit Dir?“ sagte der eine Bauer, der Frieder, rechte Wiese.

„Na ja, isch weiß net, ich brauch die Wies schon. Wo sollte mei Küh sonst hin?“ Bauer Paul, Wiese links.

„Ach, Du könnstse ja zu mir da obbe uff die anner Weid von mir bringe. Isch brauch die doch net mehr. Weche Hochland, un so. Also, Herr General, mache Se sisch weche de Wiese kaan Kopp. Un bei mir, wenn des mit dem alte Lauf da unne net mehr so werd. Iss ach net schlimm. Iss halt Nadur.“ Wieder Bauer Frieder, Wiese rechts.

„Na, dann hätten wir das auch geklärt. Jetzt geh ich zu meinen Soldaten und erklär ihnen mal den Schlachtplan, und dann wollen wir sehen, dass der Bach da unten bis heute Abend sein Flussbett verlassen hat.

Und nun ging sie ab, die Post! Und wie! Der General, oh Pardon – der Generalmajor – hatte binnen kurzer Zeit seinen Soldaten erklärt, worum es ging und wie er sich die Lösung des Problems vorstellte. Dann wurden die Pionierpanzer vom Typ Dachs eins bis drei in ihre Aufgaben eingewiesen. Sie fuhren von ihren Transportfahrzeugen und begaben sich an ihren jeweiligen Einsatzort auf den Wiesen links und rechts des Flusses, wo sie die genaueren Einsatzdetails gesagt bekamen. Und dann ging es los.

Inzwischen hatte es sich herumgesprochen, dass der Ort der Absperrung des Flusses verlegt worden war und die Schaulustigen drängelten sich von allen Seiten heran. Zum Glück, wegen der Umleitung, gab es keinen Sensationstourismus. Jedoch die Kinder der Gegend mit ihren Mountainbikes waren auch sehr zahlreich. Aber, das war das Gute, sie hielten sich brav zurück. Obwohl sie am liebsten in den Pionierpanzern mitgefahren wären.

Man musste nicht an vorderster Front sein, nein, auf dem Feldherrenhügel war die strategisch beste Aussicht. Und von Mangelsdorff kehrte auch immer wieder auf ihn zurück, wenn er sich einen Gesamtüberblick der strategischen Lage seiner Truppe verschaffen wollte. Und die war gut. Man konnte es an seinem Minenspiel sehen. Er hatte Spaß an der Sache, an seinen Jungs, seinen Soldaten. Und – an seinen Pionierpanzern, die endlich mal wieder eine sinnvolle Aufgabe hatten.

Um halb sechs war es dann so weit – es konnte gesprengt werden. Und rrumms flog die Erde zur Seite und das Wasser sickerte langsam aber stetig durch die Öffnung, die die Sprengladung gerissen hatte. Die Soldaten jubelten zuerst, für sie war das eine Übung der besonderen Art gewesen, die sie dank der schneidigen Art ihres Generalmajors mit Bravour gelöst hatten.

Ganz hatten es die Soldaten noch nicht geschafft. Aber da der Fluss jetzt seine Fließrichtung abrupt geändert hatte, konnten die Pioniere bald schon in das untere Flussbett auf der linken Seite fahren und die linke Wiese als Auffangbecken vorbereiten. Man konnte schlecht abschätzen, wieviel die rechte Seite an Wasser aufnehmen konnte und wann die linke Wiese gebraucht werden würde. Der General wollte gewappnet sein. Auf keinen Fall würde es heute noch geschehen, das war klar. Und es war auch klar, dass man ein Nachtlager aufschlagen musste. Mit Zelten und Abstellplatz fürs schwere Gerät. Die Versorgung übernahm die umliegende Bevölkerung. Wenn das kein besonderes Manöver war, was denn sonst noch? Herr General? Ach…

Entschuldigung, Herr Generalmajor!

Eine Nachtwache teilte man sich mit der örtlichen Feuerwehr. Man kann ja nie wissen. Aber es blieb alles ruhig. Die rechte Wiese lief nur langsam voll, aber am Unterlauf des Flusses konnte man schon sehen, dass das Wasser weniger wurde. Wenn man mit der Taschenlampe hin leuchtete. Ja, der Fuchs auf der Wiese rechts bekam nasse Füße, als er auf seinem nächtlichen Streifzug nicht aufpasste. Igel und Mäuse – na ja – es hat nicht jeder geschafft, sich rechtzeitig auf die neue Situation umzustellen. Kollateralschäden gibt es immer, da kann man sich noch so sehr vorsehen. Das ist halt so. Andererseits, Storch und Reiher würden sich irgendwann am nächsten Tag freuen. So leicht hatten sie es auch nicht alle Tage.

Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, kam der Generalmajor als Erster aus seinem Zelt. Die Mannschaftsteile und Offiziere, die er zum Manöver mitgenommen hatte, schliefen alle noch. Und er, im Kampfanzug, begab sich auf ‚seinen' Feldherren-hügel, sein Fernglas in der Hand. Und sah es sich an, sein Werk, und das seiner Pioniere. Und war stolz. Dann schaute er mit seinem Glas die Grenzen des Sees ab, der sich rechts bereits aufgestaut hatte. Wobei noch reichlich Platz für das Wasser war, wie er feststellte. Und schwenkte dann nach links, wo auch schon zu sehen war, dass der Wasserspiegel stieg. Auch noch mit riesiger Reserve. Der Flusslauf unterhalb erschien ihm schon sehr trocken. ‚Gerald, Mission erfüllt', dachte er. Und war zufrieden. Er salutierte, in dem er zwei Finger an seine Schläfe legte.

*

45 Großreinemachen

Generalmajor Gerald von Mangelsdorff war zwar früh aufgestanden, aber er war nicht der Erste, der an diesem Morgen sein Nachtlager verlassen hatte. Weiter unten am Unterlauf des nur noch wenig wasserführenden Flusses war man bei der Einsatzleitung bereits seit einer Stunde aktiv. Durch die Nachtwache, die Feuerwehr und Bundeswehr sich teilten, war man bestens über den Stand der Dinge informiert worden. Der Wasserstand hatte sich bereits so stark verringert, dass man im Laufe des Nachmittags damit rechnen konnte, mit den Bergungsarbeiten im Fluss beginnen zu können.

Der Einsatzleiter Lorenz Funk besprach sich gerade mit seinem Stellvertreter Heinz Göbel von der Feuerwehr, als der Fahrer Hans Werk zu ihnen stieß. Er würde die Organisation des Abtransports übernehmen und auch selbst dabei einen Gefahrgutlaster fahren.

„Gut, dass Du schon so früh kommst, Hans. Du musst uns helfen, dass wir den Laster von der Straße kriegen. Wir wollen den Abtransport heute

Nachmittag starten. Und wir wollen das im Einbahnstraßen-Betrieb machen. Laster im Gegenverkehr, dass sieht man ja, das geht einfach nicht.“ Meinte Lorenz Funk.

„Genau deswegen bin ich hier. Den Laster kriegt keiner von denen an der Unfallstelle bewegt. Es ist genauso wie mit den Bulldozern gestern. Frage: kann die Bundeswehr auch hier …?“ antwortete Hans Werk.

„Kommt, lasst uns hoch fahren zu denen. Das ist die beste Variante. Wir fragen einfach. Wäre doch blöd, wenn wir die Fässer frei liegen haben, und kriegen sie dann nicht weg.“ Schlug Heinz Göbel vor.

Eine Viertelstunde später standen sie mit dem General, wie er überall nur respektvoll genannt wurde an der Unfallstelle und begutachteten den Schaden. Neben den Männern Funk, Göbel und Werk war auch Hauptmann Walter Jung vor Ort.

„Na, Hauptmann Jung.“ Fragte von Mangelsdorff seinen Hauptmann, „Wäre doch gelacht, wenn den unser Dachs nicht wegbekäme!“

„Genau das denke ich auch. Einer zieht, der andere drückt. Dann geht’s. Aber über eins müssen wir uns im Klaren sein: ganz heil bleibt der Laster nicht.“ Antwortete Hauptmann Jung.

„Ja, den kriegen die aber auch auf eine andere Art und Weise hier nicht mehr heil raus.“ Meinte Funk. „Machen Sie sich darüber keinen Kopp. Für so etwas kommen die Versicherungen auf.“ Dann sprach er den Generalmajor direkt an. „Also, wir machen das so, wie sie es vorgeschlagen haben. Wir müssen spätestens am frühen Nachmittag die Gefahrgutlaster hier fahren lassen können. Wann können Sie beginnen, Herr General?“

„Wir trinken nur noch unseren Kaffee aus.“ Antwortete der Generalmajor.

Nachmittags, als der erste Laster an der Unfallstelle vorbei zu seiner Ladeposition fuhr, kamen Beate und Jan zusammen mit Bernd Mühl, Kim Bosch und Tim Gebauer zum ‚Feldherrenhügel‘, um sich den Ort anzusehen, wo das Stauprojekt noch eine glückliche Wende erfahren hatte. Nachdem sich alle begrüßt und bekannt gemacht hatten, sagte der Generalmajor:

„Sie sind das also, dem wir den ganzen Zauber hier zu verdanken haben. Respekt und alle Achtung!“

„Das müssen wir aber auch umgedreht sagen: Ihnen haben wir es ja zu verdanken, dass wir die Fässer nun schon sehen können. Raus hat man zwar noch keines, aber in ein bis zwei Stunden, denke ich, wird es soweit sein.“ Antwortete Bernd Mühl.

„Ich finde das toll von Ihnen, Herr General, dass sie das so ohne Einsatzbefehl gemacht haben. Wie ich hörte.“ Gab Beate bewundernd zu.

„Was hätten wir machen sollen? Wir saßen hier in der Falle. Dadurch, dass hier ein paar lausige Verkehrsschilder gefehlt haben. Da waren wir froh, dass wir von unseren sechs Dachsen drei fürs Manöver einsatzfähig hatten, und dann hätte uns beinahe ein derartiger Einspareffekt wie nicht ausreichende Verkehrsschilder wieder ausgebremst. So haben meine Jungs doch noch

wenigstens ein prima Manöver erlebt.“

„Schade,“ sagte Bernd Mühl, „das hätten wir gern gefilmt. Für eine Dokumentation. Für einen LeafGreen-Spot.“

Der Generalmajor sah Bernd respektvoll an und sagte dann: „Ach Sie sind das, LeafGreen, meine Kinder schwärmen davon. Und ich muss Ihnen gestehen, ich finde das auch toll.“ Er lächelte verschmitzt. „Na, mal sehen, vielleicht kann die Bundeswehr auch hier helfen.“ Dann rief er einen Soldaten: „He, Unteroffizier Schreiner, kommen Sie mal bitte einen Moment?“

Schreiner kam sofort zu ihnen auf den ‚Feldherrenhügel‘.

„Zu Befehl, Herr Generalmajor!“

„Rühren, Schreiner, sonst kriegen die Zivilisten hier Probleme.“ Flachste von Mangelsdorff. „Sie haben doch gestern von Anfang an alles gefilmt. Mit Ihrem Handy. Würden Sie das bitte unseren Gästen mal zeigen?“

„Aber gerne.“ Antwortete Schreiner und holte sein Smartphone aus einer Brusttasche seiner Uniform. Dann startete er das Gerät, wartete einen Moment und sagte: „Ja, hier haben wir’s ja.“ Und startete sein Video, auf dem man vom Abladen der Dachse über die Erdbewegungen bis hin zur Sprengung und den ersten Staueffekten alles sehen konnte, was sich am gestrigen Tag abgespielt hatte.

„Alle Achtung, Herr Schreiner. Das haben Sie ja toll gemacht.“ Äußerte sich Bernd bewundernd. „Genau der Teil fehlt uns von gestern. Wir konnten nur unten filmen – für LeafGreen – aber das war ein bisschen langweilig. Aber das hier, toll. Ich würde das gern in die Doku über diese Aktion hier einbauen. Geht das?“ Und Bernd sah fragend zwischen Schreiner und dem Generalmajor hin und her.

Schreiner wiederum, mit einigem bauchkribbeln, sah seinen Vorgesetzten fragend an.

„Was sehen Sie mich an, Schreiner. Sind doch Ihr Handy und Ihre Dokumentation. Und Staatsgeheimnisse haben Sie da nicht gefilmt. In Ihrer Freizeit können Sie machen, was Sie wollen. Haben Sie doch in Ihrer Freizeit gemacht?“ fragte er augenzwinkernd.

„Jawohl, Herr Generalmajor!“ Antwortete Schreiner wie aus der Pistole geschossen.

„Das wollten wir doch lassen.“

„Jawohl, Herr …“

„Nun machen Sie mal, Schreiner.“

„Also, ich würde schon gern. Für LeafGreen. Ich mache das in meiner Freizeit wirklich gern. Filmen. Videos. Gerade Umweltthemen.“ Sagte Schreiner, ein wenig schüchtern.

„Na, Herr Schreiner, dann bringen Sie uns doch den Film und wir zeigen Ihnen ein bisschen was von LeafGreen. Was wir alles so machen. Und wie es hinter den Kulissen aussieht.“

„Na, das wäre toll.“

„Dann nehmen Sie gleich Ihr Bewerbungsschreiben mit, Schreiner. Sie sind doch eh nur noch ein paar Wochen bei uns.“ Meinte von Mangelsdorff.

„Was, sie hören auf hier?“ fragte Bernd.

„Na ja, ich bin Zeitsoldat …“

„Dann brauch ich ja wohl nicht damit zu rechnen, dass Sie verlängern, Schreiner.“ Lächelte der Generalmajor.

„Wenn das so ist! Dann bringen Sie es mal ruhig mit, Herr Schreiner. Ihr Bewerbungsschreiben. Talent dazu haben Sie. Das haben Sie ja mit Ihrem Video schon bewiesen.“ Antwortete Bernd erfreut.

Nachdem die kleine Truppe um Bernd Mühl den ‚Feldherrenhügel‘ wieder verlassen hatte, fuhren sie wieder zurück ins Hauptquartier, um den Abtransport zu beobachten. Denn sie hatten gesehen, dass die Straße geräumt worden war und die ersten Laster herangefahren waren. Von den Giftfässern sollte das erste am späten Nachmittag gehoben werden. Aber von dem anderen Müll, der auch gleichzeitig bei dieser Aktion entfernt werden sollte, war man doch allseits ziemlich überrascht.

Bei der Aktion ‚Großreinemachen‘ sollten insgesamt fünfzehn LKW-Ladungen abtransportiert werden. Und nicht nur diese Zahl war erschreckend, es waren auch die unterschiedlichsten Dinge, die unsere lieben Mitbürger auf die billige Art dort mal eben ‚entsorgt‘ hatten. Flaschen, Eimer, Bügeleisen, Kübel aller Art, Bestecke und Handys waren noch die kleinsten Teile. Dann folgten Einkaufswagen, Fahrräder, Geschirrspüler und Waschmaschinen. Auch ein Kühlschrank, Bauzäune, eine Zapfanlage, verkleckerte Malerleitern waren dabei. Kinder sammelten Unmengen von Plastikteilen. Dann fand man Autobatterien, ganze Motorräder, jede Menge von Klappstühlen, und Tresore – ja Tresore. Einige von ihnen aufgebrochen, also wahrscheinlich aus Einbrüchen stammend. Kurz, es war grauenhaft, sehen zu müssen, wie unsere lieben Mitmenschen mit unserer Umwelt, die ja auch die ihre ist, umgehen. Es ist einfach nicht zu fassen.

Und, wenn man bedenkt, dass dies hier nur ein Fluss war. Einer von rund 100 Flüssen, die etwa mindestens die Länge dieses Flusses hier haben, also rund 90 Kilometer lang sind. Ob sie alle so verschmutzt sind wie dieser hier? Fraglich. Es werden sicher nicht alle so sein. Aber, bedenkt man, dass die Weser, der längste Fluss, der vollständig nur in Deutschland fließt, schon über 740 Kilometer lang ist, dann kommt eine ganz schöne Gesamtlänge aller Flüsse zusammen. Und es wird in einigen so aussehen, wie in dem ‚fiktiven‘ Fluss, der hier als Hintergrund dieser Geschichte dient. Wobei, eine derartige Aktion wie das ‚Großreinemachen‘ gibt es tatsächlich. Und sie wird so etwa alle zwei Jahre wiederholt. Nicht immer so spektakulär, wie mit den Dachsen, den Pionierpanzern der Bundeswehr. Aber die waren anderswo schon so im Einsatz. Und, wenn man die Bundeswehr nicht hätte, wie schon beim Hochwasser an der Elbe und an der Donau. Oder beim Einsatz bei brennenden Truppenübungsplätzen, oder … oder …

Von all den Aktivitäten rund um das ‚Großreinemachen' wurden vom TV-Team des LeafGreen Videoaufnahmen gemacht, um später zusammen mit den Videos von Unteroffizier Schreiner die Spots entstehen zu lassen, die dann ihre Premiere als ‚ZDF spezial' beziehungsweise als ‚Brennpunkt' in der ARD bekamen. Aber sie waren aufgemacht eben wie ein LeafGreen-Spot. Hier wurde auf den tragischen Zusammenhang verwiesen, wo mit dem Tod des jungen Kuno ein hoffnungsvolles Leben tragisch beendet wurde. Gleichzeitig aber wurden zahlreiche Kinder mit einer lebenslangen Krankheit regelrecht verseucht, die sie nie wieder loslassen würde. Chlorakne ist nicht heilbar und muss lebenslang behandelt werden.

Rund um die Stelle, wo die letzten Fässer vermutet wurden, hatten sich Helfer von Feuerwehr und THW und anderen Organisationen am und im Wasser versammelt. Auch einige Soldaten der Bundeswehr halfen mit. Als auf einer Weide ein Bauer damit begann, seine Gülle auf seinem Land auszubringen. Es hatte angefangen zu regnen und das war das Signal für den Bauern, mit seiner Düngung, die er nun schon das vierte Mal in diesem Jahr machen wollte, zu beginnen. Wenn die Sonne auf seine Weide brannte, war das nicht so toll. Da würde die Gülle zu sehr an den Pflanzen – Gras und allerlei Wildpflanzen – haften bleiben. Dann würden die Kühe ihre eigene getrocknete Scheiße fressen. Aber nun, beim Regen, würde das übelriechende Jauchegemisch besser vom Boden aufgenommen werden. Die Pflanze würde vom Regen gewaschen werden. Das Düngegemisch Gülle-Wasser würde vom Boden aufgenommen werden können und dann tatsächlich als Dünger wirken. Die Pflanze würde es aufnehmen und, praktisch gesehen, wie ein Filter wirken, weil sie nur die Nährstoffe, die in dem Düngegemisch an ihre Wurzel kämen, aufsaugen würde. Aber, da die Bauern dies nach dem Prinzip handhabten, viel tun bringt viel, überspannen sie den Bogen und es kommt zu dem Effekt, dass zu viel Nitrat auf die Böden und in die Gewässer gelangt.

Auch hier in dem Fall unseres Flusses wurde ein Teil der Gülle sofort in das Flussbett geleitet und vermischte sich mit dem Wasser des Flusses. Als Lorenz Funk, der Leiter des Einsatzteams das bemerkte, stieg Zorn in ihm auf und er krabbelte die Böschung hinauf. Dann eilte er auf den ihm entgegenkommenden Traktor samt Bauern hinzu. Der Bauer sah, dass der Mann da vor ihm auf seiner Weide etwas wollte, fuhr langsamer und öffnete die Seitenscheibe seines Traktors und blieb dann schließlich stehen.

„Sag mal, muss das jetzt sein, mit deiner Scheiße da? Du siehst doch, dass die Männer dort unten im Wasser sind. Ihr Leben und ihre Gesundheit riskieren. Auch für dich und deine Kinder. Und dann dürfen sie noch in deiner Scheiße und der von deinen Viechern stehen. Sag mal, spinnst du? Das wievielte Mal düngst du da eigentlich? Meinst du nicht, du hast schon genug Scheiße für die nächsten Jahre auf dem Acker dort?" brüllte er und sein Gesicht war so rot vor Wut, dass man um ihn Angst haben musste. „Hau ab du altes Arschloch!" schickte er noch wütend hinter dem Bauern her und hätte

es gar nicht mehr tun müssen. Der Bauer hatte verstanden und befand sich schon auf dem Rückzug.

Immer noch wutentbrannt kehrte Lorenz Funk langsam zurück. „Ist doch war!“ brubbelte er vor sich hin, wohl wissend, dass er sich für sein dünnes Nervenkostüm wieder einmal zu sehr aufgeregt hatte. Aber als er auf seine Gruppe zuschritt, fing diese an Beifall zu klatschen. Immer mehr klatschten immer lauter mit. Auch die Zuschauer aus dem Dorf, alle Kinder, die Fernsehteams, alle klatschten – es schienen Minuten zu sein – recht lautstark mit. Und als er auf seine Kollegen vom Einsatzteam zukam lächelte er ein bisschen verlegen und dachte: ‚Dafür – für dieses Klatschen – hat es sich allemal gelohnt. Diese Aufregung.‘

Kurz vor fünf Uhr wurde das erste Fass entdeckt. So ganz genau hatten Halil Özdens Angaben nicht gestimmt. Der Bewuchs am Ufer hatte sich mit den Jahren verändert. An einigen Stellen war er dichter geworden, an anderen war er weniger geworden, da auch der eine oder andere Baum umgestürzt war.

Bei der zunehmenden Windenergie auch kein Wunder. Die Wärmeenergie, die durch unser Verhalten in die Atmosphäre gelangt, kann in andere Energieformen umgewandelt werden. Windkraft ist zum Beispiel eine Energieform, die dann daraus entstehen kann. Dadurch kann man also sagen, dass die zunehmenden Stürme ein Effekt unseres Tuns sind. Auch die zunehmende Kraft, die in den immer häufiger auftretenden Stürmen steckt, ist eine Folge davon. Dass sich die Durchschnittstemperaturen erhöhen, beobachten die Meteorologen schon seit geraumer Zeit. Anfangs waren das Werte von einem Grad, etwa. Da könnte man noch sagen: war halt ein guter, warmer Sommer. Oder: dieses Jahr ist der Winter aber mild ausgefallen. Also, derartige Ausreißer gibt es halt. Dass sich aber nun permanent und in direkter Folge Monat für Monat erhöhen, ist schon außergewöhnlich. Wenn die Temperaturwerte eines Monats im Vergleich zum Vorjahr bis zu fünf Grad Celsius steigen, ist nicht mehr normal.

Aber hier geht es darum, dass man deshalb suchen musste, weil Halil die Stellen nicht richtig erkennen konnte, weil sich das Ufer verändert hatte. Trotzdem, die Fässer wurden gefunden. Eins nach dem anderen. Die Männer mit den besonderen Schutzanzügen legten ihnen Ketten um, die diesmal noch sicherer waren. Ein tödlicher Unfall war eine Warnung. So etwas durfte sich nicht wiederholen.

Da sich die Werte der Dioxinmessungen in den letzten Tagen nicht verändert hatte und anzeigten, dass irgendwo im Fluss eine Quelle sein musste, wollte man kein Risiko eingehen und arbeitete durch, bis etwa um Mitternacht das letzte Fass auf dem Gefahrgutlaster von Hans Werk landete. Von hier aus ging es dann in eine Sammelstelle, wo die genaue Zusammensetzung des Fassinhalts bestimmt wurde, damit später über die endgültige Beseitigung entschieden werden konnte.

Beate und Jan hatten sich früher vom Team verabschiedet. Jan war geschafft, ihn hatte die Anspannung der letzten Tage ziemlich mitgenommen. Er war zutiefst zufrieden, dass dieser Fall jetzt endlich dem Ende entgegen ging. Für den nächsten Tag war noch ein Meeting bei Bernd angesetzt. Aber jetzt wollte er den Feierabend mit seiner Frau in seinem Ristorante, wie er das kleine Lokal seines neuen italienischen Freundes Carmine nannte, mit einem leckeren italienischen Essen und einem guten Tropfen Rotwein genießen.

„Wir nehmen die gemischte Fischplatte für zwei Personen." Sagte Jan zu Carmine als sie sich entschieden hatten,

„Iste gute Wahl! Piatte di pesce per due. Ich ganz frisch eute gekauft." Antwortete Carmine.

„Und einen Wein? Was kannst Du als Wein empfehlen, Carmine? Einen Weißwein?" fragte Jan.

„Ich abe gute Weißwein. Eine Terre del sole aus Sizilia. Passte sehr gut zu die Fisch."

„Ja, dann den Terre del sole. Eine Flasche, bitte." Meinte Jan und freute sich schon auf den Wein.

„Sehr gut, Jan." sagte Carmine und notierte die Bestellung. „Ah, Jan. Was ich frage will, abt gefunden Fässer in Fluss, wirklich?"

„Ja, die Fässer sind gefunden. Die werden jetzt gerade aufgeladen. Der Fluss ist wieder sauber." Bestätigte Jan.

„Ah, wir alle Angst ier. Sonst noch mehr passiere wie mit die Kinder." Sagte Carmine erleichtert.

„Nein, Carmine, ihr könnt alle beruhigt sein. Jetzt wird gründlich sauber gemacht. Und morgen ist alles wieder gut. Dann sind alle Fässer weg." Versuchte Jan zu beruhigen.

„Gut, wir alle erleichtert jetzt. So schöne Fluss ier." Sagte der freundliche Italiener. "Aber jetzt Bestellung in cucina. Und Wein von schöne Sizilia kommte sofort." Und verschwand freundlich lächelnd in Richtung Küche.

„Na, Jan." sagte Beate, „nicht nur Carmine dürfte erleichtert aufatmen. Dir sieht man auch an, dass Du sehr froh bist, dass der Spuk zu Ende ist."

„Geht, Beate. Geht. Zu Ende ist erst, wenn die Fässer alle wieder draußen sind. Ich hoffe, dass das in dieser Stunde etwa geschieht."

„Wärst Du gern dabei gewesen?" wollte Beate von Jan wissen.

Jan brauchte nicht lange überlegen. „Nein, das ist jetzt etwas für die Spezialisten, die für derartige Problemfälle gebraucht werden. Ich habe da schon zugesehen und kann diesen Männern nur Respekt und Anerkennung zollen. Das ist oft nicht einfach. Und sehr oft gefährlich. Und kompliziert. Und, da man auch auf Nummer sicher gehen muss – es dauert mitunter auch sehr lange."

Carmine erschien mit dem Wein und öffnete die Flasche, goss die Gläser ein, und sagte: „Salute, eute geht Wein auf Koste des auses. Salute. Und schön, dass Du Fässer gefunden ast. Wir alle sehr froh. Auch Kinder. Immer

spiele und schwimme dort. Salute.“

Jan war ganz gerührt. Er brachte nur ein zaghaftes ‚Salute‘ und ‚grazie‘ hervor und sah Carmine in Richtung Küche verschwinden.

„Na, Jan. Du hast einen ganz verklärten Blick. Hier ist allen wohl ein Stein vom Herzen gefallen.“ Stellte Beate fest.

Jan nickte nur versonnen. „Keiner kann sich so ehrlich freuen wie die Italiener!“

Dann kam auch schon die Fischplatte. Carmine fragte: „Und Wein gut?“

„Sehr gut, Carmine, sehr gut.“ Sagte Beate anerkennend.

„Eh, alle zufriede, Jan! Bene, alle zufriede.“ Stellte Carmine fest.

*

46 Heute – nicht erst morgen

Die Kernmannschaft von Bernd Mühls LeafGreen-Team saß in einem Besprechungsraum zusammen. Zusätzlich hatte Bernd Mühl auch Beate und Jan, sowie Peter Auerbach und Tim Gebauer eingeladen. Auch Halil Özden war eingeladen worden. Nachdem Bernd alle begrüßt und teilweise auch vorgestellt hatte, kam er ohne Umschweife zur Sache.

„Also, dann will ich mal mit dem Teil meines Berichts beginnen, der mit Dingen zu tun hat, die sich außerhalb von LeafGreen abspielen, und auf die wir teilweise keinen Einfluss haben oder hatten.

Ach, doch! Noch vorweg, das wird alle am meisten interessieren: die Fässer sind noch gestern Abend alle geborgen und abtransportiert worden. Der gesamte Müll ist weg! THW und die Bundeswehr sind dabei, den Fluss wieder zum Laufen zu bringen.“

Beifall brauste auf und es wurde gejubelt, als wäre Deutschland gerade Fußballweltmeister geworden. Bernd musste einen Augenblick warten, bis er mit seinem Bericht fortfahren konnte.

„Nun komme ich zum Punkt mit dem Strafverfahren.“ Er blickte zu Tim und Peter Auerbach. „Wir waren zusammen mit Rechtsanwalt Freistein und Tim, Peter und Halil bei der Polizei und dann bei der Staatsanwaltschaft und haben Selbstanzeige wegen der Verklappung der Giftfässer gestellt. Um es kurz zu machen, die Sache läuft an. Aber, für Tim, Peter und Halil haben wir eine Kronzeugenregelung aushandeln können, weil sie aktiv an der Aufklärung der ganzen Sache mitgearbeitet haben. Und weiterhin an der Entsorgung des restlichen Mülls beteiligt sind. Es könnte sein, dass sie zwar eine Strafe bekommen, die aber zur Bewährung ausgesetzt wird.“

Wieder wurde anerkennend Beifall geklatscht.

„Das leitet zum nächsten Punkt über. Die Leute bei den Mühlen-Werken werden alle verhört. Teilweise sind Verfahren gegen einzelne von ihnen

eingeleitet worden. Und, soweit ich aus gesicherter Quelle weiß, der Investor in den USA hat durchgesetzt, dass sie alle fristlos entlassen werden oder vielleicht auch schon entlassen sind. Weil sie die Umwelt so vorsätzlich geschädigt haben und dabei billigend in Kauf genommen haben, dass Menschen gestorben oder gesundheitlich beeinträchtigt worden sind. Und die Amis werden die Werke nun zu hundert Prozent übernehmen und alle Posten neu besetzen. Die Amerikaner wollen auch den Umweltschutz stärker unterstützen."

Aufbrausender Beifall.

„Nächster positiver Punkt. Rechtsanwalt Freistein hat zusammen mit Tim und Peter Auerbach einen Vergleich mit der Stadt geschlossen. Tim kriegt für die symbolische Summe von einem Euro das Grundstück sofort zurück!"

Tosender Beifall drückt die Freude der Anwesenden aus. Tim wird von allen Seiten auf die Schultern geklopft.

„Schön, dass ihr euch alle darüber freut. Aber es kommt noch besser. Tim, Peter Auerbach und ich haben eine gemeinsame Firma gegründet, die sofort damit beginnt, das gesamte Grundstück zu entsorgen. In diese Firma fließen ein: das Grundstück samt Gebäude und die Firma von Peter Auerbach. Und wir verfahren mit dem Müll so: was zu gefährlich ist wird von einer seriösen Firma entsorgt. Wir machen nur das, was man gefahrlos weiterverarbeiten oder verbrennen kann. Alles andere geht an seriöse Partner.

Wir werden uns allerdings auch ein gewisses Knowhow aneignen müssen und dann Verfahren entwickeln, um Umweltmüll besser recyceln zu können, wenn Tim sein Studium abgeschlossen hat. Tim bekommt eine Fachausbildung und wird danach ein Studium beginnen. Aber Gesellschafter ist er sofort und kann später als Student dort schon mitarbeiten."

Bernd Mühl machte eine kurze Pause und trank einen Schluck medium Wasser.

„Ihr merkt sicher, dass unsere Devise heißt: Gleich! Sofort! Heute! Jetzt!" Bernd sah seine Mitarbeiter, seine Freunde und Mitstreiter mit einem leisen Lächeln auf den Lippen an und redete leise weiter: „Nicht morgen … oder 2022 … oder frühestens zwanzig dreißig. Oder …immer nur oder und dann ab 2030. Und dann auch nur zu reduzierten Bedingungen, weil … da hängen ja Arbeitsplätze … oder die Industrie muss erst die nötigen Voraussetzungen … und der kann nicht … und dies muss noch …"

Bernd Mühl machte eine wieder kurze Pause und sah seine Truppe zufrieden lächelnd an. Er wusste, dass er jetzt auf dem richtigen Weg war.

„Zu Tim Gebauer und seinen Eltern ist noch folgendes zu sagen: Tims Eltern werden in einer Reha-Einrichtung untergebracht. Für ein paar Wochen. Damit das Haus von Tims Eltern, das ihm zwar jetzt auch voll und ganz gehört, renoviert und behindertengerecht umgebaut werden kann."

Bernd sah zufrieden lächelnd zu Tom, dann trank er einen Schluck Wasser.

„Dann konnten wir noch folgendes vereinbaren: Halils Frau Miray Özden

wird hauptamtliche Pflegerin von Tims Eltern und Halil übernimmt ab sofort die Hausmeisterstelle bei LeafGreen. Diese Nachricht haben wir zunächst nicht publik gemacht, weil wir nicht vorhersehen konnten, wie der Prozess enden würde."

Das Team nahm auch diese Entscheidung mit Freuden auf und klatschte herzlich Beifall. Bernd freute sich, dass auch dieser Tagesordnungspunkt erledigt war. Er trank ein wenig von seinem Wasser und schaute zu seinen Mitarbeitern.

„Unser LeafGreen-Projekt betreffend, kann ich Euch folgendes berichten: wir sind in Verhandlungen mit ARD und ZDF. Und zwar aus dem Grund heraus, wir wollen unsere Sendezeiten für die Spots zu festen Uhrzeiten und diese müssen außerdem wichtige Zeiten sein. Also, die ‚Heute' Nachrichten und die ‚Tagesschau' – ich meine unmittelbar vor diesen Nachrichtensendungen, wäre schon sehr schön. Aber auch in den wichtigsten Sportsendungen wie die ‚Sportschau' und die ‚Sportreportage' wären ganz schön.

Und nun hat sich folgende Situation ergeben: es gibt Premiummarken – wie BMW und auch Audi, die würden bereit sein, eigene Werbeblöcke freizugeben, damit wir zu diesem Zeitpunkt gezeigt werden. Einziger Haken, sie wollen als Sponsor für diese Sendung genannt werden. Und wir müssen das mit unseren Juristen klären, in welcher Form wir das machen können. Da geht es um das Stiftungsrecht, Vereinsrecht, und das liebe Finanzamt.

Aber ich bin guter Dinge, wir bleiben am Ball und ich denke, wir werden einen Weg finden.

So und zum Abschluss möchte ich noch sagen, heute um 14 Uhr geht es mit unserem Team Entsorgung weiter. Nur damit keine Zweifel aufkommen. Wir werden die ersten Schritte einleiten, damit auch hier so schnell wie möglich, aber auch so gut wie möglich Funktionen ins Rollen kommen.

Vielen Dank, meine Freunde."

Jan und Bernd verabschiedeten sich recht herzlich und versprachen sich, immer in Kontakt zu bleiben. Jan versprach, immer dann, wenn etwas Kniffliges zu recherchieren war, zur Verfügung zu stehen.

*

„Und wir, Jan. Was machen wir jetzt?" Fragte Beate, als sie an der gläsernen Eingangstür von LeafGreen abwarteten, dass der Regenschauer nachlassen würde.

„Ich glaube, jetzt ist der Schauer vorbei. Lass uns im Auto darüber reden." Sagte Jan und öffnete die Tür für Beate. Sie gingen zum Auto. Jeder passte auf, dass er nicht in eine Pfütze trat. Als sie dann im Auto saßen sagte Jan, und lächelte dabei ein wenig spitzbübig: „Also, ich würde ja gern ein paar Tage anhängen."

„Du meinst Urlaub machen?"

„Ja!“ sagte er einsilbig und grinste.

„Aber Jan, sieh Dir mal das Schietwetter an. Also, Dauerregen am Tegernsee – da bleib ich lieber zuhause und mach’s mir dort gemütlich.“ Antwortete Beate und sah den letzten Regentropfen zu, die die Windschutzscheibe herunterliefen.

„Nun ja, man könnte ja über den Alpenhauptkamm fahren. Dort im Süden, da liegt ein dickes Hochdruckgebiet. Und gut warm ist’s da auch noch.“ Meinte Jan und freute sich schon.

„Hör mal, da kriegst Du doch kein Zimmer mehr. Wenn bei uns so ein Wetter herrscht, macht doch schon halb München Urlaub am Gardasee.“ Bemerkte Beate skeptisch.

„Muss ja auch nicht unbedingt der Gardasee sein.“

„Hm.“

„Carmine hat mir seine Schlüssel gegeben.“ Erklärte Jan ein wenig nebenbei.

„Wir sollen doch nicht in seiner Wohnung wohnen? Ich weiß nicht, mitten in den privaten Sachen von anderen Menschen.“ Meldete Beate ihre Zweifel an.

„Nein, nicht in seiner Privatwohnung dort unten. Das wäre ja auch mitten in Mailand. Nein, das möchte ich auch nicht.“

„Sondern? Jan, lass Dir doch nicht alles einzeln aus der Nase ziehen!“

„Na, Carmine hat eine Ferienwohnung am Ortasee. In Pratolungo, da soll es sehr hübsch sein. Sagt er.“

„Das glaub ich ihm ja.“ Sagte Beate und holte tief Luft. „Hm.“

„Was meinst Du? Du siehst mir nicht gerade sehr entschlossen aus. Ich habe noch Reservewäsche im Koffer. Und, Reinigung oder Wäscherei soll’s da unten in Italien auch geben. Das Dienstleistungsgewerbe ist dort sehr gut entwickelt.“

„Wäsche? Hätte ich vielleicht genug…“ fing Beate ein wenig grübelnd an und ging im Geiste ihren Koffer durch. „…aber anzuziehen habe ich nicht das richtige dabei. Wer kann denn auch ahnen, dass es plötzlich aus heiterem Himmel nach Italien gehen soll.“

„Du, Beate. Die sind in Italien schon seit den alten Römern so zivilisiert, dass es sogar Geschäfte gibt, wo man leichte Kleidung nachkaufen kann.“ Sagte Jan amüsiert. „Und übrigens, falls Du nicht genügend Geld dabeihast – ich habe meine Scheckkarte dabei.“

„Jan Bronner, auf was wartest Du? Nach Italien geht’s da lang!“ sagte Beate und deutete auf ein Straßenschild mit der Aufschrift: ‚Alle Richtungen‘.

*

47 Die weiteren Aussichten

„Hallo, Jan! Hier ist Bernd.“ Sagte Bernd am Telefon. „Grüß Dich!“

„Ja, grüß Dich, Bernd! Das ist aber schön, dass Du anrufst.“ Antwortete Jan erfreut. „Wie geht es Dir?“

„Gut, Jan. Danke der Nachfrage.“ Antwortete Bernd. „Und, wie geht es Beate und Dir? Alles gesund dort unten im Allgäu?“

„Auch gut, danke. Alles bestens.“ Antwortete Jan, der schon gespannt war, warum Bernd ihn anrief. „Gibt es etwas Neues bei Dir, Bernd? Oder rufst Du nur so an?“

„Doch, Jan, es gibt ein paar Neuigkeiten.“ Sagte Bernd und griff nach seinen Unterlagen, die er sich zurechtgelegt hatte. „Der Prozess gegen Hambach und die anderen aus den Mühlen-Werken beginnt in vier Wochen.“

„Oh! Das ging aber flott. Da staune ich aber.“ zeigte sich Jan überrascht. „Da hat der Staatsanwalt aber mächtig Gas gegeben!“

„Ja, das fand ich auch. Aber, andererseits, diese Kerle waren alle geständig. Und das Verfahren gegen den Frey wegen seiner illegalen Geldtransaktionen wurde wohl abgetrennt. Das alles hat das wohl etwas vereinfacht und damit letztlich auch beschleunigt.“ Antwortete Bernd. Und fragte dann: „Kommst Du zum Prozess? Du müsstest eine Aufforderung bekommen, als Zeuge zu erscheinen.“

„Die habe ich bis jetzt noch nicht bekommen. Aber klar werde ich als Zeuge vor Gericht erscheinen. Ich denke, da geht es auch um Auerbach und Tim. Oder gibt es da etwas Neues?“

„Ja, bei Tim steht das so, dort wird bereits saniert. Tim arbeitet in Teilzeit, weil er erst sein Studium macht. Auerbach ist Geschäftsführer. Die beiden ergänzen sich ideal und ich habe überhaupt keine Sorge, dass dieses Unternehmen die Anfangsschwierigkeiten nicht gelöst bekommt. Und wenn dann erst mal alles Gift entsorgt ist, dann geht es bei denen richtig los.“

„Das hört sich prima an. Freut mich für Tim und Auerbach.“ Sagte Jan zufrieden.

„Für mich kannst Du Dich auch freuen, mir macht dieses Entsorgungsunternehmen richtig mit Spaß. Und ich denke, wir kommen schnell aus dem Schlamm dort raus. Dann kommen all die Problemecken dran. Die Mühlen-Werke haben sich schon mit dem ganzen Erdaushub angemeldet.“

„Donnerwetter. Da tut sich ja wirklich eine Menge. Und das in dieser kurzen Zeit!“ Jan kam nicht aus dem Staunen.

„Ja, ich staune auch.“ Bernd kam noch einmal auf den Prozess zurück, und fragte daher: „Sag mal, wenn Du zum Prozess kommst, kommt Beate mit? Bleibt Ihr ein paar Tage?“

„Wenn Du jetzt so fragst, ja. Ich denke wir buchen bei Carmine ein paar Tage. Dann haben wir auch Zeit und können über LeafGreen reden.“ Antwortete Jan und fügte dann noch hinzu: „Ich denke dabei auch an Deinen köstlichen Roten. Den im Eichenfass gereiften.“

„Den Syrah.“ Sagte Bernd und erinnerte sich an den schönen Abend mit Jan

zusammen.

„Ja, ein edler Wein.“ Auch Jan dachte an diesen Abend, der ihm LeafGreen so nahegebracht hatte.

„Und, LeafGreen, hast Du schon etwas erreichen können? Mit Deinem Anliegen?“

„Also, Jan, wenn Du mich fragst, ob wir etwas mit LeafGreen erreicht haben, dann kann ich es ehrlicherweise nur mit einem ‚ja‘ und einem ‚nein‘ beantworten. Oder nein! Mit mehreren ‚ja’s‘ und mehreren ‚nein‘. Ja, wir haben schon ein umfassendes Gesamtkonzept entwickelt. Nein, davon ist noch nichts fertig. Ja, wir haben erste Schritte gemacht. Nein, es ist noch nicht messbar, dass wir etwas an CO2 eingespart haben. Bis jetzt noch nicht.“ Sagte Bernd Mühl entspannt. Dann fragte er: „Hast Du einen Moment Zeit, Jan? Dann erzähl ich ein bisschen aus dem Nähkästchen.“

„Ja, Bernd. Ich habe Zeit. Und ich bin wirklich daran interessiert, was sich da aktuell tut, bei Dir und bei LeafGreen.“ Antwortete Jan mit ehrlichem Interesse.

„Also gut, Jan. Sehr viel getan hat sich bislang zwar nicht.“ Begann Bernd. „Aber, das ist in der kurzen Zeit auch nicht verwunderlich. Oder besser gesagt, es ist schon ein kleines Wunder, dass wir ein verbindliches Zielsystem definiert haben, an dessen Verwirklichung zwei ganz große Softwareunternehmen Deutschlands bereits arbeiten. Es wird ein großes Datenbanksystem namens ‚Portas‘ entwickelt und dazu ein Verkehrssystem ‚Hermosa‘, das uns helfen soll, den Güterverkehr von der Straße auf die Schiene zu bekommen. Das große Ziel ist dabei, ganz Europa zu vernetzen. Ganz langfristig gesehen. Grob gesagt, wir wollen von Sizilien bis zum Nordkap, und von Lissabon bis Helsinki ein Netz stricken, wo jeder Hafen erfasst wird und jede kleine Lieferadresse eines kleinen Herstellers oder Lieferanten mit integriert ist. Praktisch eine Art Bahnleitsystem. Dabei sind in ‚Portas‘ alle europäischen Häfen mit ihren Containermoduln integriert. Und ‚Hermosa‘ kümmert sich um den Transport der Container zwischen Hafen und Endempfänger, bzw. Sendefirma und Hafen. Und daran arbeiten jetzt bereits planerisch mehrere Häfen, mehrere Bahnlinien, mehrere Großkunden, und zum Beispiel mehrere große Pkw-Hersteller und mehrere der ganz großen Spediteure mit.“

Jan war sehr neugierig geworden. „Und, gibt es schon etwas an Details, die mir das etwas veranschaulichen können?“

„Ja, die gibt es schon. So haben wir vor, jetzt in Kürze mit dem Pilotprojekt zu starten, das Bremen und Bremerhaven mit dem Ruhrgebiet und mit dem Großraum München verbinden wird. Dabei soll bereits in dieser Pilotphase mindestens jeder 2. Container, der von Bremen nach München oder von und nach dem Ruhrgebiet transportiert werden soll, über die Schiene laufen. Und Umgekehrt genauso. Pkw aus dem Raum München für China und Japan werden bereits alle mit der Bahn nach Bremen geliefert. Das ist schon einmal

ein kleiner Schritt, mit dem wir aber das Laufen erlernen wollen."

Jan nickte, weil er schon ein wenig von dieser Philosophie gehört hatte. „Und das Senden und Empfangen wollt ihr mit diesem Bahnleitsystem adressieren."

„Genau. Das haben wir schon einmal in einem riesengroßen Modellbahnmodell getestet. Das ist eine Riesenanlage einer Modellbahn in einer riesigen alten Werkshalle gewesen. Alle Originalsoftware kam schon zum Einsatz, die kleinen Modellbahncontainer wurden mit Barcodes für Sender und Empfänger versehen. Die Modellbahner haben diese Lesestationen gebaut. Die großen Firmen waren mit ihren Bossen zugegen. Die haben alle Augen gemacht, wie kleine Jungs an Weihnachten. Da waren wir im Modell schonerheblich größer, als wir es jetzt in der ersten Erprobungsphase sein werden. Aber man hat gesehen: es geht! Und alle haben mit einem Mal begriffen, dass es wirklich geht! Und begriffen, wie dick das Brett ist, das man noch bohren muss!"

Bernd machte einen Augenblick Pause, denn er musste ein wenig trinken, dann fuhr er fort:

„Wir können neue Strecken von heute auf morgen integrieren. Neue Bahnbetriebe. Neue Länder, neue Häfen, neue Containerbahnhöfe. Schlichtweg alles muss und wird flexibel sein. Ob Du nun einen Container Dosenbier von Kleinkleckersdorf nach Bremen, oder Autos von München nach Bremen schickst. Oder einen Container voller Kupferdrahtrollen von Bremen nach Recklinghausens Containerbahnhof, alles läuft vollautomatisch ab. Du kannst – zumindest im Modell – bereits jetzt schon alles autonom fahren lassen. Und optimal getaktet, auf dem schnellsten Weg. Das System erkennt Sperren – zum Beispiel Blockaden durch Wetter oder Oberleitungsbruch – und schaltet auf Ersatzwege. Gut? Nicht?" fragte Bernd, der sich langsam in Fahrt gebracht hatte.

„Ja, Bernd. Hört sich gut an. Ja!" staunte Jan.

„Aber das ist sogar zum Anfang noch nicht alles! Denn wir wollen zeigen, dass wir dann den lokalen Lieferverkehr der Container auch noch unterstützen können, um hier auch noch mehr CO2 zu vermeiden. Und dafür haben wir ein paar LKW-Hersteller mit ins Boot geholt, die uns mit Hybridfahrzeugen, mit Voll-E-Lastern und sogar schon mit ein paar Wasserstofflastern helfen, einen regionalen Auslieferservice zu realisieren. Und das soll zeitgleich bereits mit dem Pilotprojekt ‚Hermosa' im Ruhrgebiet starten. Dieses Container-System heißt ‚Contrans' und umfasst das Ausliefern der Container, die aus Bremen für diese Region bestimmt sind. Umgekehrt nimmt dieses System Container bei den Herstellern im gesamten Ruhrgebiet auf, die für Bremen bestimmt sind, und fährt sie zur Containerstation des Bahnhofs. Gleichzeitig nehmen wir hier im Ruhrgebiet Wasserstoffladestationen in Betrieb, die im ersten Ausbau allerdings nur für diese Laster genutzt werden sollen, die im Rahmen von ‚Contrans' rollen. Sobald wir mehr Wasserstoff produzieren können, werden daraus auch normale Tankstellen für jedermann werden. Ziel ist dabei,

das ein Container maximal 50 km auf der Straße ist.“

„Ich ahne, wie dick schon dieses Brett der ersten Ausbaustufe ist!“ erkannte Jan.

„Ja, das ist es in der Tat. Aber, haben wir uns gesagt: wer bis 2030 den Containerverkehr von der BAB auf die Schiene haben will, muss klotzen – und darf nicht nur kleckern.“ Fuhr Bernd fort.

„Sehr ambitioniert, euer Ziel.“

„Ja, aber machbar. Ist alles durchgerechnet und gegengerechnet: es geht! Und es wird gehen! Und alle sind im Boot. Auch die Regierung, der Finanzminister, der Wirtschaftsminister. Die Bahn, die Netzbetreiber, die LKW-Bauer. Und – und – und. Für die Spediteure werden bereits Aktionspläne gemacht. Denn das ist klar: Hamburg – München wird es für einen LKW-Spediteur dann nicht mehr geben. Die müssen abspecken! Die kriegen regional etwas, und können bei den Container-Terminals mitmischen. Und können sich als Bahnspediteure engagieren. Mehr aber nicht.“

„Ein Sozialprojekt mehr?“ fragte Jan.

„Ich denke nicht. Aber auf jeden Fall eine riesige Menge CO2 gespart. Und wir schaffen locker unser Klimaziel bis 2035!“

„Und das hast Du alles mit LeafGreen in dieser kurzen Zeit geschafft?“ fragte Jan.

„Jo! Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, mein Lieber. Und LeafGreen schafft noch mehr. Wir sind in Europa bekannt geworden. Also: nicht nur die Kids in Deutschland lieben uns. Auch die EU-Partnerländer kommen zu uns. Die USA hat uns entdeckt. Die Chinesen kooperieren schon mit uns. Die Japaner wollen uns. Korea, Indien. Kurzgesagt: es könnte nicht besser laufen!“

„Expandierst Du?“

„Gezwungenermaßen, ja.“

„Aber Gewinne sind doch sicher keine zu machen, wie kommt ihr durch?“

„Nun, Gewinne wollte ich auch keine machen. Und wenn, gehen die gleich wieder in das System von LeafGreen. Aber, es ist mir gelungen hier in Deutschland, durch unsere Beteiligung an ‚Portas‘, ‚Contrans‘ und ‚Hermosa‘ sehr intensive Kontakte in alle möglichen Bereiche der deutschen Industrie zu knüpfen. Und das hat uns potente Sponsoren gebracht, die uns dermaßen gut unterstützen, dass ich mir zurzeit überhaupt keine Sorgen machen muss. Daher expandieren wir auch, um zum Beispiel auch im Schulbereich Fuß fassen zu können. Es wird einen Wettbewerb geben, ähnlich ‚Jugend forscht‘. Wird echt spannend!“

„Freut mich, ehrlich! Bernd, Deine Ideen sind auch gut. Echt gut!“ staunte Jan.

„Es ist erst der Anfang. Wie immer im Leben beginnt alles mit den ersten Schritten. Und nach ein paar Jahren hat man das Laufen erst richtig erlernt.“

Jan überlegte, ihm kam das gar nicht so wenig vor. „Also, wenn ich das von außen so höre, ich finde das schon riesig. Überleg doch mal, Du kriegst die ersten Containerlaster dauerhaft von der Autobahn. Und das jetzt schon! Alle

Achtung.“ Sagte er voller Anerkennung.

Bernd überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Du, das kommt zeitlich gerade mit dem Prozess hin. Und wenn Ihr für ein paar Tage hier seid, dann seid ihr herzlich eingeladen, wenn hier der Startschuss für das System ‚Contrans‘ fällt. Dann wird hier auf den roten Buzzer gedrückt und die ersten Container rollen los.“

„Also Bernd, das würde mich riesig freuen. Da bin ich gern dabei.“ Sagte Jan erfreut.

Bernd ergänzte noch: „Ich zeig Euch vorher hier ein paar Spots, die wir als Werbung laufen lassen. Dann kriegst Ihr einen besseren Eindruck, was das alles bedeutet.“

„Beate wird das auch interessieren. Die redet öfter mal davon, was sie von Dir alles erfahren hat, damals. Und kuckt auch viel LeafGreen-Spots, weil sie die so gut findet.“ War sich Jan sicher.

„Na, dann werdet Ihr auch die zweite Sache gut finden, die gerade am anlaufen ist. Und zwar auch schon ziemlich gut.“ Fügte Bernd an.

„Sag mal, noch so ein kleiner Schritt?“ fragte Jan amüsiert. „Du stellst Dein Licht etwas unter den Scheffel, lieber Bernd. Was hast Du denn noch am Laufen?“

„Wir haben unsere Genossenschaft DLG gestartet. Die kümmert sich um Solaranlagen und Ladestationen. Egal, ob Du ein Haus oder eine Wiese hast, auf der man eine Solaranlage installieren kann, diese Genossenschaft nimmt dem Hausbesitzer, dem Landbesitzer – egal, ob groß oder klein – alles ab. Die Finanzierung, die Planung, der Anlagenaufbau, alles wird gemacht. Du brauchst Dich um nichts zu kümmern. Die DLG – Dach, Land, Garage – macht Dir alles. Sie verkauft den Strom, meist regional an feste Kunden. Sie baut Ladestationen in die Garagen oder auf die Parkplätze von Wohnanlagen. Alles aus einer Hand. Und der Hausbesitzer oder der Bauer kriegt am Jahresende seinen Gewinnanteil und den Teil der Steuererklärung, die er fürs Finanzamt braucht. Ist so, als ob Du Anteile an einem Rentenfonds oder einem Immobilienfonds hast.“ Erklärte Bernd eifrig.

„Man!“ staunte Jan, „Das hört sich ja auch gut an. Wir haben hier auch eine Dachfläche, wo ich schon an so etwas gedacht habe. Und ich will mich auch nicht mit dem ganzen Planungskram belasten. Und hinterher bin ich Stromlieferant und habe auch noch zusätzlichen Behördenkram am Hals.“

„Rede mit uns, Jan – die DLG nimmt Dir alles ab! Du brauchst Dich um nichts zu kümmern. Sagst nur, diese Fläche soll eine Solaranlage bekommen. Wir machen alles andere. Ob Du nun Warmwasser damit machen willst, oder Dein E-Auto aufladen, oder ins Netz einspeisen. Wir kümmern uns um den Behördenkram, einfach um alles. Wir verkaufen den Strom. Und Du kriegst den Gewinn.“ Und dann viel ihm noch etwas ein. „Und den Teil der Steuererklärung für diesen Gewinn, den machen wir detailliert auch noch mit.“

„Mensch Bernd, seid ihr auch hier in Schöllang aktiv?“ fragte Jan begeistert.

„Die DLG arbeitet deutschlandweit.“ Antwortete Bernd. „Bist Du wirklich interessiert?“

„Ja, ich wollte wie gesagt, selbst schon. Hab aber die ganze Mühe gescheut. Warmwasser wollte ich damit machen. Ein paar Ladestationen, für meine Mitarbeiter, für Gäste vom Reiterhof. Den Rest ins Netz einspeisen. Ich habe den ganzen Papierkram und die ganzen Handwerkergeschichten gescheut.“ Gestand Jan ein.

„Nehmen wir Dir alles ab. Du kannst wählen, ob Du nur das Dach zur Verfügung stellst. Oder ob Du auch in die Solaranlage investieren willst. Auch in die Ladestation kannst Du investieren. Das variiert dann ein wenig. Der Gewinn steigt dadurch an. Das wie erklären Dir die Fachleute. Aber im Prinzip machen wir genau das, was Du vorhattest: Solar auf Dach, Warmwasser im Haus, Strom in der Garage. Und Du brauchst Dich um nichts zu kümmern.“ Warb Bernd für sein jüngstes Kind.

Die beiden Freunde plauderten noch eine ganze Weile miteinander. Dann verabschiedeten sie sich und freuten sich darauf, sich in einigen Wochen wiederzusehen.

Am Tag nach diesem Telefonat ließ sich Jan einen Berater von DLG kommen. Eine Woche später begann ein Team der DLG Jans Solaranlage zu planen.

***

48 Überlegungen und Zahlenbasis

Zunächst ein Wort in eigener Sache. Ich habe ganz bewusst bei den LeafGreen-Spots auf Wiederholung gesetzt, um ähnlich wie bei dem Siebenten Sinn, der sich mit dem Thema Verkehr befasst hat, eine hoffentlich nachhaltige Wirkung beim Leser zu erzeugen. Ich glaube, dass in der dauerhaften Wiederholung des Themas Umwelt ein Teil einer positiven Wirkung liegen kann.

Bei meinen Überlegungen zur allgemeinen Umweltproblematik habe ich mich auf die Tatsache konzentriert, dass es Deutschland offenbar nicht gelingt, die gesteckten Ziele bei der Einsparung von Treibhausgasen zu erreichen. Die jetzt (Stand 07/2019) ins Gespräch gebrachten Emissionssteuern und eine Verwendung dieser Einnahmen zur Aufforstung von Wäldern – hier sind wohl nur schnell wachsende Wälder sinnvoll, erscheint mir eher eine Beruhigungspille für das eigene Gewissen zu sein. Der Vergleich mit dem Ablasshandel des Mittelalters liegt schon nahe.

Und die Emissionssteuer bringt kein echtes Minus bei der Emission. Das Minus ist aber erforderlich, weil wir zurzeit, wo wir schon weniger ausstoßen

sollten, jährlich weiter steigende Emissionszahlen haben. Wir kommen aus dem Dilemma nur raus, und das wird Generationen dauern bis es sichtbar und messbar wird, wenn wir echt weniger – also ein wirkliches Minus, bei den Emissionszahlen haben. Also, wenn CO2-Steuer, dann dieses Geld sofort in schnell wachsende Wälder investieren, und nicht beim Finanzminister einfach nur horten oder sogar für andere Dinge verwenden.

Als Zahlenbasis diente mir z. B. ein Diagramm von spare-benzin.de aus dem sich entnehmen lässt, dass ein Motor, der jeweils mit konstant 120km/h beziehungsweise mit 160km/h betrieben wird bei Tempo 160 ungefähr ein Drittel mehr verbraucht als bei Tempo 120. Diese Aussage soll generell gelten und ich konnte das anhand von Diagrammen von VW Golf 1,4 TSI und Mercedes E200 Kompressor kontrollieren, die dies bestätigen.

Leider habe ich nirgends eine Zahl gefunden, die etwas über die Durchschnittsgeschwindigkeit aller auf der Autobahn fahrenden Kfz aussagt. Aber die Daten, die Tomtom im April 2019 Zeit Online zur Verfügung gestellt hat, lässt eine ungefähre Aussage zu. Etwa 30% aller Kfz sind mit einer Geschwindigkeit von mehr als 130km/h auf unseren Autobahnen unterwegs. Und immerhin etwa 12,5% sind in einem Geschwindigkeitsbereich von mehr als 150km/h unterwegs. In diesem Geschwindigkeitsbereich ist der Verbrauch aber so hoch, dass hier mit einer Einsparung von Sprit im Falle eines Tempolimits auf jeden Fall zu rechnen ist. Erste Frage also: warum macht das keiner?

Ich kann zu diesen Zahlen und Verbräuchen aus eigener Erfahrung sagen, wenn ich mit ca. 110km/h auf der Autobahn fahren kann, sonntags, Lkw-frei, dann ist mein Verrauch am geringsten. Ich bin in neun Jahren ca. fünfzig Mal Berlin-Allgäu bzw. Allgäu-Berlin gefahren. Ich kam bis auf 5,5l/100km runter (Mercedes A170) und kam mit einer Tankfüllung aus (54l) und hatte meist noch eine Restreichweite von etwa 100 km. Selten bin ich wochentags gefahren. Dann musste ich Laster überholen und dadurch bedingt kam es vor, dass ich auf der Autobahn nachtanken musste, weil mein Verbrauch höher war. Mal ganz abgesehen davon, dass ich auch mal nach einer derartigen Fahrt Blutdruckprobleme hatte. Die gab es sonntags nie.

Eine andere Information ist der ADACmotorwelt 5/2019 zu entnehmen. Laut Umweltbundesamt sind 2018 163 Mio. t CO2 aus dem Verkehr ausgestoßen worden. Diese verteilen sich auf in

61,0% PKW
35,0% Lkw
1,4% nationaler Luftverkehr
1,1% Küsten- & Binnenschifffahrt
0,6% Dieselloks
0,9% übrige Emission

Hier ist allerdings klar zu erkennen, dass bei der Verlagerung des Frachtverkehrs auf die Schiene ein enormes Einsparpotential vorliegt. Und

auch beim Automobil ist Einsparpotential vorhanden, und zwar relativ schnell. Ein Tempolimit auf Autobahnen würde einen großen Teil der Einsparungen sofort erbringen. Ein echtes Minus, wie weiter oben gefordert.

Bei den Pkw ist nun eine unglückliche Situation entstanden, die aus meiner Sicht eindeutig dazu führen müsste, dass man das Einsparpotential, was dort vorhanden ist, sofort nutzen müsste. Leider hat die Automobilindustrie durch die Abgasmanipulationen echt Kredit verspielt. Nun begeht sie meiner Meinung nach wieder einen Fehler bzw. hat sie ihn schon vor zwanzig Jahren gemacht. Damals kam die Firma Toyota mit dem Prius auf den Markt und bot damit das erste Hybridfahrzeug an.

Nun versucht man in Deutschland auf Elektromobilität zu setzen und verkennt aber, dass wir auch mit dem Auto verreisen wollen und dann nicht mit einer Reichweite von um die 400km zurechtkommen. Noch dazu kommen dann die extrem hohen Anschaffungskosten. Ich fürchte, es wird bald wieder eine neue Forderung nach einer Abwrackprämie kommen.

Aber ein Hybridfahrzeug würde uns in einer gewissen Übergangszeit aus der Klemme helfen. Es verbraucht echt weniger. Ich erspare mir hier das Verwirrspiel der Automobilindustrie mit Verbräuchen und Reichweiten. Aber ein Einsparpotential ist vorhanden, den Strom des Fahrzeugs – den Prius als Maßstab, erzeugt es selbst. Ist also energetisch sauberer.

Japaner und Koreaner bieten diese Hybridautos in verschiedenen Klassen und zu erschwinglichen Preisen an – Deutsche Hybrid-Kfz? Auch wieder nur in Regionen die der kleine Mann nicht zahlen kann. Hier versagt die Automobilindustrie. Und die Politik hat es ebenfalls getan. Bis wir alle unseren Stromanschluss in der Garage haben – und haben denn alle Autofahrer eine Garage? – kommt die Brennstoffzelle. Und dann haben wir viel Geld für Elektro ausgegeben und brauchen E gar nicht mehr. Was wird dann aus den ganzen Akkus?

Im Augenblick ist die Brennstoffzelle ein Exot. Da muss ich meine Strecke nach der Erreichbarkeit der Tankstellen mit Wasserstoff planen. Als Betriebsstoff könnten aber auch andere Stoffe in Frage kommen. Und preislich sind diese Kfz auch jenseits von Gut und Böse für den kleinen Geldbeutel.

Also, ich lege mich fest und sage Hybrid hilft uns übergangsweise aus der Klemme. Punkt zwei – ein Tempolimit von 120km/h auf den Autobahnen muss her! Und zwar so schnell wie möglich. Drittens – es muss so viel Lastverkehr auf die Schiene verlagert werden wie nur möglich. Viertens: ich mache die Innenstädte für alles was Abgas produziert dicht. Dafür lasse ich die Menschen aber kostenlos mit öffentlichen Verkehrsmitteln in die Stadt fahren.

Je schneller ich diese vier Maßnahmen einführe, desto eher kann ich bei meinen Emissionszahlen ein Minus erreichen.

Zu dem Thema Flussverschmutzung kann ich mich nur auf das Flüsschen Nidda berufen. Die Nidda wird von einem Fischereiverein alle zwei Jahre abschnittsweise gereinigt. Ich habe vor Jahren einen Filmbericht im Fernsehen gesehen und war beeindruckt. Einmal von der Bereitschaft diese Arbeit zu machen und von den Ergebnissen. Was da aus diesem Flüsschen alles herausgefischt worden ist!

Die von mir im Roman beschriebenen Giftgefahren gab es aber nicht. Nur, bedenken Sie bitte, in allem Technikmüll kann auch Gift enthalten sein. Auch Transformatoren und Kondensatoren können Dioxin enthalten.

Es gibt in Deutschland ca. 140 Flüsse, die länger sind als 90 km. Die Weser ist mit 744 km der längst Fluss Deutschlands, der ausschließlich in Deutschland fließt. Nehmen wir eine durchschnittliche Länge von 150 km, dann kommen wir auf 21.000 km Flussläufe in Deutschland. Sie können diese Zahlen im Internet jederzeit nachprüfen. Wie auch alle vorher genannten Zahlen im Internet recherchiert werden können.

Des Weiteren mache ich eigene Umweltbeo-bachtungen, die ich nicht für normal halte oder gehalten habe. So fällt mir schon seit einiger Zeit auf, dass es in meinem Garten weniger Insekten und auch weniger Singvögel gibt. Diese Beobachtung habe ich bereits Jahre vor dem Zeitpunkt gemacht, als derartige Meldung in den Nachrichtensendungen des Fernsehens gebracht worden sind. Auch Schmetterlinge waren früher sehr viel häufiger.

Ich persönlich mache die Laubgebläsefraktion meiner Nachbarn dafür verantwortlich, die immer alles wie geleckt haben wollen und im Herbst mehrmals mit ihren Gebläsen die Blätter zusammenblasen und sie dann in Plastiksäcken samt Insekten zu verpacken. Die Singvögel, die bei uns überwintern, haben dann Futterprobleme. Sie finden kein Laub mehr in den Gärten, wo sie sonst nach Insekten aller Art suchen konnten.

Schauen Sie sich die Feng-Shui Gärten an. Alles sehr schön, aber auch sehr steril. Dort wächst keine Artenvielfalt, die eine ausgeglichene Natur braucht. Wir müssen aber unserer Natur auch Platz und Raum schaffen, wo sie ungehindert wachsen und gedeihen kann. Das gilt für den kleinen Garten genauso wie für die groß angelegten landwirtschaftlichen Produktionsflächen. Wie sie die ehemalige DDR und ihr Vorbild die UdSSR geschaffen hatten. Und ihre westlichen Ableger, die Riesenflächen beackern und die Großkonzerne zu Niedrigpreisen beliefern.

Hier kommt der nächste Faktor ins Spiel und der heißt Pflanzenschutz. Hier wird gespritzt und gesprüht was das Zeug hält und das ohne Rücksicht auf Verluste. Also, Verluste – man will bei der Ernte keine Verluste machen. Was die Natur damit anfängt? Was geht das mich an, ich will nur einen ordentlichen Ertrag.

Da geht es den Hamstern an den Kragen, den Mäusen, den Falken – die sich mit den Giftrückständen in den Beutetieren herumquälen müssen. Keinen Lebensraum haben sie mehr, alle diese Tiere und Insekten. Die Wildpflanzen

kommen noch dazu. Ob die gute Hildegard von Bingen all ihre Pflanzen noch finden würde, mit denen sie unsere Krankheiten heilen oder lindern könnte?

Eine weitere Beobachtung konnte ich bei unserem Klima machen. Mir fällt der Wind auf, der nun dauernd bläst. Und zwar immer heftiger. Wind ist eine Kraftform, einmal laienhaft ausgedrückt. Und Kräfte können gewandelt werden, in einem System, einem geschlossenen System, wie es die Erde nun einmal ist. Wenn ich nun durch unser Handeln mehr Wärme in das System bringe, dann entstehen größere Hochdruckgebiete. Der Auftrieb der Luft wird darin größer, das heißt aber auch im gleichen Maße, dass der Luftstrom – also der Wind – zunehmen muss.

Das Meer wird wärmer, und die Verhältnisse über dem Atlantik, die für die Entstehung von tropischen Wirbelstürmen von Bedeutung sind, erreichen früher als sonst den Wert, der für die Entstehung von Monsterstürmen von Bedeutung ist. Die Folge, früher als vorher im Oktober entstehen diese Monsterstürme und rasen auf die Küstenregionen von Florida oder den Philippinen zu. Nun entstehen diese Monster bereits im Juli. Zufall? Nein, wenn sich derartige Vorfälle öfter ereignen, ist kein Zufall im Spiel, sondern System.

Warum gibt es plötzlich Meldungen, dass am Südpol Eismassen in der Größenordnung von Berlin abbrechen und derartige Rieseneisberge bilden. Immerhin, Berlin hat immerhin eine Fläche von 892 Quadratkilometern. Zum Vergleich, die Lüneburger Heide hat eine Fläche von 1077 Quadratkilometern. Also ist sie in etwa so groß wie Berlin. Der Bodensee ist 536 Quadratkilometer groß.

Schauen Sie in die Alpen. So sehr waren die Gletscher in den Alpen noch nie seit Menschengedenken abgeschmolzen. Schauen Sie nach Afrika, in die Sahelzone, sie wird immer mehr zur Wüste. Hier findet keiner mehr, was so dringend gebraucht wird: Wasser. Es ist weg. Schlicht und einfach weg. Verdunstet. Aus – hier geht nichts mehr. Keine Saat geht auf, das Vieh und die Menschen verdursten. Die Folgen? Menschen, die fliehen. Wohin? Auch nach Europa.

Kann man das glauben, dort tödliche Trockenheit und anderswo tödliche Wirbelstürme, Eishagel mit Hagelkörnern so groß wie Tennisbälle? Überschwemmungen nach Dauerregen in Regionen, wo es das seit Menschengedenken nicht gegeben hat. Temperaturrekorde Jahr für Jahr. Sowohl zu heiß, aber auch sehr kalt.

Und dann dieser – ich möchte diesen Ignoranten nicht bei seinem Namen nennen. Den mit den komischen blonden Haaren. Amerika, der größte Umweltsünder braucht nichts tun. Sie haben die beste Luft, das beste Wasser. Bei denen ist alles ok. Ihr, ihr anderen macht etwas falsch. Wenn das mit der Umwelt überhaupt wahr ist. Es kann auch fake sein. Aber Vorsicht, auf dieser Rille kommen auch die Liberalen und die Alternativen daher!

China dagegen scheint es zu begreifen. Aber sie tun sich schwer damit. So

rückständig, wie da so manches ist. Aber auch jene Länder, die zu sehr an Kohle und Öl hängen, leugnen lieber, als dass sie etwas tun. Rechtzeitig. Mag ja sein, dass sie weniger Unkrautvernichter anwenden und daher die Natur weniger angegriffen scheint. Aber man darf sich doch nicht vor den Problemen der Polregionen verschließen, weil man dort keine Interessen hat. Da ist er wieder, der Gedanke Eigenwohl. Mir geht's gut, was scheren mich die Probleme anderer? Dass da eines Tages auch dessen Ururenkel von der Klimaproblematik betroffen sein könnten, daran denkt der Kleingeist nicht.

Zugegeben, nun habe ich mich von der Zahlenbasis ein wenig entfernt. Aber ich habe von Beobachtungen gesprochen, die mich nachdenklich gemacht haben. Schon vor einiger Zeit. Das allein genügt noch nicht, um von Umweltproblemen zu sprechen. Aber es ist ein System erkennbar. Und es läuft permanent in eine Richtung, und zwar in die falsche Richtung. Und dieses Riesensystem Erde in den Griff zu kriegen, wird schwer sein. Extrem schwer sogar.

Und daher sage ich schon, das wird Generationen dauern, bis man die dauerhafte Trendwende erreicht hat. Das heißt aber auch, man braucht Durchhaltevermögen. Also, ein Dauerfach wie Umweltkunde, wäre für die Schüler schon gut. Angefangen im Vorschulalter bis hin zum Abitur. Oder wenigstens eine Abschlussarbeit in der letzten Schulklasse. Oder einen ‚Jugend forscht Umweltpreis'.

Und noch eins, den freiwilligen Sozialdienst – würde ich zusammen mit dem Wehrdienst und dem Zivildienst ab sofort wieder einführen. Für beide Geschlechter. Und einen Umwelthilfsdienst auch – Moore renaturieren, Bachbetten wieder in ihren alten Verlauf einfügen – das könnte dort angesiedelt werden. Berge aufräumen. Und alte Fabrikgebäude sanieren.

Also, denn – es gibt viel zu tun. Packen wir es an. Und zwar noch heute. Schon ein ‚Morgen' könnte für die Seychellen zu spät sein. Und für den Eisbären. Und die Gletscher in den Alpen gab es einmal. Und das Tagpfauenauge … Und … Und …

***

Rückseite

de haes

kontaminiert

Kriminalroman

Die Anregung zu diesem Kriminalroman kam durch einen Fernsehbericht vom Großreinemachen in der Nidda, einem Fluss in Hessen, der im hessischen Fernsehen gezeigt worden ist.

Beate Simon und Jan Bronner sind auch hier wieder die Hauptakteure dieses Kriminalromans. Jan ist Privatdetektiv. Und Beate ist seine kriminalistisch begabte Assistentin.

Im diesem Roman versuchen Beate und Jan einen Fall von gefährlicher Umwelt-verschmutzung aufzuklären, wodurch ein Kind zu Tode gekommen ist. Dieser Fall führt Jan sogar bis in die Türkei und auch die Bundeswehr kommt zu einem Einsatz

Der Autor lebte lange Zeit im Allgäu und heute in Berlin und seine Hobbys sind das Schreiben von Kriminalromanen und die Panoramafotografie.